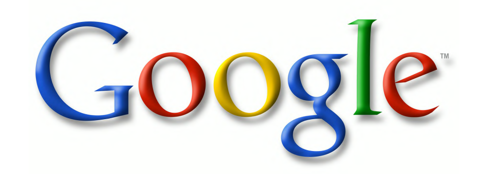
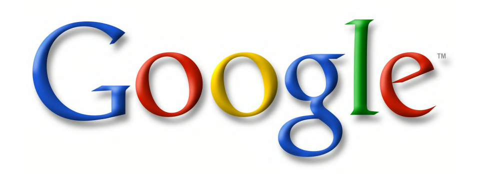







STANFORD UNIVERSITY
LIBR

GEORGE

innerungen eines
eussen aus der
apoleonischen Zeit
1805-1815



# 1805 — 1815.

## Erinnerungen eines Preußen

aus der

## Napoleonischen Zeit.

Von

George.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1840.

# Vorwort.

Indem ich diese Skizzen dem Publico übergebe, halte ich für nöthig zu bevorworten, daß solche nicht eine Geschichte der darin enthaltenen Zeit, sondern nur Beiträge zu derselben, enthalten sollen. Zugleich wird Mancher eine Rückerinnerung an verlebte Zeiten darin finden.

Bei der Lebendigkeit, mit der das, was ich darin wiedergegeben, mir noch im Gedächtnisse stand, habe ich nicht für nöthig gefunden, historische Werke oder Tagebücher gegenwärtig zur Hilfe zu nehmen, sondern ich habe meine Erzählungen rein so dargestellt, wie ich sie ohne diese Hilfe zu schildern wußte. Sollte daher wider Vermuthen ein chronologischer Fehler darin enthalten sein, so wird dieser leicht entschuldigt werden können, wenn nur die Thatsachen auf Wahrheit beruhen, und bei solchen Umständen, deren Zuverlässigkeit mir nicht bekannt, habe ich solche nicht behauptet.

Ansichten, welche darin über politische und militairische Verhältnisse vorkommen, möge man als individuelle Meinungen, wie sie der Umgang mit Andern eingeflößt, betrachten, nicht als anmaßende Urtheile, zu welchen in solchen Beziehungen nur sehr wenige hochbegabte Talente fähig sind, und die ich meinerseits um so minder in Anspruch nehmen darf, als ich zur Zeit der Ereignisse noch sehr jung war, mithin nur die Ansichten Anderer, wie sie mir einleuchtend geworden, wiedergebe.

---

# Berlin, im Herbst 1805.

Das Betreten des Ansbach'schen Gebietes hatte ganz Berlin aufgeregt, um so mehr, als die Folge davon die Katastrophe von Ulm war.

„Mack hat sich ergeben," war das erste Beginnen des Gesprächs nach dem Morgengruße, als die Zeitungen diese traurige und folgenreiche Begebenheit meldeten. Ja, hieß es dann ferner, er ist ein Verräther, durch Gold gewonnen, die Tapferkeit der Franzosen ist nicht die Ursache, so viel sie auch prahlen mögen. Ist das eine Kunst? fragte wieder ein Andrer, der ehemals Hautboist beim Regiment Arnim gewesen war, und Taktik verstehen wollte, die Oesterreicher stehen in einer guten Stellung, haben hinter sich neutrales Gebiet und dieses wird gewaltsam von den Franzosen durchschnitten, und damit die Stellung umzingelt; wenn so das Völkerrecht mit Füßen getreten wird, dann ist es Zeit, daß Alles sich gegen die Franzosen gemeinschaftlich erhebt, und das wird und muß geschehen, eher hat die Welt keinen Frieden. — Er hatte wohl Recht der gute Pohlmann, und wie viel Leiden weniger hätte Europa erduldet, wäre sein Rath geltend gewesen.

Das ist erst der Anfang, trösteten andere Patrioten, wenn auch Bonaparte 25000 Mann gefangen hat, wie er sagt, so steht noch in Italien eine große kaiserliche Armee, die Russen sind schon in Oesterreich, und wir schlagen bestimmt auf die Franzosen los, umsonst ist unsere Armee nicht in's Feld gerückt.

Um dieselbe Zeit fiel die erste Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin, die als ein sicheres Zeichen der festen Allianz betrachtet wurde. Seit einigen dreißig Jahren hatte Berlin keinen fremden Herrscher von Bedeutung in seinen Mauern gesehen, nur bejahrte Leute erinnerten sich noch, wie der Kaiser Paul als Großfürst, Friedrich den Großen besuchte, und welche Festlichkeiten damals begangen worden, und wir Jungen hörten mit Erstaunen zu und freuten uns der nahen Ereignisse. Noch erinnere ich mich, wie ich auf dem Schloßplatz stand, im tiefen Kothe watend, hungernd und durstend, denn die Ankunft des Erwarteten verspätete sich um viele Stunden, und ich war endlich froh, als es hieß, Er sei gekommen, wiewohl ich von Ihm nicht das Geringste gesehen hatte. Im warmen Stübchen freilich bedauerte ich genug, daß ich zu klein war und bei dem ungeheuern Menschendrang weislich in dem Hintergrunde behalten wurde; aber es war doch nicht anders, und ich begnügte mich, wenigstens da gewesen zu sein.

Der Kaiser Alexander hielt sich nicht lange auf, der Großfürst Constantin dagegen blieb mehre Wochen, und ich glaube, daß es damals nur sehr wenige Berliner gab, welche, wenn Geschäfte oder Vergnügen sie ausführte, nicht Constantin kennen gelernt hatten, und seine slawische Gesichtsbildung mit der dicken Stülpnase ausführlich beschreiben konnten. Er wechselte öfter in seiner Kleidung, und es gehörte zur Conversation unter den Neuigkeitskrämern, seine heutige Uniform zu beschreiben. Dabei zischelten sich die Frauen Dinge über ihn in's Ohr, die die Jugend sorgfältig, aber vergebens, zu erhorchen strebte, und von seiner Tollkühnheit wurden Wunder erzählt; genug er war der Held des Tages, und nicht wenig erstaunte man, als im Verlaufe des Krieges seiner gar nicht gedacht wurde.

Berlin war damals einem großen Feldlager ähnlich; alle öffentliche Plätze bedeckten Bagagewagen ohne Zahl, in allen

Ställen der ganzen Stadt fand man Train= und Packpferde. Es war wirklich unglaublich, welche entsetzliche Masse von Gepäck in jener Zeit ein Regiment mit sich führte; der Hof von dem Hause, in dem ein Capitain logirte, enthielt zwei große Wagen, in deren einem Käfiche für Geflügel angebracht waren, weil die leibliche Sorge für die Befehlenden das fürnehmste, und wieviel Fahrzeug außerdem jedes Bataillon besonders hatte, vermag ich nicht anzugeben. Die Zelte, welche die Armee damals mit sich führte, wurden auf Packpferden transportirt, und es war eine unendliche lange Reihe, die hinter einem Bataillon folgte; wie viel Zeit und Mühe muß das Aufschlagen, Abbrechen, Auf= und Abpacken dieser Zelte erfordert haben!

Für die liebe Berliner Jugend war jene Zeit eine höchst erfreuliche; die Bagagewägen, wenigstens die auf den Höfen, gaben die schönste Gelegenheit zum Spielen, die Packpferde zum Reiten, und die Pack= und Trainknechte, alles geborne Polen, von denen nur der Zehnte einige Worte deutsch verstand, litten geduldig den schnöden Witz, der an ihnen verübt wurde.

Unter den vielen durchmarschirenden Truppen war es besonders das Regiment Towarczicz, das Aufsehen erregte, und von Alt und Jung als das Merkwürdigste in der neuern Zeit angestaunt wurde. Derjenige, welcher etwas Näheres von dem Ursprunge und der Bewaffnung dieses Corps wußte, ward mit Beifall angehört, noch mehr bewundert der, welcher behauptete, solches schon gesehen zu haben. Uebrigens nahm sich das Regiment, bewaffnet mit bewimpelten Lanzen, auf schönen muthigen Pferden, stattlich genug aus, vor allen die Officiere, deren lange Lanzen mit größeren Fahnen, und auf diesen Sonne, Mond und Sterne gestickt, geschmückt waren, und sowohl beim Ein=, als beim Ausmarsche hatte sich eine große Zahl Schaulustige eingefunden, wie auch Constantin seine Gegenwart nicht unterließ.



# 1805 — 1815.

## Erinnerungen eines Preußen

aus der

## Napoleonischen Zeit.

Von

George.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1840.

Folgen, erschienen von Seite der Verbündeten auch gar keine ausführliche Relationen, und der Rückzug der Russen, in Folge einer Capitulation, die in die alten Ritterzeiten gehört hätte, weil unser schreiblustiges Zeitalter die geringsten Ereignisse mit der Feder weitläuftig regulirt, wurde nicht im Geringsten erörtert.

Unerklärlich war Preußens Benehmen; von entschiedener Feindseligkeit durch die nie publicirte Convention des Grafen von Haugwitz zur Ruhe, sogar zum Rückmarsche der Armee, übergegangen, setzte die Regierung ihr räthselhaftes Verfahren durch die Occupation Hannovers fort, worüber ebenfalls nichts Officielles erlassen wurde.

Hannover Preußisch! Diese unerwartete Aenderung reizte zwar die Feinde Frankreichs noch mehr zum Unmuthe, hatte aber in seiner Benennung eine wahrhaft zauberhafte Einwirkung auf viele Gemüther. Jeder Copist, jeder Supernumerar, sahe dadurch sich seinem Ziele näher gerückt; wie einst Südpreußen, schien jetzt Hannover eine reiche Zuflucht für Tausende von überflüssigen Beamten werden zu wollen, in ihren Reizen erhöht durch die Vorzüge des Landes. Aber es waren nicht Viele, die dorthin versetzt wurden, und nur die Hoffnung auf künftige Umgestaltung blieb übrig.

Die Stadt Berlin selbst bot um diese Zeit nicht viel Merkwürdiges; die Demobilmachung der Armee, und der beschleunigte Verkauf der nun überflüssigen Tausende von Train- und Packpferden machten allein Aufsehen.

Gesprochen wurde dagegen desto mehr; der Preßburger Friede hatte große Anregung bewirkt, unerklärlich schien es, wie man Oesterreich so tief hatte fallen lassen, und die begehrte Räumung von Braunau, welche sich sehr verzögerte, ließ immer noch Hoffnung übrig, der Kampf werde erneut werden, bis diese gänzlich erlosch, und auf dem Continent die Waffen ruhten. —

Hannover war besetzt, und das Frühjahr folgte seinen vorangegangenen Brüdern ruhig und in gewohnter Art.

Zum letzten Male ward die weltberühmte Berliner Revüe am 21. 22. und 23. Mai abgehalten, und mit ihr ging — wie man eigentlich wohl sagen kann — die Armee Friedrichs des Großen zu Grabe.

Wir sahen an den Manövre-Tagen — drei Tage vor den Revüe-Tagen — noch einmal die Armee aus dem siebenjährigen Kriege exerciren. Am ersten dieser Tage rückten die Regimenter, ganz in der alten Uniform gekleidet, die Officiere mit Spontons vor ihren Pelotons, aus, und dieser Tag war eigentlich derjenige, dem die meiste Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Vor einer unermeßlichen Anzahl von Zuschauern wurden die alten bekannten Manövres ausgeführt.

Den ersten Revüe-Tag zeigte sich die Armee in ihrem höchsten Glanze; vor Allen brillirte das Regiment Leibhusaren, in rothen Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen; die Officiere mit einem Tigerfell behangen, auf dem Sonne, Mond und Sterne stark vergoldet, prangten, und verziert durch unzählige goldne Schnüre und Quasten, haben wohl an Schönheit und Pracht der Bekleidung nie ihres Gleichen gehabt. Es war das letzte Mal, daß diese Pracht sich unsern Augen entfaltete, wer sie aber gesehen, wird ihrer ewig eingedenk sein. —

Berlin war zufrieden, daß die gewohnte glänzende Revüe wieder abgehalten war, und die Segnungen des Friedens, der nun mehr als je befestigt schien, nahm man mit Wohlgefallen auf.

## Die Weihe der Kraft.

Weil die politischen Ereignisse einen Stillstand gemacht hatten und an Interesse verloren, wurde die Aufmerksamkeit einem Gegenstande geschenkt, der wohl in der ganzen Welt Erstaunen erregte.

Zacharias Werner schrieb ein Schauspiel, in dem Martin Luther, der große Reformator, die Bühne betrat.

Ueber den Kunstwerth dieses Erzeugnisses mag ich nicht urtheilen, er ist damals und später überflüssig angegriffen und vertheidigt worden; der Vorwurf selbst aber, einen Mann, der so viel Geistiges gewirkt, wie Luther, zum Helden eines Schauspiels zu wählen, bleibt für dessen Andenken eine Schmach.

Luther war Mensch im reinen Sinne des Worts, dies beweisen unzählige seiner eignen Aussprüche; er war aber für die Anhänger seiner Lehre zugleich ein Gegenstand der höchsten Verehrung, den Viele noch im Grabe gekränkt glaubten, wenn er zum Bühnenhelden umgeschaffen wurde, und ob diese Ansicht recht oder unrecht war, bleibe dahin gestellt; sie aber öffentlich durch Aufführung des Stücks für nicht beachtet zu erklären, war unrecht.

Das Aufsehen war groß, als es in Berlin bekannt wurde: „Die Weihe der Kraft" werde einstudirt. Man denke sich, zu welchen Gesprächen diese Nachricht Anlaß gab. Bald hieß es, die Person Luthers, bald die der Catharine, werde ausfallen: was sollte dann aber das Stück?

In jeder Versammlung ward dieser Gegenstand besprochen und bestritten, die wirkliche Aufführung des Stücks aber machte bald allen Zweifeln ein Ende.

Der Zudrang zum Schauspielhause war ungeheuer; wie eigentlich Iffland als Luther empfangen worden, vermag ich nicht anzugeben, der Werth der Darstellung und Dichtung dagegen ward nachdem unendlich erhoben, und als das Höchste, was Menschengeist geleistet, weit über alle Schillerschen Werke erhaben, gerühmt. — So war es in der ersten Zeit; später fand der gegründete Tadel vieler Scenen mehr Eingang, und als die Gendarmen-Officiere im Sommer eine Schlittenfahrt veranstalteten, bei welcher die Personen aus der Weihe der Kraft, und hauptsächlich Luther,

in ihrem Costüme die Hauptstraßen Berlins durchfuhren, gab diese Persiflage Zacharias Werner's großem Drama den Todesstreich. Den Garaus versetzte der Dichter selbst ihm durch den Uebergang zum katholischen Glauben.

Wie war es möglich, daß bei dem dreihundertjährigen Jubelfeste der Reformation 1817 — trotz dem Vorangeführten — Scenen aus der Weihe der Kraft erwählt wurden, im Opernhause zu Berlin dargestellt zu werden? — Es geschahe, und gab Anlaß zu Scandal.

Die Weihe der Kraft aber hat Berlins Bewohner Wochen und Monate lang interessirt, bis des Sprechens darüber überflüssig erfolgt war, und nun die Nacht der Vergessenheit Stück und Verfasser begrub.

---

## Der Sommer 1806.

Hannovers Occupation und die thatenlose Bewegung der Preußischen Armee hatten Englands höchsten Zorn erregt; diesen theilte Gustav der Vierte, König von Schweden, der sich im Geiste zum Nachfolger Karls des Zwölften erkoren hielt, und Preußen sahe sich zum Sommer 1806 unerwartet von beiden Mächten mit Krieg bedroht, wenn es nicht sein System ändern wollte.

Die erste Bewegung des Gouvernements war consequent im Geiste der Convention des Grafen Haugwitz, den Angriff der Militärmacht Schwedens, und die Kaperbriefe Englands schien man gelassen zu erwarten; wer aber mag wohl alle die Triebfedern kennen, die Kabinette in Bewegung setzen?

Plötzlich ward die ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bagage- und Federvieh-Wagen restaurirt, Berlin wimmelte von Pferden, die für die Truppen angekauft wurden,

und ehe irgend öffentliche Erklärungen erschienen, wußte Jeder, was im Werke war.

Im Schauspielhause wechselte Wallensteins Lager mit dem politischen Zinngießer.

Beim ersten Stücke sang das ganze Parterre mit:

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!

im Zinngießer dagegen wurden Unzelmanns Extemporisationen über den derangirten politischen Zustand, und über die Nothwendigkeit, ihm aufzuhelfen, mit ungeheurem Applaus und Da-Capo-Begehren aufgenommen.

Ach, es war eine schöne, inhaltschwere Zeit, als wir prophetischen Geistes träumten, Preußens glänzende Armee, die wir vor drei Monaten in der Revüe als die Erste, Unwiderstehliche bewundert, werde die Welt von dem Joche Napoleons befreien, und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt.

Es waren hohe Festtage, als sie in's Feld rückten, die herrlichen Truppen, als die köstlichen Garde du Corps, die Gendarmen unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin, des Sieges gewiß, die Mauern Berlins verließen, die sie in ganz anderm Zustande wiedersehen sollten!

Mit großer Schnelle war die Armee in's Feld gerückt; ungeduldig erwartete man Nachricht von ihren Erfolgen, aber — sie blieb an der Saale stehen, und erwartete die Ankunft der Franzosen.

Allgemein wurde dieser Stillstand getadelt; vergebens äußerten Erfahrne, daß nichts weiter zu thun möglich, daß zuvor erst die Gründe zum Kriege dargelegt und besprochen werden müßten, daß wahrscheinlich nur eine Demonstration beabsichtet sei, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Berlins Bewohner wollten keine Unterhandlung, sie verlangten Kampf, Vernichtung des Feindes.

Ein Professor, Namens Lange, machte bekannt, daß er ein neues Blatt, „den Telegraphen," herausgeben, und Alles schleunigst mittheilen werde, was bei der Armee Großes und Herrliches sich ereigne, und er fand unzählige Abonnenten.

Endlich, Anfangs October, erschien das Manifest des Königs von Preußen, und ward beinahe verschlungen. Es enthielt in einer klaren Auseinandersetzung die Gründe, welche Preußen zum Kriege bewogen, und fand allgemeine Billigung; nur hörte man wohl manchen Besonnenen fragen: Aber warum jetzt erst dies zum Grunde einer Kriegserklärung, während man voriges Jahr Rußland und Oesterreich zur Seite hatte?

Der Verfasser dieser Blätter war damals im neunten Jahre, mußte aber seinen Eltern die Zeitungen vorlesen, wozu denn einige Nachbarn sich einfanden, ferner befand sich unten im Hause, das er bewohnte, eine Bürger-Tabagie, welche politische Glaubensgenossen aller Art versammelte. In diese wurde der kleine George durch Deputirte abgeholt, welche so oft wiederkehrten, bis er selbst mitkam, um die Tages-Neuigkeiten vorzulesen, denn laut gelesen durfte, außer von ihm, nicht werden.

Dadurch aber gewann ich Gelegenheit, die vorherrschende Stimmung kennen zu lernen, zugleich wurde meine eigne Theilnahme erregt, und mit Beihilfe der Landkarte wußte ich die alten Bürger zurecht zu weisen, und verfocht hitzig meine Ansichten, die freilich die der Mehrheit waren. —

So wie das Preußische Manifest bekannt geworden war, träumten Berlins Bewohner von Nichts als Siegen. Der Himmel weiß, wo alle die Nachrichten her sein sollten, welche umliefen, als man täglich die Lösung der Kanonen zur Feier des Sieges zu hören glaubte. Vor- und Nachmittags lief ich mit meinem Bruder, der älter als ich war, nach dem Lustgarten, um dem Abfeuern des Geschützes nahe zu sein, und

höchst verdrießlich eilten wir vom Orte weg, wenn dieser ersehnte Augenblick uns noch nicht lächelte, und die Schulzeit uns abrief.

Unsern Unterricht genossen wir bei dem Parochial-Schullehrer Friebezeiser in der Lindenstraße, einem musterhaften Schulmanne, der zugleich Patriot im höchsten Sinne des Worts war. Des Morgens reichte er uns erst die Zeitung, und ließ die wichtigsten Nachrichten vorlesen; o wie bewegt wurden wir Alle, als der Tod des Prinzen Louis Ferdinand gemeldet ward, und noch kein entscheidender Sieg! Da, am Tage darauf, übergab Friebezeiser mir den Telegraphen, und deutete mit dem Finger auf eine Stelle, datirt aus Leipzig, die ich bebend und weinend vor Freude vorlas:

> Der Fürst von Hohenlohe hatte die Marschälle Soult und Pontecorvo, die ihn gedrängt, angegriffen und geschlagen, ihnen großen Verlust zugefügt, 15000 Gefangene gemacht, die ganze Artillerie erobert, und ihre Ueberreste zerstreut.

So stand im Telegraphen, der in Lügen excellirte, und außerdem die heftigsten Invectiven gegen Frankreichs Herrscher auftischte. Das war Wasser auf unsere Mühle und unser Jubel groß, endlich gemahnte es uns, besonders unsern Lehrer, als sei der Sieg noch viel zu klein, doch aber von guter Vorbedeutung.

Im Bürgerclubb war der Telegraph ebenfalls heute ein gefeiertes Blatt, und der Graf Schulenburg ein engherziger Mann, daß er den Sieg nicht durch die Kanonen bekannt gemacht.

Dieser Sieges-Nachricht folgte aber eine große, trübe Stille; die Nachrichten von der Armee blieben aus, und selbst der Telegraph hatte nichts zu verkünden. Wir begnügten uns täglich die Spießbürger zu verspotten, die die Stadtwachen besetzt hielten, denn vom Militair war nichts mehr in Berlin

zu finden, und die jetzigen Machthabenden hätten füglich Schilda und Schöppenstädt vertreten können, so armselig war ihre Kleidung und Bewaffnung.

Einige Tage vergingen; begegneten sich Bekannte, so war des Verwunderns kein Ende, was die Armee mache! Napoleon selbst sollte gesagt haben, die Preußische Armee sei der Kern aller Heere, und die Preußische Cavallerie das **non plus ultra**. Wie ging es nun zu, daß die streitenden Heere sich ohne Kampf so nahe standen?

Schrecklich war das Erwachen aus dem Traume, der Berlins Bewohnern Siege über das größte Heer und den Helden der Zeit vorspiegelte.

Ehe man noch erfuhr, daß ein Courier von der Armee die Nachricht der völligen Niederlage unsers Heeres gebracht hatte, durchlief schon die Mittheilung davon die Stadt. Im Vertrauen erzählte Einer dem Andern, die Armee sei geschlagen, der Herzog von Braunschweig, der alte Möllendorf, Rüchel, und viele andre Generale verwundet, wie sich dies Alles nachher bestätigte, und das Publicum war trostlos geworden.

Nun erschien ein Anschlagezettel an allen Ecken:

Die Armee des Königs hat eine Schlacht verloren. Der König und die Prinzen des Königlichen Hauses sind am Leben. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg.

Zu welchen Auslegungen gaben diese Zeilen Anlaß. Jeder leitete daraus ab, was ihm gut dünkte. Wenn auch, sagte man, der König 30,000 Mann verloren hat, so hat er eine Armee von 300,000, und wird solchen Verlust bald ersetzen. Die Franzosen werden ja nicht weniger verloren haben, und uns zur Hilfe nahen sich große Russische Heere, die schon der Oder nahe sind, die Sache wird sich bald wieder ändern u. s. w.

Wirklich wahr ist, daß Schulenburgs Anschlag die ver-

meintlich übertriebenen Gerüchte verdrängte, ja man wollte schon wieder von erneuten siegreichen Angriffen unsrer Seits wissen, da aber ward aller Muth durch eine neue Bekanntmachung niedergeschlagen, die uns sagte:

Es sei nicht zu verbergen, daß die Residenz wahrscheinlich in Kurzem durch Kaiserlich Französische Truppen besetzt werden dürfte,

und es wurde Ergebung in dies Geschick empfohlen, wogegen man Schonung der Stadt und Bürger von der Fürsorge der Behörden und der anerkannt guten Mannszucht der Franzosen zu erwarten haben sollte.

Diese Andeutung hatte eine wahrhaft electrische Wirkung. Jetzt gab Jeder die Hoffnung auf, die bisher ihm von einer Umgestaltung der Ereignisse noch geträumt hatte; wer aber mag alle die lächerlichen Vorsichtsmaßregeln erzählen, welche getroffen wurden, um Dinge und Personen zu sichern, die keine Gefahr zu laufen hatten! Die Staatsbeamten, welche Cassen, Effecten und Archive in Verwahrung hatten, flüchteten über Hals und Kopf, mit oder ohne ihre anvertrauten Güter, wie es eben ihre Furcht zuließ, und alle Transportmittel waren in einem Tage vergriffen. Sachen von unschätzbarem Werthe blieben liegen, während die Verwalter ihr eignes Ich salvirten, andrerseits wurde wegen des Fuhrlohns unterhandelt, hin und her geschickt, bis die Ankunft der Feinde dem Handel ein Ende machte, und eben so wie die Armee im Felde schon durch die Förmlichkeiten der Administratiou ohne Schwertstreich geschlagen war, eben so wetteiferten die Civilbehörden in Berlin, in übereilten und unnützen Maaßregeln.

Sobald jene Bekanntmachung erschienen war, der Graf Schulenburg Berlin verlassen, und den Fürsten von Hatzfeld zum Gouverneur eingesetzt hatte, wähnten die meisten Einwohner den Feind vor den Thoren. Es vergingen wiederum Tage, und noch kein Franzose hatte sich gezeigt, eben so wenig liefen Nachrichten im Publicum um, die über ihren

Anmarsch bestimmte Mittheilungen gemacht hätten. Schon wieder veränderten sich die Meinungen, die Besorgnisse schwanden theilweise und die Ankunft der Russen wurde abermals als Schutzmittel gehofft. Die größte Verlegenheit aber zeigten die einstweiligen Schutzwächter Berlins, denen vor einem Angriffe auf ihre Personen gewaltig bange ward, und die sich erst etwas beruhigten, als an den Hauptthoren ansehnliche Quantitäten Weins und Erfrischungen zur ersten Empfangnahme der gefürchteten Gäste bereit gestellt wurden.

## Die Franzosen in Berlin 1806.

Mehre Tage waren vergangen, die Sieger von Jena hatten Berlin noch nicht erreicht, und der 24. October war eingetreten. Unpäßlichkeit hatte mich verhindert, heute die Schule zu besuchen, die Mutter härmte sich um ihre Brüder, die mit zu Felde gezogen waren, ich tröstete sie so gut ich konnte, obgleich mir das Herz vor Wehmuth und Angst pochte, da kam gegen 11 Uhr Mittags mein Bruder athemlos angelaufen. „Sie sind da, am hallischen Thore!" waren seine ersten Worte, und wir erschraken fürchterlich, denn wir wußten schon, wen er meinte. Sobald er mehr sprechen konnte, erzählte er, daß unlängst ein Trupp Reiter, vielleicht zweihundert Mann, zum hallischen Thore eingerückt sei, und dort den Weinflaschen lustig zuspreche. „Wie sehen sie aus?" fragte ich. „Ganz grün," war die Antwort. „O! das sind Russen!" jubelte ich, denn ich war ein gewaltiger Patriot, wiewohl etwas befangen darüber, daß sie zum hallischen Thore einpassirt waren, mein Bruder aber schlug den Funken von Hoffnung, der in mir erwacht, gleich nieder, weil er — schaudernd hörte ich die entsetzliche Kühnheit — mit einem Franzosen *gesprochen*, und gefragt hatte, wie stark ihr Corps sei.

Hundertfunfzigtausend Mann, war die Antwort gewesen, worüber wir Alle die Hände rangen.

Neugierig blickten wir dann und wann aus dem Fenster, das nach dem hallischen Thore hinwies, die Entfernung aber war zu groß, um etwas zu erkennen. Vorsichtig ging ich zu allen Thüren, verschloß und verriegelte sie, und war der Meinung, die ich mir nicht nehmen ließ, die Franzosen fingen am Thore ein Haus nach dem Andern zu plündern an.

Todtenstill war es in unsrer Friedrichstraße, keine Seele zu sehen und zu hören, da erscholl eines Pferdes Huf auf dem Pflaster: Gott, sie kommen, rief meine Mutter, stürzte an's Fenster und ich folgte ihr, denn wiewohl ich fest glaubte, nach uns würde geschossen werden, zog es mich doch mächtig hin zu sehen.

Ein Reiter kam ganz allein angetrabt; noch will ich ihn malen, den Chasseur, mit seinem Czako, grünem Collet, grüner Hose, auf dem braunen magern Pferde; er hatte keine Waffe in der Hand, gemüthlich hielt er mit der rechten die kleine thönerne Tabakspfeife, gewaltig dampfend — für mich das Entsetzlichste, denn Tabakrauchen auf der Straße hatte ich immer für Unmögliches gehalten — ein langer Säbel hing an der linken Seite bis beinahe auf das Pflaster, während auf der rechten ein Carabiner steckte, das jugendliche magere sonnverbrannte Gesicht, mit einem feinen schwarzen Schnurrbarte verziert, richtete er nach uns, die wir die Einzigen sichtbar waren, nickte lächelnd empor, und fragte:

Wo ist Preuß?

Die Mutter antwortete ihm in gutem Französisch, daß schon lange kein Preußischer Soldat mehr in Berlin sei, er lachte überlaut, und fragte wieder:

**Madame, où est la municipalité?**

Die war freilich von der Friedrichs= und Krausenstraßen=Ecke sehr weit entfernt, und der Mutter ward bange, er werde sie auffordern, ihm einen Wegweiser zu schaffen, die

Magd war, Gott weiß wo, Jeder, den man gerufen hätte, würde sich höflich für diesen Dienst bedankt haben, indeß der Mann war so freundlich, daß ihm in weitläuftigen Worten Bescheid ertheilt werden konnte. Während der Unterhaltung aber hörten wir Trompeten in der Leipziger Straße schmettern, ach! es war der erste Siegesruf des Feindes, den ich hörte, den ich haßte; bittre Thränen stürzten mir über die Wangen, der Chasseur aber fluchte: **foudre! ils sont déjà là!** gab dem Pferde die Sporen, und jagte pfeilschnell fort; tiefathmend blickten wir ihm nach, wie er sich in den Straßen verlor, zugleich aber zog in der Leipziger Straße ein prächtiges, rothes Husaren-Regiment vorbei, den schmetternden Trompeten folgend, hinter ihm ein Trupp Officiere in glänzendem Schmucke.

Der Einzug der ersten Franzosen war erfolgt.

Mein Bruder, älter und kecker als ich, entschlüpfte nach dem Mittagsessen, und ward unter tausend Schmerzen Stunden lang vergebens erwartet. Gegen Abend erschien er, ganz ergriffen von dem, was er gesehen; er war dem Strome der Menge gefolgt, die zum hallischen Thore hinauszogen, auf dem Templower Berge hatte er die ganze Französische Armee im Lager gesehen, und zwar, wie wir verwundert hörten, nicht unter Zelten, sondern unter Hütten, die sie mit unglaublicher Schnelle von Strauch aus der Hasenheide erbaut hatten. Bei dieser Arbeit hatte denn der Berliner Pöbel und die Straßenjugend wacker geholfen, zum Lohne viele hundert Lasten Holz sich angeeignet, und zum Beschlusse das Feld an der Stadtmauer, auf dem noch Kohl, Kartoffeln und Rüben gestanden, ausgeplündert und sich damit approvisionirt.

Das war ein Jubel ohne Ende gewesen, als die unermüdlichen Sammler mit Weib und Kind geerntet und heimgetragen, was ihnen nicht gehörte, und mancher Ackerbürger wird schmerzhaft den Verlust seines sauern Gewinns gefühlt haben.

Im Lager waren übrigens Berliner Zuschauer in Menge gewesen, und hatten sich an dem Treiben der Franzosen ergötzt, welche ihre Mahlzeiten höchst frugal bereiten mußten, dagegen auf den folgenden Tag ihren Einzug versprachen, und sich gute Aufnahme bestellten.

Niemand war beleidigt worden, und als erst bekannt ward, welche freundliche Begegnung im Bivouac zu Theil wurde, war des Zuströmens gar kein Ende, und ganze Massen drängten sich noch am späten Abend im Thore ein- und auswärts.

Am 25. October früh Morgens war ganz Berlin gespannt auf den Einmarsch der französischen Schaaren, im Rondel am hallischen Thore versammelten sich die Neugierigen, und viele Ungeduldige gingen abermals zum Thore hinaus.

Es vergingen einige Stunden, in der Ferne hörte man die Trommeln wirbeln, der Schall kam näher, und der Weg nach Tempelhof blitzte von Tausenden Bayonetten. Der Magistrat in corpore, die Schlüssel der Stadt bereit haltend, war versammelt; jetzt erschütterte Trommelschall und rauschende Musik die Luft, und Aller Augen richteten sich nach dem Thore. Der erste französische Infanterist trat ein, ich habe ihn oft im Leben abgezeichnet, es war ein langer, hagerer Mann, mit blassem Gesicht, das wildes, schwarzes Haar bedeckte, der erste Gegenstand unsers Erstaunens, die wir an wohlgepuderte, egale Locken und steife Zöpfe bei Soldaten gewöhnt waren. Noch mehr erstaunten wir ob seines Anzuges; ein fahler kurzer Mantel bedeckte den Leib, den Kopf ein kleiner verwitterter Hut, mehr roth als schwarz, und von unbeschreiblicher Form, dabei so schief und pfiffig aufgesetzt, daß dieser Kopf und Hut uns schon eine hohe Merkwürdigkeit dünkte. Die Beinkleider waren von schmutziger Leinwand, stark zerrissen, die Füße nackt, mit zerrissenen Schuhen bekleidet; ein zottiger Pudel, den er am Strick führte, blickte

aufmerksam ihm nach dem Munde, mit dem er von einem großen Stücke Brot abbiß, und mitunter dem Pudel etwas zuwarf, man denke sich, ein Soldat mit einem Hunde am Leitseil, und, was noch mehr war, auf dem Bayonette ein halbes Brot aufgespießt, am Pallasch eine Gans hängend, und auf dem Hute statt des Feldzeichens einen blechernen Löffel. Diese originelle Figur kam allein voran, mit einem gewöhnlichen leichten Schritte, blickte aber mit großen schwarzen Augen wie ein König auf die Hunderte, die ihn wieder höchst neugierig anstarrten, funfzig Schritte hinter ihm fesselten aber neue Figuren die Aufmerksamkeit.

Hohe Männer, durch große Bärenmützen mit rothen Federbüschen noch vergrößert, mit braunem Gesicht, langen, schwarzen Bärten, die bis auf den Magen reichten, und grell gegen ein langes, schneeweißes Schurzfell abstachen, blinkende Aexte auf der Schulter, Gewehre auf den Rücken geschnallt, zogen zum Thore ein; es waren die Sappeurs, und ein Grausen befiel uns, als wir diese Gestalten, von denen wir nie eine Idee gehabt, erblickten, hinter ihnen folgte ein schöner, schlanker Mann, in sauberem Anzuge, mit goldnen Epaulets, den großen Hut mit Goldtressen verziert, er warf einen Stock mit dickem Knopfe in die Luft, und fing ihn wieder, darauf gab das Echo den Schall von unzähligen Trommeln zurück, und das Ohr ward erschüttert von dem gewaltigen Lärm, mit dem die türkische Musik, vermischt mit dem Wirbel der Trommeln, uns betäubte.

Es war der Sieges-Einzug des Davoustschen Corps, und die ersten Eintretenden imponirten gewaltig; als aber die Soldaten folgten, sich ohne Tritt zum Thore eindrängend, in unordentlichem Anzuge, die Hüte kreuz und quer aufgesetzt, auf denen ihre Zierde, der Löffel, selten fehlte, verlor sich die hohe Idee, die die Voraufgehenden erregt hatten, und man flüsterte sich fragend in's Ohr, wie es möglich sei, daß diese abgemagerten, kleinen Männer unsere stolzen Krieger

sollten überwunden haben. Die Officiere waren nicht egal gekleidet, ihnen fehlte Schärpe und Port d'epee, zwei Dinge, ohne die wir uns Officiere nicht denken konnten, nur ein kleiner Ringkragen zeichnete sie als solche aus. Jetzt erscholl ein lautes Commando, wiederholt von unzähligen Stimmen, die Franzosen begannen ein Rennen, als wäre es ein Wettlaufen, und marschirten jetzt auf in breiten Zügen, den Schritt tactmäßig bewegend.

Wieder Ungesehenes! Ein Soldat in Reihe und Glied rennend, das war mehr, als man je geträumt hätte, und machte auf die Berliner den wunderlichsten Eindruck. Uns're Soldaten freilich, wie hätten die jemals rennen können, mit ihren knappen Stiefeletten, gepreßten Uniformen, und engen Beinkleidern. — Ja, hieß es im Volke, das ist keine Kunst, die haben uns're Armee ausgelaufen, aber — schon stiegen neue Hoffnungen auf, daß die gravitätischen Krieger vor Kurzem noch von uns auf derselben Stelle gesehen, bald wieder mit ihren gemessenen Schritten einrücken könnten, und die leichtfüßigen Franzosen verjagen möchten.

Ein Regiment folgte dem andern; es waren, irre ich nicht, deren zwölf, welche einzogen, mitunter durch lange Züge von Artillerie unterbrochen. Die größte Aufmerksamkeit ward immer den Sappeurs und den Regiments-Tambours zu Theil, von denen letztere stets Einer den Andern übertraf an kunstfertiger Handhabung des Stockes; auch nicht wenig bewunderte man die französischen Trommeln, weit um die Hälfte kleiner als die preußischen, und die Tambours bewaffnet mit Gewehren. Die Voltigeurs hatten Trompeter vor sich, die in schmetternden Tönen ihre Instrumente gebrauchten, und das Ganze war ein Schauspiel so unerwartet neu und reich, daß des Erstaunens kein Ende war.

Was noch für Truppentheile gefolgt mögen sein, und wo sie an diesem Tage ihr Unterkommen gefunden, werden Wenige wissen, die unglaubliche Zahl aber, und das Ge-

tümmel, das alle Straßen, alle Plätze Berlins erfüllte, machte diesen Tag zu dem denkwürdigsten der Stadt seit vielen Jahren.

Am andern Tage wagte man die Stadt zu durchstreifen; alle Plätze waren besetzt mit Geschütz, Pulverwagen, Bagagewagen und Feldschmieden. Diese Letztern fingen lustig zu arbeiten an, und das nie gesehene Schauspiel ward von Hunderten umringt und begafft. Was aber noch mehr Erstaunen erregte, war die Messe, die in allen Straßen abgehalten wurde; da verkauften die Franzosen für ein Spottgeld Kleider, Tücher, Waaren, Lebensmittel, mancher Schinken wurde mit zwei Groschen gekauft, manches Stück Zeug, zehn, zwanzig Thaler werth, mit vier, acht Groschen, lebendes Vieh, selbst Pferde, wurden beinahe verschenkt, je schwerer der Gegenstand war, desto wohlfeiler, und mancher Berliner hat an diesem Tage wohl den Grund zu nachherigem Reichthume gelegt.

Die Wechsler, welche muthig genug waren, ihr Geschäft zu betreiben, zum Theil unter Sauvegarde, sammelten Schätze, ganze Bündel Silbermünzen, allerlei Ursprungs, ungezählt, bloß nach Gutdünken wurden für wenige Goldstücke eingetauscht, und Mancher verzweifelte, als er, des Goldes quitt, große Summen Silber zurückweisen mußte; wer irgend Gold besaß, wurde durch Abgesandte der Banquiers unter Erbieten des doppelten Werths darum angegangen, und nie, so lange Berlin steht, vielleicht auch stehen wird, sind in einem Tage so viel Geschäfte gemacht worden, als am 26. Oct. 1806. Zu Mäklern warf sich die niedrigste Classe auf, die sich mit unglaublicher Fügigkeit den Franzosen verständigte, und in diesen Tagen Taschen voll Geldes sammelte, wie sie deren nie besessen hatte.

Den höchsten Vortheil zogen die Unglücklichen des andern Geschlechts, die mit ihren Reizen ein feiles Spiel trieben, vorzüglich diejenigen in den privilegirten Häusern, welche

von den Officieren belagert und gestürmt wurden, so daß die Verlegenheit sich auf fehlende Waare beschränkte. Die Bezahlung war hier höchst honett, und steht jene Zeit gewiß noch in gutem Andenken bei den Geschäftsdamen von damals, wenn sonst noch deren leben.

Leider gab der ungeheure Zusammenfluß genußsüchtiger Franzosen Anlaß, daß sehr viele Mädchen, Fabrik-Arbeiterinnen, deren Verdienst bei dem allgemeinen Stillstande der Geschäfte aufhörte, und Andere aus der geringern Classe, verlockt durch die öfters ansehnliche Belohnung, sich dem traurigsten Loose unterwarfen, wiewohl sie auch häufig sehr schlecht abgefunden wurden. Während derjenige, der niedrig genug dazu war, den Feinden feile Dirnen zu verschaffen, sich mit Zwanzigern, ja wohl mit Laub- und Kronenthalern, bezahlt sahe, hausirten viele der Unglücklichen mit einem Brote, einem Stücke rohen Fleisches, sehr oft mit den Kaldaunen, die ihnen die übermüthigen Sieger für ihr Opfer zugeworfen, und welche sie wieder mit dem Dringen der Verzweiflung zum Verkaufe feil boten, um Geld zu erlangen, eine saure, schlecht belohnte Mühe; die meisten rechtlichen Bewohner der Stadt warfen ihnen die Thüren vor der Nase zu.

Uebrigens gab es auch manchen Schwank bei dem bereitwilligen Benehmen des Berliner Pöbels. So z. B. ward ein großer Bengel von zwei Franzosen jämmerlich geprügelt, er hatte ein Gewerbe daraus gemacht, ihnen ein Mädchen anzubieten, ließ sich, ehe er in das Haus ging, bezahlen, und wanderte dann gemächlich hindurch, während er die Anmeldung versprochen hatte; das Haus war nämlich ein sogenannter Durchgang. In der andern Straße begegnete er einem zweiten Franzosen, der ihn zum Wegweiser annahm, und den er eben so abfinden wollte. Unglücklicherweise war der Erste geduldig gewesen, so lange zu warten, bis er die erste Straße wieder betrat, und, weil sich bei der jetzigen Ungeduld der Wartenden die Wahrheit bald ergab, regnete es

derbe Hiebe, und dem erfindungsreichen Jünglinge ward seine ganze Baarschaft, die er auf ähnlichem Wege verdient haben mochte, abgenommen.

## Napoleon in Berlin.

„Behalten Sie Ihre Schlüssel, um sie dem größten Feldherrn der Welt, dem Kaiser Napoleon, zu überreichen; sein Sie aber des Schutzes alles Eigenthums und der besten Mannszucht Seitens meiner Truppen versichert.“ So hatte der Marschall Davoust den Deputirten des Berliner Magistrats gesagt, die am Thore der Stadt seiner harrten, und man wußte daher, daß der Kaiser mit Nächstem erscheinen würde.

Es ist eine Eigenheit der Stadt Berlin, daß die Ereignisse, die in der Nähe statt haben, sehr langsam dort bekannt werden, und hat wohl in dem eigentlichen Mangel politischer Tagesblätter ihren Grund, während man die Weltbegebenheiten daselbst verhältnißmäßig schnell genug kennen lernt. Was dagegen in der Nähe vorfällt, wird durch mündliche Erzählungen mitgetheilt, und während in einigen Straßen, deren Bewohner zusammentreffen, irgend etwas Wichtiges bekannt und besprochen wird, bringt bloß der zufällige Besuch eines andern Districtsbewohners nach einigen Tagen vielleicht diese Neuigkeit in fernere Stadtgegenden. Dieser Umstand, dessen Wahrheit nicht zu bezweifeln, wird sich ändern, nachdem die Eisenbahn die Bewohner der ganzen Stadt auf Einen Punct versammelt, und dadurch mehr Austausch der Tages-Neuigkeiten bewirkt. — Denn sonst — ein Friedrichsstädter und Jemand aus der Spandauer Vorstadt! Wie fremd kamen sie sich vor, und selbst, waren sie Freunde und Brüder, wie selten, und unter welchen Vorbereitungen besuchten sie sich gegenseitig. —

Dies schicke ich voran, um es zu verdeutlichen, wie wenig die Nachricht, daß Napoleon in Berlin einziehen werde, unter dem Publico verbreitet war.

Am 27. October war das Treiben und Wogen in der Stadt gleich den beiden vorhergehenden Tagen, die Straßen lebten von Hin- und Hergehenden, Soldaten und Bürgern, denn Letztere, außer den Kaufleuten, hatten hinlänglich Muße, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Es war der schönste Herbsttag, der je erschienen war. Eine Sommerwärme, gelindert durch einen sanften Zephir, durchwebte die Luft, am Himmel zeigten sich kleine Lämmerwolken, die Verkündiger längeren guten Wetters, und, weil der Schulbesuch heute noch hintenan gesetzt wurde, erfreute die Jugend sich doppelt des mannigfaltigen Schauspiels, das kaum zu beschreiben ist.

Die Plätze der Stadt waren mit Militairfuhrwerk überladen; die Hauptstraßen dagegen belebten sich durch viele Tausende von Kriegern, welche theils laut durch einander wirrten, theils in einzelnen Abtheilungen regelmäßig aufgestellt waren. Hunderte von Trommeln wirbelten, die Soldaten suchten ihre Sammelplätze, und neugierig zu Tausenden liefen die schaulustigen Berliner in diesem Getümmel umher. — Es läßt sich eigentlich nicht recht erzählen, was hier zu schauen war; militairische Gruppen aller Art bildeten die Hauptstaffage, und, weil man deshalb nicht dahin konnte, wo man es wollte, verlor sich die größte Masse der Berliner um die Mittagszeit. —

Am Nachmittage war meine kleine Person bestimmt, im Hause zu bleiben, weil ich Vormittags ein Hinderniß des Weiterkommens gewesen war, und die Mutter mit dem Bruder Verwandte in einem andern Stadtviertel besuchen wollten. Darüber etwas betrübt, blickte ich sehnsüchtig zum Fenster hinaus, die Sonne schien so rein und warm, die sanften Lüfte umkräuselten mich, und ich erinnere mich noch, daß

ich mich ungemein weich gestimmt fühlte. Thränen rieselten meine Wangen herab, ich wußte nicht, worüber ich weinte, die Schmach des Vaterlandes bewegte mich, zugleich wieder die Sehnsucht, hinauszuströmen in das wilde Getümmel, das seit einigen Tagen wachend und träumend mich beschäftigte.

Die Friedrichsstraße, so weit ich sehen konnte, war menschenleer und stille, man hätte glauben sollen, eine verödete Stadt zu sehen; da erhob sich ein Klingen in der Luft, das ich erst mir nicht enträthseln konnte, endlich stimmten die Glocken der nahen Böhmischen und Dreifaltigkeits-Kirche ein, und alle Glocken in der ganzen Stadt sandten ihre Töne himmelan. Dieses allgemeine Geläute, das ich noch nie gehört, erfüllte mein Gemüth mit Wehmuth und Entzücken; es klang so feierlich und doch wieder so traurig, daß es das Herz rührte, harmonisch summten die Töne durcheinander, und lockten allmälig die Hörenden aus den Häusern, die sich sammelten und dies neue Ereigniß besprachen. Bald wurde die Ursache erklärt, der Kirchendiener hatte den Fragern mitgetheilt, daß der Kaiser Napoleon seinen Einzug hielte, und eiligst von Polizeiwegen ihm das Läuten anbefohlen sei.

Da gab es denn hitzige Debatten, ob man hinlaufen solle, um Bonaparte — so nannte man ihn fast durchweg — zu sehen oder nicht; es schickten Einige sich dazu an, die liebe Jugend aber, welche sich nie lange besinnt, führte ihren Entschluß ohne weiteres aus, und lief nach den Linden zu, und, nun ich so Wichtiges hörte, säumte ich auch nicht länger, sondern eilte, so rasch es meine schwachen Kräfte zuließen, in gleicher Richtung fort. Athemlos erreichte ich den Punct, wo die Friedrichsstraße von der Linden-Allee durchkreuzt wird; eine bedeutende Volksmasse hatte sich versammelt, und hinderte mich irgend etwas weiter zu sehen.

Dagegen hörte ich ein tausendfach wiederholtes: **Vive l'empereur!** in welches, ohne eben die fremden Worte aus-

zusprechen, mancher Berliner einstimmte, und: Das ist Er! Einer dem Andern zurief.

So viel ich auch in meinem damaligen Alter Ursache zu haben glaubte, Napoleon zu hassen, war meine Begierde, ihn zu sehen, dennoch überwiegend groß, aber alle Mühe, mich durch die Menschenhaufen so weit vorzudrängen, um mein Ziel zu erreichen, vergeblich, bis mir der gute Einfall ward, nach dem Opernhause zu laufen, und dort die große Treppe zu besteigen; freilich war diese gepfropft voll, indeß drückte ich mich am Geländer glücklich durch, bis ich hoch genug stand, um einen Ueberblick zu gewinnen. Aber die Spitze des Zuges hatte schon die Hundebrücke erreicht, und nur von fern zeigte man sich das glänzende Gefolge, das den Weltbezwinger umgab, und unsern Augen verbarg.

Dennoch war der Anblick, den man gewonnen, wieder neu und überraschend; die schöngewachsenen Grenadiere zu Pferde, mit den hohen Bärenmützen und rothen Federbüschen, glänzend weißem Lederzeuge und Aufschlägen, ungewöhnlich lange Degen in der Hand, nahmen sich stattlich aus; ganz ausgezeichnet fanden wir aber das Mammelucken-Corps in türkischer Tracht, mit sichelförmigen Säbeln, deren Schneide einwärts gekehrt war. Von dem Vorhandensein dieser Truppen wußten die wenigsten Berliner etwas, und sie erregten daher das höchste Erstaunen.

Es folgten die Garde-Chasseurs und die Garden zu Fuße, Alle in ungesehener characteristischer Tracht, dann aber zogen wieder die Cuirassiere alle Aufmerksamkeit auf sich. Ausgewählt große Männer, auf dem Kopfe einen glänzenden Helm, verziert mit rothem Federbusche und dem wild hintenabhängenden Pferdeschweife, die Brust und den Rücken geschützt durch einen funkelnden Harnisch, hatten sie die imposanteste Haltung, und verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf das Publicum zu machen. Warum — hieß es im Besprechen — haben wir nicht solche Cuirassiere in das Feld

gestellt, unsere führten wohl den Namen, ritten auf den schönsten Pferden, aber das sieht man wohl ein, wenn der ganze Körper gegen Schuß und Hieb gedeckt ist, so kann der Mann auch mehr wagen und leisten. Da hieß es denn: wenn Einer stürzt, bricht er gleich das Genick; das wird ja tausendfach aufgewogen durch die Vortheile des Harnisches. —

Bei diesen Gesprächen fiel die Meinung ziemlich einstimmig dahin aus, daß die Waffenthaten der Franzosen nur durch ihre Cuirassiere, allenfalls auch die Garden, deren Eindruck gewichtig war, verrichtet würden, und es wurde Verwunderung darüber geäußert, welche Menge von Garden Napoleon habe; warum nicht wir Preußen auch? fragte man. Von der Infanterie dagegen hatte man übertrieben schlechte Ideen, und wirklich, sie gewährte, außer den vorantretenden Sappeurs uud Grenadieren, wenig Ansehen.

Napoleon war also in Berlin, das wußten wir, und seine martialischen Garden ebenfalls, wer hätte das vor vierzehn Tagen noch gedacht? Es war wirklich auffallend, wie jetzt die Urtheile der versammelten Politiker ausfielen; Niemand wollte einen Sieg prophezeit haben, das schien ja unmöglich, denn der Staat hätte sollen das ganze müssige und überflüssige Volk im Lande aufbieten, und so gut als möglich bewaffnet, den Franzosen als ersten Imbiß auftischen. Wie denn der Erfolg dieser Begegnung auch hätte ausfallen mögen, uns're schöne Armee wäre doch noch unversehrt und schlagfertig gewesen, und, weil man wirklich dafür hielt, sie sei durch Ueberrumpelung in ihre nachtheilige Lage versetzt worden, so thaten sich die scharfsichtigen Berliner nicht wenig auf ihre Vorschläge zu gute, die den größten Fehler hatten, daß sie zu spät kamen.

Im Widerspruch mit dieser Meinung ward aber die Hoffnung noch rege erhalten, die Preußische Armee unter Hohenlohe und Blücher, von deren nahen Bewegungen doch Kunde eingegangen sein mußte, würde Berlin in Kurzem

erreichen und befreien. Eben so wurden die Russen mit Ungeduld erwartet.

Am folgenden Tage früh Morgens wirbelten die Trommeln den Generalmarsch, und das Corps des Marschalls Davoust zog vor das hallische Thor, um von dem Kaiser gemustert zu werden. Die langen Reihen standen aufmarschirt, und harrten ihres Machthabers, der gegen Mittag erschien, und diesmal, im Freien besser und zum Theil näher, beobachtet werden konnte. Er kam im Schritte durch das hallische Thor geritten, auf einem etwas magern Schimmel, der aber, wie wir später sahen, vortrefflich laufen konnte, in seinem bekannten grünen Anzuge, der eben nicht wie angegossen paßte, dies war auch nicht das Merkwürdigste, wohl aber das ausdrucksvolle und doch so kalte Gesicht. Sein Teint war gelblich, beinahe ledern, aber wenn er die blitzenden Augen, wiewohl sie etwas tief lagen, auf einen Gegenstand fesselte, belebten sich seine Züge, und der durchbohrende Blick schien kaum zu ertragen zu sein. Sein Kinn war sehr stark, dieser Mangel eines schönen Profils ward aber durch den blauen Schimmer des Barts verdeckt, der Mund war mit sehr dünnen Lippen bedeckt, und zeigte Verschlossenheit, das schwarze Haar war glatt und dünn, und glänzte wenig unter dem Hute hervor, seine Haltung zu Pferde war zwar ungezwungen, dennoch nicht die eines Reiters, der mit dem Rosse verschmolzen ist; aber, dieser unscheinbare Mann war der Ausgezeichnetste unter seinem glänzenden Gefolge, und nicht zu verkennen, daß Er den ersten Rang einnahm.

Sobald er die Truppen-Linien zu Gesicht bekam, sprengte er im Galopp vor, hielt mitten vor ihnen still, empfangen von den Generalen in goldstarrendem Anzuge, und sprach laut zu den Soldaten. Wiewohl diese die Rede eben so wenig verstehen konnten, als wir Zuschauer, begriffen sie schon an dem Emporheben seines Armes, daß er reden wollte, und der enthusiastische Jubel, mit dem er in zwanzigtausendfachem

Zuruf empfangen ward, verstummte, bis er nach dem Schlusse seiner Rede verdoppelt die Luft durchtönte. — Jetzt ritt Napoleon an die Regimenter, durchblickte die Reihen, sprach mit den Soldaten und den Officieren, und sprengte wieder vor die Mitte jedes Regiments, wohin ihm die von ihm selbst Auserlesenen folgten. Dann rief ein Adjutant mit lauter Stimme den Namen und das Avancement eines Jeden aus, schwang den Degen, und der Wirbel der Trommeln, die schmetternde Feldmusik, der abermalige Jubel der Soldaten fielen ein, und diese wiederholte, wahrhaft große Scene machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf Jeden, der sie sahe und hörte. Das war Cäsar unter seinen Legionen, und diese, in der Nähe so unscheinbaren Soldaten, bildeten in Masse eine glänzende Macht.

So lange das merkwürdige Schauspiel währte, war der Eindruck desselben auf das Publicum groß, und schweigend bewunderte man eine Art und Weise, deren Erhabenheit im Gespräch genügend anerkannt ward. Wie aber die Welt, besonders die Jugend, gern die Eindrücke wechselt, so suchte man später auch Stoff zum Spott, und fand diesen hauptsächlich in den ungemein schlechten Fahnen der Franzosen, die, aus einem Stücke Tuche von einer Elle bestehend, nur selten mit einer Granate in Stickerei verziert, wirklich gegen die gewohnten Preußischen Fahnen, welche groß, mit goldner und silberner Malerei prangend, bisher von uns um so mehr mit Verehrung betrachtet worden, als sie großentheils stark zerschossen waren, zum Zeugnisse ihres Ruhmes, und es ward nicht unterlassen, zu bemerken, daß solche Fahnen, wie die französischen, des Eroberns gar nicht werth seien, und, wenn sie selbst genommen würden, gleich ersetzt werden könnten.

Die vergoldeten Adler hingegen, die jedes Regiment als sein Heiligthum führte, gaben Anlaß zum Beifalle; erwachsene Jünglinge belobten diese Nachahmung der Römer, und, wie denn jede Erörterung, die einigermaßen gelehrt klingt,

besonders bei dem, der sie nicht begreift, guten Eindruck macht, so wurde von denjenigen Berlinern, die nie von Roms Existenz gewußt, über die Adler allerlei erzählt, den Hauptgrund bildete aber immer die Angabe, daß sie von reinem Golde seien, und mehr Werth hätten, als die zerstückelten Fahnen.

Nach der Revüe eilte Napoleon wieder zur Stadt, das Berliner Publicum stellte Betrachtungen über den Wechsel der Dinge an, wie erst vor fünf Monden die Preußische Revüe bei Berlin gesehen worden, die man weit entfernt war, für die letzte ihres Stammes zu halten, und so ging Jeder nach Hause. — Hernach aber, wie erstaunte man da, als die ersten französischen Official-Berichte über die Schlacht bei Jena in den Zeitungen erschienen, und sich daraus der entsetzliche Verlust ergab, den die Preußische Armee erlitten, die nun in einzelnen Corps zerstreut umherirrte. Diese Niederlage hatte man nicht erwartet, Viele bestritten sie noch auf's Heftigste mit dem gewöhnlichen Nothbehelf, daß die Angaben übertrieben und erlogen wären, der Augenschein aber ergab zu sehr das Gegentheil. Und der Langesche Telegraph, welcher glühenden Haß gegen Napoleon ausgesprochen, und die heftigsten Ausdrücke dazu gebraucht hatte, war der eifrigste Anhänger der Franzosen geworden, und sprach mit Hohn und Erbitterung gegen Preußens Herrscher und Regierung. Dieses Blatt wurde bald allgemein verachtet; sein Redacteur begnügte sich nicht, wie die andern Zeitungen, die aufgegeb'nen Artikel im Geiste der Franzosen aufzunehmen, sondern er selbst füllte sein Blatt mit eignen Aufsätzen, die an schmuzigem Eifer, vergrößert durch scandalöse Erzählungen und großentheils Erdichtungen, alles Aehnliche übertrafen. Es war ein Tag der Trauer, voll böser Vorbedeutung für die folgenden, geworden.

Nach dem wenig tröstlichen Lesen der Tagesblätter wurden dann gegenseitige Mittheilungen über den jetzigen Zustand

Berlins gemacht. Die allgemeine Klage betraf die starke Einquartierung, die an Bequemlichkeit und Begehrlichkeit unerschöpflich war, was dem Berliner um so mehr fremd und drückend schien, als bis dahin die armen Soldaten, welche einquartiert worden waren, höchstens die erste Mahlzeit von ihren Wirthen empfangen hatten, wobei sie ihre Genügsamkeit zu erproben Gelegenheit fanden, denn diese Beköstigung wurde gewöhnlich armen Leuten, und zwar dem Mindestfordernden, als Gewinn übertragen.

Nun erzählte man sich, wie die Feinde Frühstück, Mittagbrot, Vesper und Abendbrot verlangten, und zwar — mit Entsetzen ward es ausgesprochen und angehört — Kaffee, Bouillon, Braten, und dazu Mostrich, Weißbrot und Wein! Man denke sich ein Soldat Wein, das war mehr, als man je geglaubt hätte, und es wurde angenommen, daß die Stadt deshalb geschont worden, um langsam aufgezehrt zu werden.

Die verschiedenen Truppen-Gattungen wurden nach dem Maßstabe ihrer Ansprüche classificirt, wiewohl man darüber nicht ganz einig ward; als die Ungenügsamsten erkannte man die Cuirassiere an, dann die Garden zu Pferde, die Fußgarden und die übrige Infanterie standen zuletzt aufgeführt, natürlich nicht ohne Ausnahmen. —

Der General Clarke — im vorigen Jahre Gouverneur von Wien — war zum Gouverneur von Berlin ernannt, zum Commandanten der General Hülin. Schon am ersten Tage hatte das Publicum erkannt, daß für das Beste desselben keine andere Wahl zu wünschen blieb; beide Generale waren leutselig, ließen sich zum größten Erstaunen von Jedermann sprechen, und handelten gewöhnlich im Interesse des Bürgers, stets aber mit Gerechtigkeit. Diesen Nachruf wird ihnen nicht eine Stimme streitig machen. —

Großes Aufsehen und Erbitterung erregte es aber, daß, um die ungeheure Zahl von Pferden unterzubringen, viele öffentliche Gebäude und selbst Kirchen zu Ställen umgeschaffen

worden waren. Das Letzte, wiewohl die vorherrschende Stimmung von Berlin nicht für Frömmigkeit war, schien ein übermüthiger Frevel zu sein, der den Zorn des Himmels über die Verletzer des Heiligthums herabrufen mußte. —

Daß der General Jastrow, Namens des Königs von Preußen, mit dem französischen Machthaber in Charlottenburg einen Waffenstillstand abgeschlossen, verlautete ungemein schnell im Publicum, und fand wenig Beifall, wenn auch die Bedingungen unbekannt waren. Es wurde schon an und für sich getadelt, daß dergleichen Unterhandlung veranlaßt worden, die man für nachtheilig betrachtete; als aber die Mittheiler des Gerüchts anführten: „es sollte ein Waffenstillstand von vier Wochen statt finden,“ konnte sich der Berliner damit nicht zufrieden erklären, weil hiernach die Stadt eben so lange in französischen Händen blieb, wogegen die Hoffnung — durch das Waffenglück wieder befreit zu werden — eine weit kürzere Frist vermuthete. Diese Verblendung herrschte beim größten Theile der Einwohner vor, und wer besonnen genug war, aus den bisherigen Ereignissen andere Schlußfolgen zu ziehen und zu äußern, wurde verspottet und verachtet. — Daher fand es vielen Beifall, als man späterhin officiell erfuhr, der König von Preußen habe die Uebereinkunft von Charlottenburg nicht genehmigt, und legte dies für einen Beweis von selbstbewußter Kraft aus.

---

Am andern Morgen waren denn die selbstgeschaffenen Schulferien zu Ende, und es ging wieder zum Lernen. Als ich mit meinem Bruder und mehren Schulkameraden, die wir unterweges trafen, noch ein wenig vor dem Schulhause standen, um uns umzusehen, (es wogten fremde Gestalten genug umher) sahen wir mit Befremden aus einem Hause den bekannten Kesselflicker Wittig heraustreten, und seinen gewöhnlichen Ruf anstimmen. Dieser echt klassische Ruf wird

zwar nur von gebornen Berlinern verstanden; ich will ihn aber zu verdeutlichen wagen:

Nix ka Kessel oder Pfann,
Schmortiegel flecht,
Theekessel ausklopf,
Nix zu lötha!

Wenn die berußte Gestalt eines solchen Mannes diese Worte in lang gedehnten Tönen absingt, bleibt jeder Fremde, der sie noch nicht gehört, vor Erstaunen still stehen, und übrigens existirt dieser Ruf nicht außerhalb Berlin, wenn auch das Gewerbe überall verbreitet ist. — Als ein Berliner Kesselflicker, der nach Breslau gekommen war, dort sich anschickte, seine Kunst zu treiben, und deshalb den Ausruf mit aller Kunstfertigkeit anstimmte, versammelte sich eine solche Anzahl Menschen um ihn, daß die Polizeibehörde einschreiten, und den Künstler beschützen mußte, der vom jungen Pöbel bereits insultirt wurde, und nachdem dort seine Kunst nicht mehr treiben wollte. Diese kleine Abschweifung möge man mir verzeihen, sie gehört mit zur Schilderung von Berlin.

Als Wittig seinen bekannten Ruf hören ließ, erstaunten wir um deswillen, weil dieser Mann ein Soldat vom Regiment Möllendorf war, der mit zu Felde gewesen, und sich jetzt wieder eingefunden hatte. — Bei den damaligen Regimentern waren nämlich eine Menge Soldaten, die bürgerliche Handthierung trieben, und wenig Dienste thaten. Waren sie nur zur Visitationsstunde zu Hause, und fanden sich ein, wenn sie bestellt wurden, so hatten sie sonst ganz freie Hand, und ließen selbst ihren Wachtdienst gewöhnlich durch Andre verrichten.

Während wir unsern Kesselflicker, als eine ganz unerklärliche Erscheinung anstaunten, hörten wir wieder einen andern bekannten Ruf:

Kauft Bürst!

Der lange Wolf, ein Soldat von demselben Regiment, war

aus einem andern Hause getreten, und eben so erstaunt als wir, einen Kameraden zu sehen; dazu aber kam noch eine bekannte Person, der Barbierer Zollschneider, mit dem Scheersack unterm Arme, ferner der Aufwärter Barschke, der sein Röhrchen in der Hand, wieder die alten Herrschaften besuchen, und deren Kleider reinigen wollte.

Diese vier Personen, die uns vom täglichen Begegnen wohl bekannt waren, begrüßten sich erst mit großer Herzlichkeit, und sahen sich von uns'rer Schuljugend umringt, welche neugierig erkunden wollte, wie es möglich war, daß, beinahe mit den Franzosen zugleich, die Preußischen Soldaten glücklich heimgekommen waren, welche nun sich und uns erzählten: daß die Schlacht bei Jena von den Preußen rein gewonnen worden, der alte Möllendorf habe bei seinem Regiment gehalten, und durch dessen Feuer die Grünen (Chasseurs) Regimenterweise niederstrecken lassen, aber die Armee sei ohne Nahrung gewesen, die Magazine und Bagage von den Franzosen genommen, und, da überdies die meisten Generale bestochen — so sei der Rückzug angetreten worden. Dieser habe sich in völlige Flucht aufgelöst, und Jeder habe sehen müssen, wie er sich auf eigne Hand gerettet. — So waren die vier Soldaten, Jeder für sich, am vorigen Tage in Berlin angekommen, indem sie unterweges sich bürgerliche Kleider angeeignet, und dadurch ihren Zweck erreicht hatten.

Nach dieser Erzählung gingen sie ihren Geschäften nach, und Jeder, der damals die Lindenstraße bewohnte, wird sich ihrer Personen noch erinnern. — Ihre Mittheilung aber war für uns von hohem Werth; zuerst fand sich der Preußische Stolz damit geschmeichelt, daß die Franzosen so jämmerlich gelitten hatten und geschlagen worden, andrer Seits war die Muthmaßung — daß die Bestechung vorgewaltet — unwiderleglich bestätigt, und, nun solche Männer, die der Entscheidung beigewohnt, erklärt hatten, daß die Armee im Gan-

zen noch existire, und bloß verschlagen sei, stieg die Hoffnung auf Umgestaltung der Dinge wieder empor.

In den nächsten Tagen sahe man noch manchen wohlbekannten Preußischen Soldaten, wenn man auch den Namen nicht wußte, wieder heimgekehrt, mit der Zeit kamen auch Officiere zum Vorschein, von denen ein großer Theil auf ihr Ehrenwort entlassen war. Zugleich aber trat die Zeit der tiefsten Erniedrigung für jedes Preußische Gemüth ein.

Daß eine Schlacht verloren worden, war hinlänglich bekannt, wurde bedauert, zugleich aber gehofft, die Preußische Armee, von Berlin abgedrängt, werde das Westphälische Corps und die Hessische Armee, (beide glaubte man sehr gewichtig) an sich ziehen, und auf die Befreiung Berlins operiren. Die Franzosen sollten vor den Festungen, denen man Wunderkraft zumuthete, sich die Stirn zerschellen, und von der Russischen Armee — deren Stärke und Tapferkeit über alle Maßen gerühmt ward — angegriffen, ihre Kraft zersplittern, und binnen Kurzem unter großem Verlust die Mark Brandenburg räumen müssen. Diese Ereignisse hielt man für höchst wahrscheinlich, und ertrug in deren Erwartung geduldig die gegenwärtigen Drangsale.

Wie aber jagten sich die betrübenden Nachrichten! — Erfurt war ohne Vertheidigung, dann hatte Hohenlohe sich ergeben, dann andre einzelne Corps, dann Küstrin, Spandau, Stettin, und endlich Blücher bei Lübeck. Schlag auf Schlag folgten die Ereignisse, und, wenn auch in gewohnter Art jedesmal die Wahrheit bezweifelt wurde, so fanden sich bald Augenzeugen, die der Gefahr entronnen, in Menge ein, und die unglücklichsten Unfälle wurden als wahr bestätigt.

Da umhüllten die Herzen sich in Trauer, der Preußische Patriot sahe sich tiefer gekränkt, als je zu vermuthen gewesen, und die traurige Gewißheit, lange Zeit hindurch die jetzige Last tragen zu müssen, nahm überhand.

Noch lebte eine Hoffnung: Magdeburg, die stolze Veste,

die allein Friedrich den Großen erhalten hatte, vertheidigte sich noch. Der General Kleist, den man für den Kleist aus dem siebenjährigen Kriege, und für den größten Helden hielt, befehligte darin, hatte eine zahlreiche Besatzung, und machte viele Ausfälle, wobei er den Franzosen großen Verlust zufügte. Die halbe Armee, so meinte man, würde Nappoleon vor Magdeburg fruchtlos verwenden, und, ehe diese Festung nicht sein war, die Oder nicht überschreiten dürfen.

Diese Ansicht gab noch einen Trost, den letzten, aber auch er zerfiel, als Madeburg sich ergab, und unermeßliche Vorräthe in die Gewalt des Feindes fielen.

Zählte man zusammen, was an Geschütz, Munition und übrigem Material in die Hände der Franzosen gerathen war, so war die Summe unglaublich groß, leider aber wahr!

Nachdem diese Nachrichten bestätigt waren, blieb die Aussicht auf Befreiung von den Franzosen sehr fern stehend, und die furchtbare Last der Einquartierung schien die Einwohner erdrücken zu wollen. Freilich war der französische Soldat durchschnittlich sehr höflich, besonders wenn er französisch angeredet ward, aber in der großen Stadt Berlin glaubte die große Armee ein großes Recht zu haben, ausgezeichnete Erholung und Verpflegung zu verlangen, und bei dem fortwährenden Wechsel der Truppen ward es um so unangenehmer, die Leute, deren Bekanntschaft man endlich ergründet, zu verlieren, um sofort Andre zu empfangen, die fremd und nicht minder begehrlich waren, als die Vorigen.

Der Preis der Lebensbedürfnisse stieg bis zum Aeußersten; ein Pfund Butter galt Einen Thaler, ein Ei zwei Groschen und war kaum zu haben, Fleisch und Colonial-Waaren wechselten täglich die Preise, und besonders die letzten wurden ein theurer und seltener Gegenstand, weil die Zufuhren aufhörten, und der Bedarf darin überstieg alle Grenzen, denn Kaffee war ein Hauptbegehren der Franzosen. Es müssen

um jene Zeit ungemein große Vorräthe in Berlin gewesen sein, sonst hätten sie zur Consumtion nicht ausgereicht.

Die minder Wohlhabenden machten damals den Anfang mit Kaffee=Surrogaten, Roggen, Gerste, Weizen, Eicheln wurden gebrannt und vertrunken, Jeder lobte sein Mittel als das Beste, und wirklicher Kaffee ward wohl nur noch bei reichen Gutschmeckern gefunden. Auch wurde den Gästen der Kaffee allmälig immer mehr versetzt, und mit der Zeit fanden sie sich in den Berliner Geschmack.

Napoleon hatte die städtischen Behörden zu sich kommen lassen, und ihnen den Kaiserlichen Befehl ertheilt, das Pfund Brot für die Armee zu Einem Groschen backen zu lassen. Dieser Befehl, von dem in den Zeitungen und durch Anschlagezettel gewaltiges Aufheben gemacht wurde, konnte wohl nur im Entstehen ausgeführt werden, weil Umstände nicht durch Befehle zu ändern sind (Robespierres Schreckens=Regierung konnte sein Maximum nicht einmal aufrecht erhalten); auch gab es wirklich eine Zeitlang ein wohlfeiles Gebäck, das aber kaum zu genießen war.

Wenn nun schon bei den geschilderten Zeitverhältnissen Leute, die ihr Auskommen hatten, sich genöthigt sahen, den Surrogat=Kaffee bitter und ohne Milch zu trinken, dazu trockenes Brot zu essen und sich möglichst einzuschränken, so begreift man kaum, wie die ärmere Classe sich vor dem Verhungern schützte. Das zahlreiche Heer von Handwerksgesellen, die meisten verheirathet und mit Kindern versehen, hatten keine Arbeit und keinen Verdienst; wie sollten Leute bestehen, die täglich nur so viel einnahmen, als sie ausgaben, wenn diese Einnahme aufhörte? Es gab nur ein Mittel für sie: die irgend entbehrlichen Sachen wurden veräußert, aber auch dieser Weg verlor sich mehr und mehr, weil die Aufkäufer mit Anerbieten überhäuft wurden und immer weniger Geld gaben.

Die Leihhäuser wurden beinahe gestürmt, und wie sie immer noch das Begehren befriedigt haben mögen, ist kaum zu

begreifen. So viel ich gehört habe, sind Sachen von wirklichem Werthe nie zurückgewiesen worden, und obendrein wurden die beiden schwersten Jahre hindurch mit großer Humanität vom Königlichen Adreßhause die Pfänder aufgehoben, wenn selbst die laufenden Interessen nicht entrichtet waren.

Die Kaufleute hingegen, und zwar meistentheils alle, machten einen unnennbaren Gewinn durch die Steigerung aller Preise; die Weinhandlungen vorzüglich brachten ihre schlechtesten Producte für die höchsten Preise an, und gewiß ist damals so viel Wein nachgemacht worden, wie noch nie vorher und nachher. Die Franzosen forderten Wein, und wer nur irgend es möglich machen konnte, setzte ihnen solchen vor; er wurde geprüft, getadelt, allein — getrunken, weil besserer nicht zu haben war.

Um diese Zeit machte auch das Heer von Lieferanten sein Glück; aus dem Staube hoben sich binnen wenigen Monaten Männer zu unermeßlichen Reichthümern; ich mag sie nicht nennen, wer aber mit den Verhältnissen bekannt ist, wird wissen, daß größtentheils das leicht erworbene Geld nicht bis an die Erben gekommen. Spätere verfehlte Speculationen haben Viele dieser Reichgewordenen wieder ruinirt, und das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen" bestätigt.

Die Calamität traf jedoch Niemand härter, als diejenige Classe der Hausbesitzer, welche ein Haus, zum Theil mit bedeutender Schuldenlast, an sich kauften, um von dem Miethsertrage zu leben. Solche Leute schränkten sich ein, brachten sich ehrlich durch, hatten aber nicht den geringsten Rückhalt, um jetzt die Last zu tragen, welche ein Hausbesitz dulden mußte. Hierzu kam, daß der Miethzins, in Folge der Nahrlosigkeit, zur Verfallzeit ausblieb, und Viele von dieser Classe entfernten sich, die Sorge für ihr Haus dem Zufalle überlassend. So kam es, daß viele Häuser in Administration

fielen, dennoch mußten die Hausbesitzer mit bessern Mitteln mehr Lasten übertragen, als ihnen verhältnißmäßig obgelegen hätte, und es ist eine reine Wahrheit, daß Häuser in Berlin umsonst ausgeboten wurden. So verschenkte z. B. ein Kaufmann sein großes Haus in der Brüderstraße, mußte es aber zurücknehmen, weil der Acquirent das zeitige Verhältniß verkannt hatte und die Geschenkgabe zurückwies. —

Sobald sich ergeben hatte, daß das Eigenthum geschützt blieb, und in vielen Artikeln selbst Handel Statt fand, ließen die größten Fabrikanten wieder einige Arbeiter, die sich durch Solidität auszeichneten, beschäftigen; von Schneidern und Schuhmachern wurde ein Theil mit Arbeiten für die Armee beauftraget, die zwar sehr schlecht bezahlt, aber auch eben so schlecht geliefert ward. Schmiede, Stellmacher, Riemer, Sattler, fanden bei der großen Concurrenz hinreichend Beschäftigung; dennoch blieb eine Menge brotloser Menschen übrig. — Um diese Zeit zuerst kam den Berliner Handwerkern, worunter die Stuhlarbeiter obenan standen, das Wandern in Masse nach Wien ein, wohin sie sich auf einige Monate begaben, hauptsächlich um unterweges die freie Kunst des Fechtens (Bettelns) üben zu können und dann zurückkamen. Bei dieser Wanderschaft kam wohl keine Verbesserung der Lage heraus, es wurde aber bald Ton, nach Wien zu gehen, und hat sich diese Passion bis zum Jahre 1813 hin erhalten, wo Herstellung des Welthandels ihr ein Ende machte. Merkwürdig war es, wie regelmäßig gewisse Leute ihre Zeit hielten; ein Theil unternahm den Zug nach Wien mit Anbruch des Frühjahres, blieb dort bis Eintritt des Herbstes, wo er zurück nach Berlin ging, während ein anderer Theil von Wien Besitz nahm, der im künftigen Frühjahr wieder wechselte. So gab es Manchen, der sechs bis sieben Jahre hindurch regelmäßig, sobald seine Zeit kam, die gedachte Reise antrat, und lieber die Arbeit, welche er hatte, im Stich ließ, und der Vorsatz: ich will nach Wien gehen,

ward hundertfältig von den Handwerksgesellen ausgesprochen, wenn es nicht nach Wunsch ging.

Was wurde aber aus den Familien, welche ein großer Theil dieser Leute hilflos zurückließ? Die bitterste Armuth trieb sie zum Betteln, und gewiß, wer sich jener Zeit zurückerinnern kann, wird wissen, wie überhäuft man von verzweifelten Weibern und Kindern bettelnd belästigt ward! Wer irgend danach aussah, geben zu können, den fielen auf den Straßen Begehrende an; in den Hauptpassagen, vornehmlich auf der langen Brücke, lagen Schaaren halbnackter Armen, die singend und flehend die Mildthätigkeit in Anspruch nahmen, und den Vorübergehenden beinahe festhielten.

Ein Theil der männlichen Jugend machte von bisher unbekannten Gewerbzweigen Gebrauch; mit Bürsten und Wichstopfe versehen, boten sie den vorübergehenden Franzosen ihre Dienste zum Putzen der Stiefeln an, und erwarben dadurch manche kleine Münze; wieder Andere verkauften Cigarren und boten sie laut aus, welche letztere Classe sich bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt hat.

So leitete sich der Zustand der bürgerlichen Classen Berlin's ein, während Napoleon dort seinen Aufenthalt hatte und täglich seine Kriegerschaaren musterte. Vormittags war er gewöhnlich im Lustgarten, ging zu Fuße mit gekreuzten Armen auf und ab, während die Truppen defilirten; Nachmittags aber stieg er zu Pferde und wohnte dem Exerciren der Reiterei oder größerer Abtheilungen auf dem Tempelhofer Berge bei, und wer schaulustig war, konnte ihn, den Gewaltigen, täglich sehen.

Die Zeitungen meldeten ein unaufhaltsames Vorschreiten der französischen Truppen; Posen war bald von ihnen besetzt, und gewaltige Sensation machte es, als der Aufruf der Generale Dombrowski und Wibicki erschien, indem die Polnische Nation aufgefordert und unter dem Schutze Napoleon's ermuntert ward, sich zu bewaffnen und ihre Unabhän-

gigkeit zu erkämpfen. Anfänglich lachten die Berliner über diese Maaßregel, von der sie keinen Erfolg erwarteten; es fanden sich aber Nachrichten ein, daß in einem und dem andern Bezirk das Polnische Volk sich wirklich so gut als möglich bewaffnet und die Preußischen Behörden und einzelne Truppentheile verjagt hatte, und nun behalf man sich wieder mit dem Troste, die Russen würden die alte Ordnung wieder herstellen und die Schuldigen strafen.

Die Preußischen Beamten, welche in Hannover angestellt gewesen, fanden sich in Berlin ein, nachdem sie dort als überflüssig entlassen waren. Jedoch schienen diese nicht in solcher bedrängten Lage, als diejenigen aus Südpreußen (Polen), die daselbst vom Volke verjagt worden waren und von denen ein großer Theil sich allmälig, wiewohl späterhin, nach Berlin begab.

Die Corps von Soult und Bernadotte, welche Lübeck erstürmt und geplündert hatten, berührten zum Theil jetzt Berlin, und ein schreckenvoller Ruf über ihre Ungenügsamkeit ging vor ihnen her. Wie immer bei solchem Anlaß, fand sich, daß die Leute nicht ärger waren, als die andern, und wenn der eine Bequartierte sich zu beklagen Grund hatte, fand der andre solchen, sich zufrieden zu erklären. Die Soldaten führten aber viel Geld und Sachen von Werth mit sich, und mit ihnen wurden die letzten Geschäfte von Bedeutung gemacht.

Der Kaiser Napoleon hatte Berlin in der Nacht zum 19. November verlassen und war nach Polen gereist. Das zahlreiche Heer seiner Hasser in Berlin athmete freier, als er fort war, und hatte die Ueberzeugung, er werde, je weiter er vordringe, um so sichrer und schmählicher geschlagen werden.

---

## Der Winter von 1806 zu 1807.

Daß Polen, so weit es Preußisch und nicht von Russischen Truppen besetzt war, sich erhoben und bewaffnet hatte, und Napoleon den Helden seiner Zeit und Wiederhersteller des Polnischen Ruhmes nannte, ist bekannt; die Hilfe, die ihm diese Stimmung gewährte, zu benutzen, ließ er seine Armeen mit reißender Schnelligkeit vorrücken, und besetzte Warschau ohne Schwertstreich.

Daß dieses zugelassen worden, vermochten die Politiker der Hauptstadt nicht zu begreifen, sobald ihre gewöhnlichen Zweifel an der Wahrheit wegfielen. Zwar publicirte man französischer Seits eine genaue Liste der Russischen Streitkräfte in Polen unter Befehl des Generals Bennigsen, wonach sich diese nur auf 73000 Mann beliefen, womit der Armee Napoleon's nicht wirksam zu widerstehen war; jedoch erst der spätere Erfolg ließ die Ungläubigen einsehen, daß bis dahin die russische Macht nicht mehr betragen hatte.

Ehe man diese Ueberzeugung gewann, trug man sich wieder mit den freudigsten Gerüchten über Niederlagen der Franzosen. Der König von Preußen, so ward erzählt, habe bei Schneidemühl persönlich die Russisch-Preußische Armee befehligt und einen entscheidenden Sieg erfochten. Eine Woche lang hielt man den Glauben daran fest, bis man ihn aufgeben mußte; dann aber hoffte man den Untergang der Feinde von andern Ereignissen, vor Allem von einem heftigen Winter, den die Südländer, nach der allgemeinen Meinung, nicht überstehen würden.

Diese Hoffnung wurde schwächer, als die Winterzeit mit einer Milde, wie sie seit vielen Jahren nicht gezeigt, herannahete und sich mit geringen Ausnahmen, die spät und kurze Zeit eintraten, darin erhielt. Es ist, als wäre die Natur mit den Franzosen im Bunde, gestand man sich, wenn der auffallend gelinde Winter besprochen wurde, und nur der häufige Regen,

den man für die Feinde ohne Zelte als sehr verderblich ansahe, gab noch, wiewohl schwächere Aussichten zu ihrem Nachtheile.

Unterdessen hörten die Durchmärsche von nachrückenden Verstärkungen nicht auf. Es waren Truppentheile von allen Gattungen; einiges Aufsehen machten die Marinesoldaten, die darunter waren, und deren Benennung Anlaß gab, in der gewohnten Art zu verkünden, daß die Mittel Napoleon's erschöpft seien, weil er die Seesoldaten nach Polen kommen lassen müsse.

Die Weihnachtszeit und das Neujahr ward mit trüben Gesinnungen verlebt, und wahrscheinlich hat es für Berlin nie so traurige Festtage gegeben, wie jene waren. Die Geldmittel waren verschwunden, die Gewerbe stockten größtentheils, die Gehalte blieben aus, und bei dieser allgemeinen Verlegenheit herrschte große Theurung und unerschwingliche Lasten bedrückten die Stadt.

Neues Leben schöpfte man, als die ersten Nachrichten von ernsthaften Gefechten mit der russischen Armee bei Pultusk, Golymin und Nasielsk eingingen, und daraus zu ersehen war, daß nicht Sieg mit der gewohnten Vernichtung des Feindes den Franzosen gelächelt hatte. Die Angaben, daß der Sieg auf ihrer Seite geblieben, wurden verspottet; müssige Köpfe ersannen Gerüchte, wonach die französische Armee völlig geschlagen und in Deroute war, und im vertrauten Gespräch sahe man den größten der Wünsche, Berlin's Befreiung als in Kurzem bevorstehend an. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde der Rückzug der Russen gemeldet und bestätigt, und zwar hatten sie auf demselben große Verluste erlitten und Preußisch-Polen geräumt.

Die dumpfe Betrübniß nahm wieder überhand und erhielt sich den ganzen Monat Januar 1807 hindurch.

Zuletzt war eine Ruhe in den kriegerischen Bewegungen eingetreten, die ihren natürlichen Grund hatte. Die französische Armee hatte durch die schnellen Mär-

sche im Regenwetter gelitten, Erhebung war ihr nöthig, ferner mußte sie erst Polen und dessen Bewaffnung beschützen, um sich weiter nördlich ziehen zu können und der russischen Armee zu folgen, welche in der Richtung nach Ostpreußen marschirt war und durch einen schnellen kühnen Streich auf Westpreußen und Pommern große Vortheile hätte erringen können, weil in diesen Provinzen die Franzosen sehr schwach waren, und bloß das Mortiersche Corps, welches Hessen erobert hatte, sich darin befand.

Die Entthronung des Kurfürsten von Hessen ward mit sehr getheilten Gesinnungen vernommen; allerdings fand dieser neue Gewaltstreich Napoleon's bittern Tadel, aber auch das schlaffe unentschiedene Benehmen des Fürsten konnte nicht gebilligt werden, der durch offnen Kampf wenigstens kein schlechteres Ende würde erzielt haben. —

So drückend auch die Verhältnisse waren, machte der menschenfreundliche Sinn der Berliner sich dennoch geltend, und wirklich wird diese Stadt an mildthätiger Theilnahme von keiner andern übertroffen. Nimmt man an, daß Berlin keine reiche Stadt ist, wenn sie auch durch Zahl der Einwohner und schöner Gebäude glänzt, so wird man bei jeder Veranlassung sich über die Gaben erfreuen, die dort dem allgemeinen Besten geopfert werden. — Zwar giebt es Wohlhabende genug, auch solcher Leute, die ihr Auskommen haben; eigentlich Reiche aber — worunter ich solche verstehe, die Millionen und Tonnen Goldes besitzen — sind im Verhältnisse gegen andere Städte von gleichem, selbst minder gleichem Inhalt, wenig vorhanden, und diese Wenigen, das wird Jeder wissen, der sie kennt — wenn sie auch nicht öffentlich glänzen, erzeugen im Stillen unendlich viel Wohlthaten.

In dem traurigen Winter, von dem wir erzählen, traten denn auch viele Vereine zusammen, die die Armen durch warme Speisen und Gaben von Feuerungsbedarf ermunterten. In jedem größern Stadtviertel ward eine Kochanstalt etablirt,

worin tausende von Portionen zubereitet wurden. Die Zettel zu einer Portion wurden zu sechs Pfennigen verkauft, und empfohlen, solche den Armen statt anderer Gaben mitzutheilen, wodurch sie dem schrecklichen Wehe des Hungers entzogen wurden. Eine solche Sechs-Pfennigs-Portion reichte zu, um den Armen täglich zu erhalten, wenn er irgend nur ein Stückchen Brot daneben zubeißen konnte, und bei der damaligen Theurung wurden gewiß von Jedem, der mitwirkte, bedeutende Opfer gebracht; dennoch entgingen diese Institutionen nicht dem allgemeinen Tadel, weil die Armen für ihren geschenkten Suppenzettel auch Gaumen-Kitzel verlangten. — Weil aber wirklich diese höchst zweckmäßige Veranstaltung vielen Menschen Leben und Gesundheit erhalten, so sei allen denen, die hier mitwirkten, mit diesen Zeilen noch ein öffentlicher, wohlverdienter Dank dargebracht.

Die Unterstützung mit Feurungsbedarf konnte freilich nur gering ausfallen. Der Andrang so vieler Ansprüche und die hohe Theurung der Materialien, ließen nicht viel zu thun übrig, während die leibliche Nahrung immer Gegenstand der vornehmsten Sorge blieb. Der Haufen (4½ Klafter) Buchenholz kostete 40 und einige Thaler, das kienene nahe an dreißig, der Torf 15 bis 16 Thaler, und bei solchen Preisen konnte nichts Außerordentliches gethan werden. Hinzu kam, daß die Vorräthe kleiner, als je im Winter gewesen, waren und vorzugsweise das schlechteste Material verkauft wurde; in dieser Hinsicht konnten daher Wenige zufrieden gestellt werden, und glücklicher Weise wirkte der beispielleos gelinde Winter und die Vertheilung von warmem Essen günstig ein.

Der Zeitpunkt der größeren Noth, hauptsächlich an baarem Gelde, trat erst mit dem neuen Jahre ein, wo das Ausbleiben der Zinsen von Capitalien und Miethe beinahe allgemein war und nun mancher Besitzer von Vermögen selbst in Noth gerieth. — Die wirklich bedeutenden Summen, welche unsre Feinde mitgebracht, waren schon dem allgemei-

nen Verkehr entzogen; die Scheidemünze des Preußischen Staates von schlechtem Gehalt wurde zum Nachtheil der Armen, die nur solche vereinnahmten, allmälig im Course herabgesetzt, und die Papiere, sowohl zinsbare wie unzinsbare, waren als Zahlungsmittel gar nicht anzubringen.

Mitten unter diesen Mißverhältnissen mußte die Stadt fortwährend zahlreiche Einquartierungen unterhalten, die freilich genöthigt waren, mit Geringerem vorlieb zu nehmen, als ihre Vorgänger. —

Das Schauspielhaus ward von den fremden Gästen zahlreich genug besucht; freilich wurden deutsche Dramen nicht beliebt, und um Beifall zu erringen, mußten Singstücke und Ballets gewählt werden. Als ein Gegenstand, der Furore wirkte, ist vorzüglich Glucks Armida zu nennen, die, sehr oft wiederholt, immer ein volles Haus bewirkte; ferner traten die Ballets: Arlequins Geburt und Arlequin im Schutz der Zauberei, häufig auf und fanden viel Theilnahme. Die Anschlagezettel erschienen in französischer und deutscher Sprache, und daß der Franzose dem Theater zugeneigt war, bewiesen die Gruppen derselben, welche täglich den neuen Zettel umgaben. —

Die Preußischen Truppen unter dem General Lestocq hatten in und bei Soldau ein Gefecht mit dem Corps des Marschalls Ney gehabt, und, selbst nach französischen Berichten, viele Tapferkeit gezeigt. Lestocq war der Held des Tages geworden, und es wurde nicht wenig darüber gemurret, warum dieser Mann nicht bei der Haupt-Armee ein Commando erhalten, wenn man große Erfolge gehofft hätte. — Bisher war er dem großen Publico ziemlich unbekannt geblieben, wiewohl er längere Zeit in Berlin verweilt hatte. —

Endlich fingen die Operationen der kriegführenden Armeen an, wieder die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zuerst verlautete die Nachricht von dem Gefechte bei Mohrungen, wo der Marschall Bernadotte total vernichtet sein

sollte; der französische Bericht gab allerdings Nachtheile an, die dessen Corps erst erlitten, darauf aber völlig gesiegt habe, und dadurch wurden die Hoffnungen genährt, die folgenden Ereignisse verlöschten jedoch den Eindruck, den dieser neue Beginn von Feindseligkeiten erzeugt hatte.

Bald darauf kamen die Nachrichten von der Schlacht bei Eylau; so vortheilhaft sie für Napoleon lauteten, erwähnte doch der officielle Bericht ungünstiger Einwirkungen, der Verwundung des Marschalls Augerau, und des dichten Schneegestöbers, welche beide den gewissen Erfolg des Manoeuvers durch Störung derselben geschwächt haben sollten. Dies wurde für Eingeständniß eines großen Verlustes ausgelegt; zudem waren unter der Hand Nachrichten aus Königsberg angelangt, die den Sieg bei Eylau als entscheidend verbündeter Seits nannten, und das patriotische Gefühl erhob sich wieder um so mehr, als Lestocq's und der Preußischen Armee rührend gedacht ward.

Wochen vergingen wieder und der erwünschte Erfolg war nicht gekommen, die Russische Armee hatte sich zurückgezogen, die französische eine Stellung an der Passarge genommen und ihr Angriffsverfahren eingestellt. Dies war zwar ein Zeichen, daß diese Stellung angegriffen werden dürfte, allein — drei Monate fiel dort nichts Entscheidendes vor.

Indessen war Schill in Pommern aufgetreten und hatte theilweise glückliche Coups ausgeführt. Sein Ruf drang bis Berlin, wurde aufs Höchste gesteigert und bald nannte man allgemein die Armee, welche er anführen sollte, neunzigtausend Mann stark. Eine solche würde freilich ein entscheidendes Gewicht eingelegt haben; wie aber alle hohe Träume bald verschwinden, so lösten sich auch die stolzen Hoffnungen von Schills Wirkungskreise, und die Thaten, welche von ihm verlauteten, blieben klein, so kühn und glücklich sie auch sein mochten. Er aber ward beinah vergöttert.

Von zwei andern Punkten strahlte wieder das Licht der

Hoffnung: In Schlesien war der Prinz Jerome mit den Baiern und Würtembergern eingerückt, hatte Glogau nach einiger, Breslau nach guter Vertheidigung erobert, und die bisher auf erfolgreichen Widerstand der schlesischen Festungen beruhenden Hoffnungen ganz geschwächt, welche schon die frühere Uebergabe der andern wankend gemacht. — Von da ab aber zeigte sich ein Stillstand der Fortschritte in Schlesien; das Treffen bei Kanth, welches sogar die französischen Berichte sehr zweideutig schilderten, ward als ein großer Sieg betrachtet, und der Fürst von Anhalt-Pleß, der in Schlesien befehligte, nahm in der Meinung eine Stellung neben Lestocq und Schill ein. Von Schlesien aus hoffte man eine Umgestaltung der Dinge.

Ferner zeigte sich in der Nähe von Warschau ein Hemmen der Erfolge Napoleons, das durch die Heranziehung von 12000 Baiern sich kund gab, während er noch den Marschall Massena dorthin berief, ein Zeichen der Noth und Unfähigkeit andrer Befehlshaber, wie denn auch am Bug und der Narew nicht vorgerückt wurde. —

Die Aussichten erschienen hienach günstig, sobald nur die Haupt-Armeen ihre Bewegungen eröffnen würden, die sich zur ungemeinen Unzufriedenheit der Berliner, lange verzögerten.

Im Innern der Stadt fiel nichts Besondres vor, als daß man bei diesen Umständen täglich glücklichen Nachrichten vom Kriegesschauplatze entgegen sah; zur allgemeinen Verwunderung erschienen nichts als Berichte von der Belagerung Danzig's, worüber man sich bald mit der Hoffnung beruhigte, daß diese Festung bei ihrer glänzenden Vertheidigung, durch die Verbündeten und englische Beihilfe entsetzt werden, ehe sie zu weit gebracht würde. Pläne von Danzig's Umgegend wurden gesucht und täglich besichtigt, der Beistand für diese Stadt regulirt und die Nachricht von der Niederlage des Ge-

nerals Kaminski, der das Belagerungsheer angegriffen hatte, Anfangs, wie alles Ungünstige, nicht geglaubt.

Das Interesse an diesen Vorgängen wurde — Ende April — durch andre Gerüchte verdrängt, die, weil sie ihren Ursprung in der Nähe suchten, um so wahrscheinlicher waren. Die Schweden waren — so erzählte man — mit starker Macht, worunter viele Engländer, aus Stralsund vorgedrungen und hatten bereits Prenzlau besetzt. Schon berechnete man ihre Tagemärsche bis Berlin, und war hierüber ohne allen Zweifel, als der Waffenstillstand von Schlatkau auch diesem Wahne ein Ende machte.

Wie mühselig hatten die Politiker Berlin's aus jeder Begebenheit sich das Beste gezogen, und waren im Hoffen nie ermüdet! Wir haben gesehen, daß an sich sehr unbedeutende Thatsachen mit größter Geschicklichkeit aufgefaßt wurden, um ihnen die höchste Bedeutsamkeit unterzulegen. Und zwar, dies kann man dreist behaupten, geschahe solches nicht aus Absicht, Andere, die etwa leichtgläubiger sein möchten, zu überreden, sondern wirklich aus Ueberzeugung, die sich auf Unkenntniß der Verhältnisse begründete.

Weil aber alle Nebensachen, so gern man sie erhoben hätte, kein Gewicht erhielten, mußte man die Hoffnungen auf den Punkt beschränken, wo Napoleon der Russisch-Preußischen Armee gegenüber stand. Mit großem Vergnügen las man lange die französischen Berichte aus Finkenstein datirt; ein wirklich bis jetzt nicht in Napoleon's Feldzügen vorgekommnes Hinderniß schien dessen Kräfte dort zu paralysiren, das, wie man später einsahe, der Endzweck war, die Belagerung von Danzig kräftig zu führen und zu schützen.

---

## Frühling und Sommer 1807.

Danzig war nach einer rühmlichen Vertheidigung in die Hände der Franzosen gefallen; die Nachricht von diesem Verluste schlug die Gemüther nieder, man ahnte, daß mehr Unfälle folgen dürften, weil Danzig der allgemeinen Stimmung nach, um jeden Preis hätte müssen erhalten werden, und dessen Uebergabe von mehr Schwäche, als man vermuthete, zeugte.

Unser Berlin befand sich, wie im Winter, in einem nahrlosen Zustande. Die übertrieben große Menge Bettler, in Folge der Einwirkung der Behörden, hatte sich zwar vermindert, hingegen herrschte noch große Noth, weil viele Gewerbe im Stocken blieben. Gebaut wurde in diesem Frühjahr gar nicht, und die Bau-Arbeiter empfanden den Druck der Zeit sehr tief, mußten sich nach andrer Beschäftigung umthun, die auch selten zu finden war. Das Heer der Eckensteher erhielt durch sie einen beträchtlichen Zuwachs und stammt hauptsächlich aus jener Zeit her, weil früher die Arbeiten derselben durch die Soldaten verrichtet wurden.

An sich wohl höchst unbedeutend war es, verrieth aber doch den herrschenden Geist, daß die halberwachsene männliche Jugend — freilich nur die geringste Klasse derselben, — des Abends in Schaaren von 50 bis 60 Mann mit einander Krieg führte, sich dabei mit Ruthen und Knitteln blutig hieb und gegenseitig einander zurief: Wir sind Preußen! Franzosen wollte kein Theil sein, und so haben sich diese Raufereien einige Jahre hindurch in Berlin forterhalten.

Im Monat Juni kamen denn endlich Nachrichten über die neuen Operationen der Armee in Ostpreußen. Der Anfang schien erwünscht genug, die Franzosen waren angegriffen worden und begnügten sich anzuführen, daß sie die Angriffe abgeschlagen hätten. Solche Sprache ward immer als sichres

Zeichen von Niederlagen betrachtet und erregte im Stillen viele Freude.

Die Schlacht von Friedland machte einen überraschenden Eindruck; der entscheidende Sieg, dessen Folge zunächst die Einnahme von Königsberg, dann das Vordringen bis an den Niemen war, machte den letzten Hoffnungen der Patrioten ein Ende, und die noch wichtigere Nachricht von dem erfolgten Waffenstillstande und der Zusammenkunft Napoleons mit Alexander und Friedrich Wilhelm konnte nur die Ueberzeugung erwecken, daß bei solchen Verhältnissen zwar ein Friede, unbedingt aber ein nachtheiliger zu erwarten stand.

Die Bedingungen des Friedensschlusses zu Tilsit waren dennoch weit schlechter für Preußen, als Jeder geglaubt hatte. Die Hälfte seiner Länder, und darunter zum Theil die besten, ging verloren, und es sank von einer Macht ersten Ranges zum zweiten hinunter. Wie stimmte dies die Hoffnungen der Einwohner Berlins herab, die ihre Residenz jetzt erniedrigt sahen! Am tiefsten gekränkt fühlten sich die vielen Officianten aus Polen und Hanover, für welche auf lange Zeit keine Anstellung abzusehen war, und die das geringe Wartegeld, welches ihnen zugebilligt ward, bei der Erschöpfung des Staates nicht erhalten konnten.

Es fehlte nicht an bitterm Tadel über den geschlossenen Frieden. Vor Allem wurde gerügt, daß Rußland auf einen Separatfrieden, und zwar früher als Preußen, eingegangen war, wonach letztere Macht sich in die Nothwendigkeit versetzt sahe, jede Bedingung einzugehen, die der übermüthige Sieger dictirte; den meisten Unwillen erregte es jedoch, daß Rußland von Preußens Abtretungen einen Strich Landes für sich annahm. — Der schlaue Napoleon hatte offenbar damit Rußland in der öffentlichen Meinung herabsetzen wollen.

Satyrisch genug war es, daß für diesen Frieden eine Illumination der Stadt angeordnet und ein Tag zur Feier des-

selben bestimmt ward. Die Illumination fand Statt, war besonders an den öffentlichen Gebäuden brillant, und, was noch nie geschehen, am Abende war der Eintritt in das Schauspielhaus frei, wonach natürlich es an einem Uebermaaß von Zuschauern nicht fehlte.

Weil man jedoch hoffte, der jetzige Rest des Königreichs Preußen werde in Kurzem von den französischen Truppen geräumt werden, sahe man um deswillen den geschlossenen Frieden gern, überzeugte sich, daß vortheilhafter er nicht zu erlangen gewesen, und freuete sich der Aussicht, endlich die drückende Last der Einquartierungen und Lieferungen los zu werden.

Der Kaiser Napoleon wurde auf seiner Rückreise nach Frankreich in Berlin erwartet, welche Stadt er jedoch nicht berührte, und die sich daher durch die Nachricht von seiner Route, Berlin vermeidend, überrascht, selbst verletzt fand. Wie in jeder großen Stadt, machen auch Berlins Einwohner Ansprüche auf besondre Berücksichtigung, und, so gehaßt im Durchschnitt die Person des französischen Machthabers war, dennoch rechnete man sicher darauf, er werde die preußische Residenz noch einmal in seinem Triumphe strahlend, besuchen, was als ein Vorrecht derselben betrachtet ward.

Nun hatte er diesen Triumph verschmäht; Berlins Bewohner fanden darin eine Art von Schmach und Anlaß, ihren Haß gegen denselben zu vermehren. — Zwar dauerte es nicht lange, als seine Garden ebenfalls zurückkamen und eine Zeitlang in Berlin noch verweilten. Die schönen Soldaten, in einem nicht prangenden, aber geschmackvollen Anzuge, fanden Beifall, ungeachtet sie Feinde und zwar siegende Feinde waren, und erregten in vielen Müssiggängern Begierde, sich ihnen einzuverleiben. Dazu trieb hauptsächlich der Reiz, den die feine Uniform dieser Garden bewirkte; die Eitelkeit sieht sich gern befriedigt, mag das Verhältniß sein wie es wolle, außerdem hatten die Leute alle Geld und zwar viel Geld, weil

ihnen ein ansehnlicher Sold-Rückstand gezahlt war, und dann glaubte man auf eine lange Zeit die Garden Napoleons zum Paradedienste bestimmt, denn ein Krieg schien weitaussehend. Es erfolgten auch wirklich Meldungen um Aufnahme, die aber zurückgewiesen wurden.

Jedoch wurde durch diese Truppen viel Geld in Umlauf gebracht; sie kauften allerlei Sachen, die Weinstuben waren fortwährend von ihnen gefüllt, und zum erstenmale sahe das Publicum ungern die Feinde scheiden, besonders da die Nachkömmlinge weniger Vortheile versprachen.

Ein Regiment Polnischer Garde-Reiter war mit eingerückt und erregte viel Aufsehen, die Leute, lauter ausgesucht wohlgewachsene, in der feinen blauen Montirung mit carmoisinrothem Kragen und Aufschlägen, den Czapka mit vergoldeter Sonne, das Lederzeug mit vieler Vergoldung verziert — glänzten auch vor allen Andern und waren sehr gut beritten. —

Von den überfüllten Militair-Lazarethen aus hatten sich nervöse Fieber und auch die Ruhr in der Stadt verbreitet, woran viele krank lagen, und die Sterblichkeit ward sehr groß. —

In der Lesewelt erschienen jetzt die vertrauten Briefe des Kriegs-Raths von Cölln und dessen Feuerbrände. Der Verfasser suchte die vielen Mängel der Preußischen Verwaltung vor dem Kriege zu schildern, wobei er, neben vielem Wahren, die Feder zu tief in Galle tauchte; nächstdem erzählte er die Vorfälle des letzten Krieges, und brachte viel interessantes Einzelne zum Vorschein. Das Publicum lernte dadurch manches Verdienst kennen, zugleich auch viele Elende verachten, die, des Preußischen Namens unwürdig, aus schnöder Selbstsucht oder Unfähigkeit, ihre Pflichten verletzt hatten.

Es ist wohl nicht zu viel gewagt anzunehmen, daß genannte Schriften zur umgestalteten Verwaltung des Preußischen Staats beigetragen haben. Der Verfasser ist für seine

Freimüthigkeit, die allerdings mit mehr Schonung verbunden hätte sein können, durch langen Festungs-Arrest bestraft worden, und seine damals viel besprochenen Werke sind in Vergessenheit gerathen; ihr werthvoller Inhalt und der muthmaßliche Erfolg aber verdient der Erwähnung.

Im Monat September wurde der verheerende Zug der Engländer gegen Kopenhagen bekannt und zur Neuigkeit des Tages, die viel besprochen ward. Lob und Tadel über diese merkwürdige Expedition wechselten mit einander; England hatte seinen Zweck, Vernichtung der Dänischen Seemacht, erreicht und bewiesen, daß es die Mittel nicht scheuete; wir wollen daher der Begebenheit nur gedenken, weil sie in die Zeitfolge gehört, und durch ihren Barbarismus sich auszeichnete, der zu heftigen Invectiven französischer Seits, gegründeten Anlaß gab.

Vorher, und zwar im Monat August, hatte der Krieg mit Schweden durch schnelle Fortschritte der Franzosen und Einnahme der Festung Stralsund, ein Ende auf dem Continent genommen. In Berlin erstaunte man darüber, daß Stralsund, das durch Wallensteins vergebliche Belagerung im dreißigjährigen Kriege den Ruf der Unüberwindlichkeit erlangt (die Eroberung desselben zur Zeit Carls d. XII. war wenig bekannt) — gegenwärtig durch die Franzosen ohne Mühe genommen worden, und es sind wirklich Berliner zu Fuße bis Stralsund gegangen, um sich davon zu überzeugen. Als dies geschehen war, wurde wieder der Verrath als Grund der leichten Eroberung benannt. —

Der Lauf der Ereignisse verlor mit dem

## Herbste 1807

an Interesse, und eben so wenig zeigte sich in Berlin etwas Bemerkenswerthes.

An die Stelle des Generals Hülin, der als Commandant nach Paris versetzt war, war der General Saint Hilaire getreten, dem Aeußeren nach ein hübscher Mann mit geistreicher Miene, indeß waren seine Aeußerungen nicht so milde, wie Hülin's. Es scheint fast, als habe Napoleon nach dem Frieden ein strengeres Regiment angeordnet, um zu imponiren, wogegen während dem Kriege viel Milde beobachtet worden war. Die öffentliche Meinung glaubte vielleicht nach dem Frieden minder Ursache zu haben, sich einzuschränken, und zog wohl dadurch einen höheren Grad von Strenge auf sich; diese war aber auch wirklich vorherrschend. Saint Hilaire ließ zum Beispiel den Propst Hanstein, einen herrlichen Kanzelredner, dem ein patriotisches Wort, im Vertrauen auf den Friedenszustand, entschlüpft war, ferner den Director Iffland, der auf der Bühne ein Gleiches gethan, vor sich fordern, ließ sie sehr harte Worte darüber hören, und schloß mit der Drohung: bei der Wiederholung werde ein blutiges Beispiel statuirt werden, diesmal solle es bei dem Verweise bleiben. Wer hatte nicht Palms schreckendes Beispiel im Gedanken, und traute den Gewalthabern ferner Aehnliches zu!

Zum allgemeinen Erstaunen blieb ein großer Theil der Preußischen Länder noch von den Franzosen besetzt, und nicht die geringste Bewegung deutete darauf, daß die hunderttausende, welche sich darin noch befanden, es in Kurzem verlassen sollten. Der merkliche Unterschied bestand darin, daß, nachdem es bisher etwas unregelmäßig zugegangen war, nunmehr systematisch verfahren, und dem ganzen Lande so viel als möglich die Lasten gleichmäßig zugetheilt wurden. So vertheilte man die Requisitionen nach der Einwohnerzahl, und, was eigentlich Alles damals für die französische Armee ausgeschrieben worden, ist wohl nie mit Genauigkeit ermittelt. Dem Urtheile nach, welches besser Unterrichteten nicht vorgreifen will, trug das Land die Last doppelt: Erstens wurde die

Lieferung des Bedarfs für die Armee ausgeschrieben, mußte aufgebracht werden, und zweitens sahe sich jeder Quartiergeber genöthigt, seine Einquartierung zu unterhalten, obgleich ihre Bedürfnisse schon im Allgemeinen aufgebracht waren.

Der Marschall Victor führte den Oberbefehl in Berlin, und logirte im Palais des Grafen Haugwitz; seine Tafelgelder waren ansehnlich, und er spielte die Rolle eines Königs. Ueber seinen Character zu urtheilen, fehlt es mir an Kenntniß; daß er aber sehr stolz war, und sich öffentlich den Liebling Napoleons nannte, ist mir bekannt geworden.

Der zweite Dezember, als Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers und der Schlacht bei Austerlitz, wurde durch ein großes Manoeuver bei Tempelhof gefeiert, nach dessen Beendigung die Stadt Berlin mit einer sehr ansehnlichen Truppenzahl bequartiert ward. Viele Regimenter rückten zum hallischen Thore ein, empfingen Quartierbillets, und das Wehklagen über die neue, unvermuthete Bürde, ward groß, wiewohl fruchtlos.

---

## Der Winter von 1807 zu 1808

hatte Hinsichts der Witterung vor dem Jahreswechsel einen sehr milden Character; in den Monaten Januar und Februar 1808 zeigte dagegen sich strenge Kälte, die mit dem März verschwand, und ein schönes fruchtbares Frühjahr hinterließ.

Der Nahrungszustand war in Berlin nicht ganz so trostlos als ein Jahr früher; für die ganze französische Armee wurden überaus hohe Lieferungen an Kleidung bearbeitet, und gaben vielen Handwerkern Verdienst, ferner waren diejenigen, welche in Berlin nicht Beschäftigung fanden, in die Fremde gegangen, und namentlich hatte eine Anzahl Seidenarbeiter sich sogar nach der Schweiz und Lyon begeben, wo Menschen

fehlten; es zeigte hiernach öffentlich sich nicht so viel Noth wie früher.

Hingegen war der Verdienst im Allgemeinen geringe, und der täglich weichende Werth der Preußischen Münze drückte die armen Classen hart, während die mittleren und wohlhabenden diesen Druck nicht empfanden, weil sie Courant — dessen Werth übertrieben hoch stand, einnahmen. Der Preis der Lebensbedürfnisse war außerdem gestiegen — eine Folge der vielen Lieferungen, welche stets Steigerung bewirken — und wir werden bald sehen, welchen Einfluß dies hatte. —

Beim Eintritte des Frühlings wimmelten täglich alle Plätze von französischen Soldaten jeder Waffe, und der große Exerzierplatz im Thiergarten reichte des Nachmittags kaum hin, den Massen Raum zu geben, die sich auf ihm bewegten, welche daher noch einen Theil des Thiergartens selbst in Anspruch nahmen. —

Jetzt zeigte sich, in Folge der Leistungen des geplagten Preußens, der französische Soldat in einem weit bessern Aeußern als bisher. Neu und gut, gleichmäßig montirt, wohlgenährt, boten diese Soldaten ein imposantes Ansehen dar, und man konnte es sich nicht verhehlen, daß sie in besserem Zustande unser Vaterland verlassen würden, als sie es betreten hatten.

Sehnsüchtig erwartete man diesen endlichen Abmarsch; aber — er verzögerte sich von Monat zu Monat, und, trotz aller Hoffnungen, die man darüber hegte, ward keine öffentliche Erklärung kund, weder ob und wann Preußen geräumt werden würde, noch aus welchen Gründen die Räumung bisher und ferner unterblieb. —

Am 19. März ward der Namenstag Josephinens durch eine große Revue gefeiert, welcher viele schaulustige Berliner beiwohnten, in dem guten Glauben, diesem Schauspiele zum letztenmale beizuwohnen. Die Luft erschallte von Donner des

groben und kleinen Geschützes, und es wurden im Laufe des Frühlings mehre solcher großen Uebungen abgehalten.

Alle Sonntage war große Parade, und offenbar ging die Absicht darauf aus, von Frankreichs Waffenmacht einen möglichst hohen Eindruck zu verbreiten. Auffallend war bei diesen Paraden, daß die Feldmusik von allen Trommeln begleitet wurde, ein bisher ungekannter Umstand, über dessen Eindruck die Stimmen getheilt waren.

Unter diesen glänzenden militairischen Aufzügen verfiel Berlin in einen Zustand, der vielleicht seit Jahrhunderten nicht vorgekommen war.

Von dem Comité administratif — der damaligen Verwaltungsbehörde — ward bekannt gemacht:

daß bei dem schlechteren Werthe der Scheidemünze dieselbe gegen den Nominalwerth um die Hälfte reduzirt werde, mithin der Thaler Preußisch Courant von da ab (beiläufig den ersten Mai) statt der bisherigen 24 Groschen deren 36 enthalte.

An sich erhielt diese Bekanntmachung nichts wesentlich Neues; die Scheidemünze war schon längst im täglichen Verkehr zu dem nun bestimmten Werthe, ja sogar unter demselben gesunken, dennoch bewirkte die amtliche Reduction mancherlei Verlegenheiten. — Wer bis jetzt die Annahme der Münze, als von unbestimmtem Werthe, verweigert, sahe sich jetzt gleichsam dazu gezwungen, weil er einen amtlich bestimmten Werth anerkennen mußte. Allein auch diese forcirte Anordnung hielt das weitere Sinken der Münze nicht auf, und sowohl im Wechselverkehr, als bei Zahlungen, wurde zwischen klingendem Courant und Münzcourant ein Unterschied gemacht.

Weil aber das Publicum seine Münze zum neu bestimmten Werthe ungestüm anbringen wollte, und dies bei keinem Artikel besser paßte, als bei dem Hauptnahrungsmittel Brot, so sahen die Bäcker sich dadurch in Nachtheil versetzt. Eine polizeiliche Taxe, jeden Monat auf die Marktpreise des

vorigen berechnet, schrieb genau vor, wie viel Gewicht Brot für einen Groschen gebacken werden mußte; wer dagegen fehlte, ward gestraft. Nun ist zwar häufig diesem Gewichte nicht nachgekommen worden, und Bestrafungen sind höchst selten vorgefallen, einen triftigen Entschuldigungsgrund gab immer das Austrocknen des Brotes; dennoch fanden die Bäcker sich bewogen und genöthigt, im Monat Mai 1808 so wenig zu backen, daß das Consum nicht gedeckt war. Als Grund dazu gaben sie die geringe Zufuhr, Steigerung der Getraidepreise und Weigerung des Landmannes, Münzcourant zu nehmen, vor, welche Umstände wirklich obwalteten.

Die Bewohner Berlins sahen sich einer Hungersnoth ausgesetzt, welche große Aufregung bewirkte. Seit anderthalb Jahren war wohl mancher Nothleidende gezwungen gewesen, sich täglich eine Mahlzeit zu entziehen, aber der Fall, daß für Geld nicht einmal Brot zu haben, war seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und dies in dem volkreichen Berlin, das die Producte der ganzen Mark Brandenburg verschlang, und von wo erst der Ueberfluß weiter gebracht wurde. Mit Anbruch des Tages konnte man jeden Bäckerladen daran erkennen, daß ein großer Haufen Menschen denselben belagert hielt.

Das tägliche Brot wurde früh Morgens gewöhnlich von Weibern, Dienstmägden und Kindern geholt, und diese sammelten sich allmählig vor den verschlossenen Thüren, bis Ungeduld und Aufregung sie zu weiteren Maaßregeln trieb. Als Stunden vergangen waren, und nichts verlautete, ob heute Brot verkauft werden würde oder nicht, begannen die Unruhigen an Thür und Fenster zu klopfen, und drohten endlich mit Gewalt, wenn nicht aufgemacht würde. Dies geschahe, das wenige Gebackene war im Augenblick ausgegeben, und die Hälfte der Versammelten bekam nichts. Ein Paar Tage vergingen mit diesem Verfahren, und es blieb noch ziemlich ruhig, weil natürlich die Zudringlichsten befriedigt wurden, während die Geduldigen und Schwachen leer ausgingen. An

deren Stelle fanden sich nun aber Stärkere und Muthigere ein, und ließen sich durch die bisher gebrauchte List — nämlich nach andern Straßen sich weisen zu lassen, wo Gebäck in Menge zu haben sein sollte — nicht bethören. Daher gab es an einigen Tagen förmliche Scharmützel vor den Bäckerhäusern, Jeder wollte zuerst befriedigt sein, und die aufgeregte Menge stieß die grimmigsten Schmähungen gegen die Behörden und die Franzosen aus. Gewiß wäre es zu den ernstlichsten Auftritten gekommen, hätte man nicht eingesehen, daß gegen die sehr starke Besatzung jeder Aufstand vergeblich sein werde, denn die Einleitung zu einem solchen erfolgte täglich. Um Exzessen vorzubeugen, (mancher Bäcker hatte einige Fenster eingebüßt, und war insultirt worden) gaben die Wachen des Morgens jedem Bäckerladen einige Sauvegarden; der wüthende hungernde Berliner respectirte sie aber nicht, und diese Posten wurden von den Weibern aus dem Wege geschoben; vergeblich setzten sie den Verwegensten das Bajonett auf die Brust, Andere entrissen ihnen die Gewehre, und wenige Mann reichten nicht zu, der Volksmenge Einhalt zu thun. Daher wurden in den andern Tagen sehr starke Patrouillen umher gesandt, die durch ihre Zahl, und wie man aussprengte, den Befehl nicht zu schonen, imponirten, auch war vorsichtigerweise täglich die ganze Besatzung versammelt, um sich zu zeigen. Vierzehn Tage vergingen, der Berliner lernte hungern, und nachdem sahe man den täglichen Bedarf wieder befriedigt; die Crisis war aber groß, und es ist zu verwundern, daß sie keine größeren Thätlichkeiten erzeugte. Verhindert wurden diese durch die Gegenwart zahlreicher Truppen, und noch mehr dadurch, daß die Volkshaufen, wie sie sich vor jedem Bäckerladen sammelten, auch jeder für sich gerirten, und kein Einverständniß zu Stande kam.

Der geschilderte Mangel hatte jedoch die Sehnsucht, endlich das Land geräumt zu sehen, aufs Neue erweckt, denn die Hungersnoth ward natürlich den Franzosen zugerechnet; noch

andere Gründe bewegten dazu; Pensionen, Wartegelder und Zinsen von Staatspapieren und Obligationen blieben fortwährend aus, und, trotz der Theurung war Mangel an baarem Gelde. Ob davon bei der Beschlagnahme aller Einkünfte große Massen ausgewandert sein mögen, vermag ich nicht anzugeben, doch läßt es sich vermuthen, und eine Abhilfe von allen diesen Uebelständen erwartete man mit Gewißheit, sobald wir wieder ganz Preußisch sein würden. Wie fern waren aber dazu noch die Aussichten; Unterrichtete hatten es mitgetheilt und im Publico sich weiter verbreitet, daß noch große Differenzen zu beseitigen wären, ehe man Hoffnung, zum ersehnten Ziele zu gelangen, gewinnen könnte.

Die sparsamen öffentlichen Mittheilungen aus Königsberg über unsern Regenten gaben nicht die geringste Andeutung für die Zukunft; zwar kamen mehre Preußische Officianten von dort in Berlin an, die herversetzt worden, zum schwachen Beweise, daß der König darin noch Macht habe; diese Menschen wurden mit Begierde aufgesucht und nach der Zukunft befragt, worüber sie aber nicht das Geringste andeuten konnten.

Zwei alte Eheleute, die gleichzeitig gestorben waren, verordneten, daß sie in grünen Särgen begraben würden, und sollte es öffentlich mitgetheilt werden, wie sie diese Farbe noch sterbend gewählt, um damit ihre süße Hoffnung von der baldigen Rückkehr ihres geliebten Königs kund zu geben. Dieser Verordnung wurde nachgekommen, und es gab ein wahres Volksfest, als das Begräbniß Statt fand. Das Rondel am hallischen Thore war gedrängt voll Menschen, die des Schauspiels warteten, und, als der Leichenwagen erschien, mußte dem Drängen der Menge gewillfahrt und die Umhüllung gelüftet werden, damit die grünen Särge sichtbar wurden, die Jeder mit Entzücken betrachtete. Der Kirchhof konnte gar die Zahl der Schaulustigen nicht fassen, und ernsthaftes Einschreiten der Polizei und Bürgergarde vermochte nur die Thore des-

selben zu schließen, sonst möchte manches Grab und Denkmal vernichtet worden sein.

Diese kleine Begebenheit wird aber hinreichen zu erklären, daß die Theilnahme für das Herrscherhaus in Berlin sehr groß war, und sich in allen Volksständen laut und lebendig aussprach. —

In den Monaten Mai und Juni wurden die neuen Ereignisse in Spanien bekannt. Die Zwistigkeiten in der Bourbonschen Familie, ihre Entthronung, und die Erhebung des Bruders Napoleons, Joseph, zum Könige von Spanien, gaben hinlänglichen Stoff zur politischen Unterhaltung. Diese Angelegenheit schien friedlich abzugehen, und bei allem Widerwillen gegen den Weltherrscher, mußte man der Vermuthung Raum geben, er werde nach und nach Alles seinem Herrscherstabe unterwerfen.

## Berlin im Sommer 1808.

„Die französische Armee wird ein Lustlager bei Spandau aufschlagen." Diese Tagesneuigkeit erregte die Neugier und Theilnahme Berlins. Es gab und giebt in dieser Stadt eine Menge Menschen, die nothdürftig ihren Unterhalt genießen können ohne zu arbeiten, wieder Andere, die irgend ein Geschäft bearbeiten lassen, und hauptsächlich aus diesen beiden Classen sind die Politiker und Neuigkeitsjäger zusammengesetzt. Sie haben Zeit übrig, um die Straßen zu durchstreifen, kehren in einige Frühstücksläden und Caffeehäuser ein und ermitteln so ziemlich Alles, was in den volkreichsten Theilen der Stadt vorgeht. Diese Menschen, hören sie irgend von etwas Bevorstehendem, begeben sich vom Flecke dorthin, wo es zu erwarten ist.

Sobald daher die erste Vermuthung laut wurde, daß ein

Lager bei Spandau aufgeschlagen werden sollte, begaben sich täglich Neugierige an Ort und Stelle, um das Nähere selbst zu sehen. Es kam denn im Juli so weit, daß das reife Getraide auf dem Spandauer Berge abgemähet und geerntet wurde; zugleich wurde das Lager abgesteckt. Darauf hörte man mit größter Verwunderung, daß die Franzosen nicht in leinenen Zelten, wie vermuthet, wohnen würden, sondern daß sie große ansehnliche Baracken von Holz errichteten, welche heizbar wären, und den gewissen Beweis gäben, daß für den nächsten Winter das Land noch feindlich besetzt bleibe. Der letztere Umstand ward bald als übertrieben gefunden; wenn man aber das mühsam erbaute Lager betrachtete, das auf mannigfache Art verziert war, konnte man des Glaubens sich nicht erwehren, daß so viele Anstalten nicht um kurzer Zeit willen getroffen würden.

Statt des erwarteten Zeltlagers sahe man jetzt eine Stadt in der Wüste entstanden, die hölzernen Baracken, mit Kalk und Lehm übertüncht, stellten Häuser vor, waren in regelmäßigen Entfernungen aufgeführt und bildeten wahre Straßen mit Alleen, die alle ihren Namen hatten. Das Ganze gab einen gefälligen, eigentlich malerischen, Anblick, und als es bewohnt wurde, fand man trotz der Entfernung von anderthalb Meilen, fortwährend Besucher aus Berlin darin vor. Auch waren die Einwohner sehr aufgeweckt und zuvorkommend, und man konnte, wenn schlechtes Wetter überraschte, getrost in die erste beste Hütte gehen, ohne einen mißfälligen Ton erwarten zu dürfen.

Die Erbauung des Lagers gab aber zugleich Anlaß, daß die zahlreichen Dürftigen Berlins nach der Spandauer Haide gingen, dort den Franzosen beim Holzfällen halfen, und zum Lohn von dem bereitstehenden Holze, große Trachten — Hucken genannt — an sich nahmen und der Stadt Berlin zutrugen. Anfangs ging es mit diesem Artikel sehr schlecht; man wollte in Berlin nicht davon kaufen, fürchtete Unannehmlichkeiten; das Holz war aber in gewöhnlichem

Wege ein sehr theurer Artikel und für den halben Preis zu haben, wenn man von diesem kaufte. Daher wurde das Geschäft mit Holz aus dem Lager ein sehr ausgebreitetes, übrigens auch die anderen Haiden nicht verschont, und jeder Holzhändler muß dadurch viel Ausfall gehabt haben. Zwar wurde wiederholendlich bekannt gemacht, daß dergleichen Holzträger ihre Bürde nicht zum Thore hinein bringen dürften, die Wachen und Thor-Officianten schienen aber zum Mitleiden autorisirt zu sein, wenn nur die Form gerettet ward, und nach einigem Wortwechsel ließen sie die Holzhändler mit ihrer Last durch. —

Der 3. August, König Friedrich Wilhelms Geburtstag, war herangenaht, und gab einen sichern Beweis von der Liebe der Berliner für Ihn. Ohne gemeinschaftliche Verabredung fand beinahe allgemeine Erleuchtung Statt, frohe Menschenmassen durchwogten die Straßen und jubelten; in öffentlichen Gärten brannte man Feuerwerke ab, und Freudenschüsse hörte man bis tief in die Nacht hinein.

Ueber die Verhältnisse Preußens war man in gar keiner Kenntniß; noch konnte die Ansicht nicht unterdrückt werden, daß die Occupation der Franzosen noch lange hin fortdauern möchte, der Gemeinsinn der Berliner hingegen gab sich durch die Feier des Freudentages hinlänglich zu erkennen. — Von französischer Seite wurde dieses Ereigniß ignorirt, die Polizei erließ zwar eine Bekanntmachung, welche vor Wiederholung ähnlicher Fälle, als gesetzwidrig warnte, indeß kam keine specielle Untersuchung zum Vorschein.

Auf den Straßen Berlins sang man zwei patriotische Lieder, das eine beklagte den Tod das Prinzen Louis Ferdinand und gelobte Rache für denselben, das andre jubelte über die Erhaltung der Veste Colberg, und, wer in der Stadt umher ging, hörte diese Lieder von Bänkelsängern und der Jugend; man erstaunte über die Kühnheit und fürchtete täglich Bestrafungen dieserhalb, die aber nicht vorkamen.

Da erschallten plötzlich die ersten Gerüchte von den Vorfällen in Spanien, wie das Volk die Waffen ergriffen und die Franzosen verjagt habe, und die Zurüstung des größten Theils der französischen Truppen zum Abmarsche bestätigte solche. Später erschien aus dem Moniteur eine officielle Darstellung dieser Begebenheiten, welche, trotz der Einhüllung, Gewißheit darüber gab, daß die Provinzen jenseit dem Ebro hatten geräumt werden müssen.

Der Jubel hierüber im Berliner Publicum war unendlich, man prophezeihete aus dieser Veranlassung Napoleons Untergang, der freilich bei jeder neuen Wendung der Begebenheiten gewünscht und angedeutet wurde.

Den 15. August, Geburtstag des Kaisers, begingen die Franzosen feierlich; in der katholischen Kirche war eine goldglänzende Generalität versammelt, und unter rauschender Musik ward in der Messe für Napoleon der Segen des Himmels erfleht. —

Hierbei will ich anführen, daß der militairische Gottesdienst der französischen Truppen ein originelles Schauspiel gab, und von den Berlinern die katholische Kirche alle Sonntage überfüllt ward.

Wer schaulustig war, begab sich bei guter Zeit in diese Kirche und nahm seine Stellung ein. Bald wurde die Stille durch lauten Trommelschall unterbrochen, der Kirchner öffnete die Hauptthüren, und herein rückte, die bärtigen Sappeurs voran, hinter ihnen der Regimentstambour vor seinen Trommelschlägern, eine Compagnie Grenadiere; die Tambours schlugen Marsch, bis sie vor dem Altare waren, wo sie Stellung nahmen, das Musik-Chor stieg die Treppen hinauf und besetzte das Orgelchor, die Grenadiere bildeten eine Chaine im Hauptgange und ließen die Generale durch, welche mit den Honneurs und Trommelwirbel begrüßt wurden und ihre Sitze neben dem Hochaltare einnahmen. Das Militair behielt den Kopf bedeckt; wenn die Stellen in der Messe kamen, wo gekniet

werden soll, fielen die Soldaten auf ihr Knie, hielten mit einer Hand das Gewehr und legten die andre salutirend an den Kopf. Als Beigabe ward häufig getrommelt und musicirt, und endlich die Kirche mit großem Lärmen verlassen. — Der Marschall Victor schien ein besonders frommer Mann zu sein, fehlte keinen Sonntag beim Gottesdienst und hörte still zu; die meisten andern Generale unterhielten sich gewöhnlich sehr lebhaft.

Das Victorsche Corps hatte Marschordre bekommen und verließ Berlin und die Umgegend. Bei dessen langem Aufenthalte hatten die galanten Franzosen viele zärtliche Verbindungen angeknüpft, und durch Zusage ewiger Treue manches weibliche Herz erobert, das bisher dem gewöhnlichen Drängen der Feinde siegreich widerstanden. Außerdem fand manches interessante Verhältniß zwischen Damen gebildeten Standes und den Franzosen, welche feine Sitten hatten, Statt, wobei man jedoch weit entfernt von unzarten Verbindungen denken darf. Im Allgemeinen aber hatten diese Feinde beim schönen Geschlecht den meisten Eindruck gemacht und hinterließen Trauer verschiedner Art, solcher, die sich schnell verwischte, anderer, die länger nachhallte, und endlich solcher trostloser, welche zu viel gewährt hatte und sich jetzt getäuscht sahe.

Wenn gleich nun der größte Theil der lange erduldeten Gäste nach fremden Gegenden zog, den Ehrgeiz ihres Gebieters zu verfechten, blieb dennoch immer eine ansehnliche Truppenmasse zurück, um die Absichten auf Preußen nachdrücklich zu unterstützen.

Der Prinz Wilhelm von Preußen war nach Paris gesandt mit der Vollmacht, Alles zu bewilligen, um die Befreiung der jetzigen Preußischen Monarchie zu erwirken. Nach langen Unterhandlungen sahe er sich endlich zu schweren Zugeständnissen genöthigt, mußte 140 Millionen Francs zu zahlen geloben, außerdem Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen überlassen und eine Reduction der Armee auf 42000

Mann zusagen. Dafür sollten denn die französischen Truppen Preußen verlassen, und es ist sehr glaubhaft, daß selbst diese Convention nicht wäre zu Stande gekommen, wenn der Krieg in Spanien nicht große Anstrengungen französischer Seits bedungen hätte.

Die Bedingungen der Pariser Convention erfüllten aber die Gemüther mit Trauer und Unwillen; so tief erniedrigt hatte man sich noch nicht geglaubt, daß alle Selbstständigkeit des schon so tief gesunkenen Preußischen Staates hätte aufhören müssen, wie dies die Ueberlassung der Festungen und die Verkleinerung der Armee kund gab, und dann! welch' ungeheure Summe sollte der schon erschöpfte Staat jetzt noch zahlen. Dadurch ward ihm eine Zeitlang jedes Mittel, sich zu erheben, entzogen, die eiserne Nothwendigkeit zu solchen Verträgen leuchtete aber daraus hervor, daß ein Bruder des Königs, der allgemein beliebt und verehrt war, sie eingegangen hatte.

Hienach hoffte man nun baldige Erfüllung des Hauptzwecks; aber, obgleich die Convention veröffentlicht war, deutete noch nichts auf Entfernung der übrigen französischen Truppen, die sämmtlich unter die Befehle des Marschalls Davoust gestellt waren. Nun verlautete, daß in Erfurt Napoleon und Alexander zusammen kommen und die Arrangements des Continents besprechen würden, wobei die Fürsten des Rheinbundes eine Nebenrolle spielen sollten, und es ließ sich erwarten, Preußens Angelegenheit werde ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit sein und dessen Interesse vom Kaiser Alexander bestens verfochten werden, — wie dies denn auch wirklich geschah. —

Der Congreß zu Erfurt fand Statt; die Zeitungen erzählten viel von seiner Pracht und Herrlichkeit, nichts aber von dem, was dort verhandelt wurde; als jedoch nach einigem Beisammensein die Kaiser ihres Weges reisten, erklärte eine öffentliche Bekanntmachung:

Daß bei dem jetzigen Zustande der Dinge in Deutschland nur 100,000 Mann Franzosen bleiben würden, unter der Bemerkung: Rhein-Armee und Anführung von Davoust. Es schien also, als werde dem allgemeinen Wunsche entsprochen werden.

Im Monat November fiel aber noch ein unangenehmeres Ereigniß vor, dessen Folgen sehr nachtheilig zu werden anfänglich drohten.

Ein Kriegsrath, Köppen, der als Courier reiste, war von den Franzosen angehalten und seiner Depechen beraubt worden. Leider ging aus diesen hervor, daß der Preußische Premier-Minister von Stein Correspondenz pflog, die drohend für die Franzosen lautete, und man fürchtete schon als Folge dieses Unfalls nachtheilige Maaßregeln gegen Preußen. Die Zeit zu solchen war aber nicht da, Frankreich würde, da Oestreichs Vorhaben zum Kriege gegen dasselbe ihm nicht unbewußt, Preußen gereizt haben, dennoch war der Umstand an sich zu erheblich, um ihn nicht eclatant zu rügen. Aus dem Pariser Moniteur erschien daher in den Berliner Blättern eine Erklärung des Vorgefallenen und zugleich der Brief des Ministers Stein im Abdruck mit einer Anmerkung, in welcher „Herr von Stein aufgefordert wurde, sich zur Verantwortung wegen dieses Briefes zu gestellen, oder zu gewärtigen, daß seine Güter im Westphälischen mit Beschlag würden belegt werden.“

Herr von Stein aber bedankte sich für das Anerbieten, verließ den Preußischen Dienst und entfernte sich. An seine Stelle traten zwei Minister, Dohna und Altenstein, welcher Letzte in diesem Jahre starb.

Das Publicum erfuhr aber durch diese Veröffentlichung zweierlei, erstens, daß geheime Machinationen gegen Frankreichs Herrschaft Statt fänden, zweitens, daß Oesterreichs Stellung zweideutig wurde. Der Brief war nämlich an Jemand gerichtet, und dieser an den Grafen St. Vincent (Oe-

sterreichischen Minister) verwiesen worden. Dennoch war Anlaß genug für die unermüdlichen Hoffer besserer Zeiten, sich einer Aenderung der Verhältnisse, als bevorstehend, zu erfreuen.

Außerdem hatte Napoleons und seiner Truppen Unbesiegbarkeit in diesem Jahre den ersten Stoß erlitten. Junot in Portugal, Dúpont in Andalusien, waren mit ansehnlichen Corps genöthigt gewesen, zu capituliren, und diese Vorfälle, welche ganz überraschend zur öffentlichen Kunde kamen, erregten Hoffnungen über die bevorstehenden Ereignisse in Spanien, welche zu übertrieben waren, um wahr werden zu können.

Daß nun Preußen endlich geräumt werden würde, ergaben alle Anstalten; die Militair-Effecten, die Spitäler, wurden fortgesandt, der größte Theil der Truppen folgte, und nur ein einziges Regiment blieb in Berlin. Dieses Regiment, so wurde feierlich verkündet, würde am 3. December in Parade vor dem Palais des Prinzen Ferdinand, dem würdigen Bruder Friedrichs des Großen, aufmarschiren, dem Prinzen die Schlüssel der Stadt, als Huldigung seiner Verdienste, überreichen und dann sofort Berlin verlassen.

Seit dem Friedensschlusse von Tilsit hatte keine Nachricht so viel Theilnahme erregt, als diese. Zwar waren die Angelegenheiten in Spanien und Portugal mit höchstem Interesse aufgenommen worden, die angedeutete Räumung von Berlin aber betraf diese Stadt selbst, und ihre Folgen schienen so segensreich, daß der größte Theil der Einwohner in einem Freudentaumel schwamm. Ob die verkündete That erfolgen werde, kümmerte noch manches ängstliche Gemüth, während die Meisten sicher darauf rechneten.

Der bestimmte Tag erschien, und unter einem strömenden Regen geschah, was verheißen war. „Sind sie wirklich fort?" war die allgemeine Frage an diejenigen, die in der Richtung vom Wilhelmsplatze herkamen, und auf die erfolgte

Bejahung verbreitete sich die frohe Nachricht durch die ganze Stadt, deren Bürgergarden die Wachten besetzten.

Die nächste Zeitung gab an, daß am 9. December das Infanterie-Regiment Colberg und das Husaren-Regiment des Major von Schill in Berlin einrücken würden, und der Eindruck dieser Nachricht war der freudigste, wie denn die Tage bis zum 9. sorgfältig gezählt wurden.

## Rückkehr der Preußen 1808.

Es trat eine strenge Kälte ein; dennoch waren die Straßen und Plätze bis zum Königsthor hin gefüllt von Menschen, die ihre Krieger sehen wollten. Die unermüdlichen Neuigkeitsjäger gingen ihnen schon meilenweit entgegen.

Die zur Besatzung Berlins erwählten Truppen waren solche, die durch ausgezeichnete Bravour sich hohen Ruf erworben hatten und mit desto größerm Enthusiasmus empfangen wurden.

Ungeduldig wogte eine Menge Menschen auf dem Schloßplatze; es vergingen einige Stunden und mochte eilf Uhr sein, als man die Preußischen Trommeln hörte. Wie Hüons Zauberhorn wirkten sie auf die Berliner, welche nach der langen Brücke hinstürzten, wo aber Polizei und Bürgergarden Ordnung aufrecht hielten. Da sahe man sie in der Königsstraße, die Ersehnten, und lauter Jubel tönte empor. Sie kamen näher, marschirten über die lange Brücke, und formirten sich zur großen Ergötzlichkeit des Volkes eben so rasch laufend wie die Franzosen, in breite Züge, die in herrlicher Ordnung einher zogen.

Wie freute Jeder sich, daß der lange gewünschte Augenblick da war! Die Soldaten, lauter kräftige, gesunde Männer, waren einfach gekleidet, aber warm und zweckmäßig. Die

alten dreieckigen Hüte, welche den Kopf fast an freier Bewegung hinderten, sah man verbannt, an ihre Stelle waren Czakos getreten, der Kragen der Montirung war so hoch, daß er die Ohren bedeckte, im Winter sehr zweckmäßig, die Montirung selbst war bis auf den Unterleib zugeknöpft, ohne Aufklappen, und die Beinkleider bestanden aus grauem Tuche mit Stiefeletten. Allgemein lobte man diese Einkleidung und freuete sich, daß jeder Soldat seinen Mantel hatte. —

Die Feldmusik war zwar sehr einfach, bestand nur aus acht Blase-Instrumenten, begleitet von einer Trommel, und man vermißte die sonstige schöne türkische Musik; dergleichen war aber zur Franzosenzeit zum Ueberdrusse gehört worden, und das, was man jetzt sahe und hörte, hatte den Reiz der Neuheit und zeugte von der Sparsamkeit, die bei der neugebildeten Staatsverwaltung vorherrschen sollte.

Der Jubel des Volkes verdoppelte sich; Schill, der Held des Tages, erschien an der Spitze seiner Husaren. Alles grüßte mit geschwungenem Hute; „Schill soll leben, vivat hoch!" riefen tausend Stimmen, und von Freude glänzend, warf er die Augen umher und salutirte ohne Aufhören mit dem Säbel. Tausende drängten sich heran, ihn zu sehen, den Einzigen, der in der Geschichte des letzten Krieges alle Andere überstrahlte. Es war ein junger hübscher Mann von mittler Größe, schlanken Wuchses, mit einem länglich blühend rothen Gesicht; dieses belebten ein Paar dunkle Augen, die freundlich und feurig strahlten, und sein brauner Schnurrbart machte sein Ansehen kriegerisch. Jede Beweguug verrieth, daß der freudige Empfang ihm schmeichelte, und er richtete sogar freundliche Worte an die nächsten Bürger, die ihn umgaben. Ja, er war ganz so, wie man sich ihn vorgestellt hatte, und an diesem Tage kam wohl Niemand zu dem Andern, ohne daß Schill's Person wäre beschrieben worden.

Das Leibgrenadierbataillon, welches auch mit einrückte, trug Filzmützen mit einem hohen Schilde, welche späterhin

durch Czakos ersetzt wurden, und bestand gleichfalls aus gesunden, schönen Leuten.

Jetzt war für Unterhaltung gesorgt; man verglich die neuen Preußischen Soldaten mit den alten, welche natürlich in den Schatten gestellt wurden, man ließ Unterofficiere und Soldaten kommen und sich von den Thaten bei Colberg erzählen, und einige Tage hindurch war die Schmach des Vaterlandes vergessen.

Zugleich enthielten die Zeitungen wichtige Nachrichten aus Spanien, bei Tudela und Burgos waren die Insurgentenheere geschlagen und zerstreut worden, und endlich hatte auch Madrid sich dem Sieger ergeben. Diese schnellen Fortschritte Napoleons hatte Niemand erwartet, die Unglückspropheten ärgerten sich darüber um so mehr, als vor der Hand jede Spur verloren schien, welche dem französischen Kaiser Gefahr drohen konnte, und seine Worte: „daß er die Macht gebrauchen wolle, die ihm Gott gegeben habe" wurden einstweilen nicht mehr verspottet, vielmehr sein blindes Glück angestaunt.

Jetzt aber trat auch in dem Herzen der Berliner der Wunsch auf, daß der König mit seinem Hause wieder seinen Sitz in Berlin nehmen, und diese Stadt durch seine Gegenwart beglücken möge. Statt der Erfüllung erschien indeß die Nachricht von der Abreise des Königspaares nach Petersburg, und erst nach der Rückkunft durfte man hoffen, dasselbe hieher kommen zu sehen.

Darauf rechnete man zum Monat Februar, spätestens März, und um die Königin von der Liebe Berlins zu überzeugen, ließ die Stadt für sie einen kostbaren Wagen bauen. Als dieser Wagen fertig beim Hoflackirer Kecht da stand, hatte der gute Mann Mühe, alle Schaulustigen zu befriedigen, und mußte daher sein Haus verschließen, welches er von Zeit zu Zeit öffnete, um heraus und hineinzulassen, wobei sich jedesmal die Menschenmenge vergrößerte. Der Wagen war

meisterhaft, geschmackvoll und ohne überladene Pracht, gebaut, eine verschlossene Kutsche, braun lackirt, mit silbernen Leisten und Verzierungen, inwendig mit violettem Sammet ausgeschlagen, in welchem silberne Sterne gestickt waren, und die Königin soll sich schmeichelhaft über dies Geschenk ausgedrückt haben.

Der Monat Februar verging; die Rückkehr des Herrscherhauses blieb aus und wurde noch nicht bestimmt. Als der März eintrat, konnte sich jeder das Ausbleiben erklären, weil Oesterreichs schnelle Rüstungen nunmehr öffentlich bekannt wurden. Diesmal schienen dieselben mit der umfassendsten Energie geleitet; das stehende Heer, an sich stark genug, um den Kampf zu bestehen, ward durch eine zahlreiche Landwehr unterstützt; ferner zweifelte man nicht, daß die deutschen Völker, sobald sie aufgefordert und durch Oesterreichische Waffenmacht unterstützt, sich gegen Frankreichs Druck auflehnen würden. Man wußte, daß die französische Armee wenig zahlreich in Deutschland, und ihre Hauptstütze die Macht des Rheinbundes war, über deren Kampflust man viele Zweifel hegte.

Aus Spanien wollte man nachtheilige Nachrichten für die Franzosen haben, und Napoleons Rückreise nach Paris schrieb man den erlittnen Unfällen zu.

Das Berliner Publicum fuhr unter diesen Zusammenstellungen fort, mit seinem unermüdlichen Eifer den Sturz des Weltbeherrschers als nahe zu betrachten. Unter der Hand liefen viele Pasquille um, die in feinen und unfeinen Ausdrücken den allgemeinen Feind — wie man ihn nannte — beschimpften und vielen Beifall fanden.

Eine tiefe Schmach fühlte Berlin sich dadurch angethan, daß die Siegesgöttin mit ihrem Viergespann, welche das Brandenburger Thor geschmückt hatte, von den Franzosen herabgenommen und nach Paris gesandt worden war. Früher hatte man diese Gruppe wenig beachtet, sie schien zum Thore

zu gehören und unzertrennlich davon; als aber eine Trophäe aus ihr gemacht wurde, erwachte der Sinn für dieselbe, und zähneknirschend theilte man sich die Nachricht mit, daß die Abnahme erfolgt sei. Wer irgend patriotisch dachte, betrachtete jedesmal mit Seufzen das entblößte Thor und es zeugt von diesem Sinne, daß Jahn später einem Knaben, der auf seine Frage: was er sich dabei dächte, daß die Siegesgöttin dem Brandenburger Thore fehle? erwiderte: „nichts" eine derbe Maulschelle gab mit den Worten: „dummer Junge, weißt Du nicht, daß wir sie wieder holen müssen!" Es entsprach hienach dem Berliner Geschmack, daß in kleinen Aufsätzen, die selbst gedruckt unterliefen, Napoleon der Pferdedieb von Berlin genannt und mit schmählichen Drohungen überhäuft ward.

Dem allgemeinen Sinne nach, säumten die Oesterreicher entsetzlich lange mit ihren Operationen; ihre Armeecorps standen bereits wochenlang an den Grenzen versammelt und rückten nicht vor; wer sich zum Urtheile darüber fähig dünkte, erklärte diese Zögerung für Politik, und erwartete große Einverständnisse mit dem andern Deutschland eingeleitet zu sehen; indeß war dennoch Jeder unzufrieden, weil die gehofften Erfolge verschoben blieben.

Mit Verwunderung sahe man, daß bei der Preußischen Armee nicht die geringste Bewegung gemacht wurde, um sich zur vorausgesetzten Vereinigung mit Oesterreich vorzubereiten. Daß eine solche der Wunsch des Hofes war, wußte man und erzählte darüber mancherlei Gegründetes und Ungegründetes; jeder Andere aber, der es wünschte, sahe ein, daß nie eine Zeit besser geeignet war, um den Sturz Napoleons und Frankreichs Demüthigung zu bewirken, als das Frühjahr 1809. Der Kern seiner Macht war in Spanien, seine Streitkräfte in Deutschland nicht hinreichend, Oesterreich allein zu widerstehen, der Gemeinsinn der Deutschen bis zum Rheine hin unterlag keinem Zweifel, das nördliche Deutschland war entblößt von französischen Truppen, und die westphälischen,

holländischen und dänischen Armeen, denen der Schutz Norddeutschlands überlassen, würden in keinem Falle kräftigen Widerstand geleistet haben, wie sich besonders bei dem Zuge des Herzogs von Braunschweig-Oels späterhin zeigte. Warum also, fragte man damals und noch heute, da die Mächte Eines Sinnes waren, traten Preußen und Rußland nicht Oesterreich bei? Wenige Wochen würden hingereicht haben, um Deutschland bis zum Rhein zu befreien, die Fürsten des Rheinbundes hätte man wider Willen fortgerissen, und vier Jahre des Elendes, des Blutvergießens, wären erspart worden. Warum geschahe es nicht?

Nicht vermessen genug, die Geheimnisse der Cabinette lösen zu wollen, erlaube ich mir meine Ansichten darüber auszusprechen. Es fehlte nicht am allgemeinen Sinn, wohl aber am allgemeinen Verständniß, und dieser Mangel entsprang wieder aus gegenseitigem Mißtrauen.

Was Alexander und Friedrich Wilhelm sich persönlich in Petersburg anvertraut haben mögen, wird nie die Welt erfahren; vermuthen läßt sich aber, daß ihre Ansicht wechselseitig die richtige war. Mochte auch Napoleons Zusammenkunft mit Alexander in Erfurt den letzten gewonnen haben, so konnte der Bedarf der Politik ihm nicht verborgen bleiben, und, geschah nichts von dem, was später erfolgte und als unentbehrlich für den Frieden der Welt erkannt wurde, so bin ich geneigt, dies auf Oesterreichs Rechnung zu schieben.

Diese Macht hatte zwar den besten Willen, Frankreichs Uebergewicht zu erniedrigen; um ihn auszuführen, war im Innern des Landes alles Zweckmäßige geschehen, aber die äußern Verhältnisse hatte man vernachlässigt. Konnte man nicht von dort aus, statt der officiellen Ausflüchte über die Rüstungen, im Vertrauen ihren Zweck mittheilen und zur Mitwirkung einladen? Der Erfolg war zu sicher, die geheime Erbitterung gegen Napoleon zu groß, als daß man vertrauliche Mittheilungen würde gemißbraucht haben. Und

selbst, wenn dies geschah, welchen Nachtheil hätte es für Oesterreich bewirkt? Nicht den geringsten, es war in seinen Rüstungen weit genug vor und hatte diesmal den Impuls für sich.

Oesterreichs Stillschweigen dagegen war verletzend, ließ über seine Absichten Zweifel übrig, und gab wiederum einen Schein von schlechtem Vertrauen zu sich selbst. Und endlich — sein Hauptfehler bestand darin, daß es nicht frühzeitig Verständnisse mit England einleitete; bei dieser Macht durfte doch keine Compromittirung vermuthet werden; andrerseits war englischer thätiger Beistand bei Anfange des Krieges ohne allen Zweifel vom kräftigsten Einfluß, und 5000 Mann — hätte man sie an Ostfrieslands Küsten ausgesetzt und in Hannover einbrechen lassen mit dem Aufrufe zur Wiederherstellung des alten Zustandes — würden wahrscheinlich dem Königreiche Westphalen einen schnellen Untergang bereitet haben. — Ein ähnlicher Erfolg wäre nimmer ausgeblieben, wenn Oesterreich ein Armee-Corps von Böhmen aus in Franken und Westphalen einbrechen ließ, wie dies nachher — zu spät aber — geschah, und nur eine solche Bewegung voraussetzend, konnte Schill sich zu seiner Unternehmung verstanden haben.

Oesterreich aber trat allein auf den Kampfplatz; der Erzherzog Carl, sein Generalissimus, mit bisher noch nie gekannter Selbstständigkeit, erließ einen Aufruf an alle Deutschen, in welchem er sagte, daß Oesterreich die Waffen ergreife, um die Unabhängigkeit der Völker von Frankreichs Joch zu erkämpfen, und daß Jeder zur Erreichung dieses allgemein gewünschten Zweckes das Seinige beitragen und gegen Frankreich fechten möge.

In Berlin fand dieser Aufruf sehr vielen Beifall; er kam durch Privatbriefe früher als durch die Zeitungen zum Vorschein, ward in Gesellschaften vorgelesen, und gab Hoffnungen, daß unter den damaligen Umständen seine gute Wirkung grenzenlos sein würde. Auch theilte man sich unter der Hand

allerlei Nachrichten von Preußens muthmaßlicher Mitwirkung mit. —

Das Vorrücken der Oesterreicher in Baiern und die Besetzung von München wurden bekannt und erregten die Ansicht, daß bei der vorausgesetzten Schwäche der französischen Armee diesseits des Rheins, und dem Widerwillen der Rheinbundfürsten der Rhein erst das Ziel weiterem Vordringen setzen werde. — Der nicht gelöschte Haß gegen die Franzosen erwartete mit Ungeduld eine Schlacht und Vernichtung derselben; davon erschien noch keine Kunde, und weil man die öffentlichen Blätter unter französischem Joch glaubte — im Widerspruch gegen die vermeinten Absichten Preußens suchte man einen andern Weg zur schnellen Erforschung der Vorfälle, und wandte sich direct an den Oesterreichischen Gesandten. Das Hotel desselben wurde bald von einer Menge Neugieriger belagert, die sich alle mögliche Mühe gaben, durch seine Leute zu erfragen, welche Nachrichten eingelaufen seien. Natürlich fehlte es nicht an Erdichtungen, die durch Mißverständnisse und gewöhnliche Vergrößerungen weiter gingen und dem Publico zwar nicht genügten, aber doch einige Befriedigung gaben. — Die Sache selbst aber, so schmeichelhaft sie für ihn war, belästigte wohl den Gesandten nur, andrerseits fürchteten die Behörden unangenehme Auftritte, indem die Abneigung gegen Frankreich zu sehr offenkundig ward; es wurden daher gedruckte Anschlagezettel erlassen und darin gesagt:

> Die Theilnahme des Berliner Publicums an den politischen Begebenheiten gebe sich durch Zudringen in die Hotels des französischen (bei dem wohl Niemand erschienen war) und des Oesterreichischen Gesandten auf eine Art kund, die gegen die gute Ordnung liefe, und, weil dafür gesorgt sei, daß jede einlaufende Nachricht von Bedeutung sogleich durch die Zeitungen mitgetheilt werde, müsse vor der Behelligung der Gesandten bei Vermeidung von Ahndungen gewarnt werden rc.

Daß die Berliner Neugierde sich dadurch nicht würde abschrecken lassen, war vorauszusehen, der Aufruf daher wohl nur darauf berechnet, die Nichtduldung der Behörde auszusprechen, um bei Frankreichs Herrscher nicht anzustoßen, dem man obenein durch Erwähnung des französischen Gesandten schmeicheln und die Theilnahme dadurch als unparteiisch schildern wollte. — Dagegen blieb die Erkundigung in dem Oesterreichischen Gesandtschaftshotel bei, und wenn ein Polizei-Officiant wirklich die dort Versammelten aus einander gehen hieß, so geschahe dies der Form wegen. —

Das treue Tyrol, in dem der Aufstand vorbereitet und organisirt war, machte in einigen Tagen sich frei, verjagte die Franzosen und Baiern und zeigte den größten Muth mit der treuesten Anhänglichkeit für das Haus Oesterreich verbunden. Berlins großes Publicum vernahm mit Entzücken diese Kunde und hoffte deren Wiederholung von andern Landstrichen aus. —

Eine und dieselbe Zeitung brachte zwei verschiedene Nachrichten: Der Erzherzog Johann hatte in Italien bei Sacile die Armee des Vicekönigs Eugen geschlagen, sagte die eine; die andere hingegen: der Kaiser Napoleon habe bei Abensberg einen entscheidenden Sieg erfochten. Nähere Angaben waren nicht mitgetheilt.

Das Aufsehen, welches der Sieg bei Sacile erregte, überstieg bei weitem den Eindruck von dem Gefechte bei Abensberg. In Italien, erklärten die Politiker, sei die große Entscheidung zu erwarten; dies hätten die Feldzüge von 1796, 1797 und 1800 bewiesen. Wenn — was sehr bezweifelt ward — die Nachricht von Abensberg begründet sei, so möchte wohl ein kleines Gefecht dort vorgefallen sein, ein großer Nachtheil für Oesterreich aber nicht daraus erfolgen. Denn — der Erzherzog Carl mit seiner Hauptarmee könne nicht jetzt schon geschlagen werden. — Vorläufig erklärte man sich unzufrieden und erwartete ungeduldig das Weitere.

Diese Erwartungen wurden nicht befriedigt. Von Italien aus kam nichts Näheres, und von Abensberg wurde gemeldet, daß die Baiern und Würtemberger dort gefochten hatten, ein neuer Grund die Angaben vom Siege für übertrieben, wo nicht ungegründet zu erachten, man traute den Deutschen ja gar nicht zu, daß sie mit Nachdruck für Frankreich streiten würden.

Zum allgemeinen Erstaunen und Bedauern aber erhielt man die nächsten Berichte vom Erzherzoge Carl selbst, welcher den Rückzug seiner Armee, in Folge nachtheiliger Gefechte, über die Donau nach Cham am Regen meldete und zugleich die Versicherung gab, daß durch seine dortige Stellung das Vordringen Napoleons gehemmt werde.

Die Berliner beruhigten sich durch diese Schilderung, erwarteten neue Operationen des Erzherzogs, sobald er durch die verheißenen eingetroffenen Verstärkungen dazu in Stand gesetzt sein werde, und die Nachricht von einem erfochtenen Siege des Generals Hiller bei Wasserburg stellte die gute Meinung wieder her. — Allein nun erschienen die französischen Berichte über den Kampf, der in drei Tagen die Oesterreichische Armee vernichtet und außer Stand gesetzt hatte, die Straße nach Wien zu vertheidigen, und jede neue Meldung gab Gewißheit, daß die Franzosen in das Herz von Oesterreich eindrangen.

Die Hoffnungen wurden schwächer und die Ausfälle der französischen Berichte gegen die Oesterreichische Regierung las man mit wahrem Grimme, wenn gleich man sich nicht mehr verhehlen konnte, daß auch diesmal die Sache schlecht eingeleitet worden war.

Um diese Zeit hatte Schill es gewagt, auf eigne Verantwortung im April mit seinem Husaren-Regiment Berlin zu verlassen und in das Königreich Westphalen einzufallen. Die Nachricht von diesem Unternehmen verbreitete sich nicht schnell in der Stadt; man vermißte die Husaren, erfuhr von

Reisenden; daß sie ihnen begegnet, in bester Laune gewesen, Kriegslieder gesungen und geäußert hatten, sie würden gegen Frankreich zu Felde ziehen; aber — man zweifelte noch einige Tage daran, weil man glaubte, Schill mache einen Uebungsritt. Als jedoch zwei Compagnien Füsiliere ihm gefolgt waren und sein Zweck außer Zweifel stand, freuten die Meisten sich seiner kühnen That, die man nur für die Vorbedeutung hielt, daß sehr bald mit aller Macht Preußens ihm gefolgt werden würde. Die Erwartungen wurden nicht gestillt, man erfuhr, daß der Gouverneur und Commandant sich sehr bitter über Schills Wagniß ausgesprochen haben sollten, und den übrigen Hoffnungen wurde ein Ende gemacht, als der General Stutterheim in Berlin erschien, mit der öffentlichen Bekanntmachung, daß er vom Könige ausdrücklich abgesandt, um die Untersuchung wegen Schills Desertion zu führen und den allgemein beliebten Anführer zum Gehorsam und zur Bestrafung zu bringen.

Mit gänzlich niedergeschlagener Stimmung vernahm man dies Verfahren; zwar wurde noch an der wirklichen Absicht stark gezweifelt, doch ersah man aus der erfolgten Suspension des Commandanten Chazot von seiner Function — der übrigens an Schills Unternehmen gewiß höchst unschuldig war — daß Frankreichs Zorn gefürchtet ward, und vor der Hand zeigte sich keine Aussicht auf Aenderung der Gesinnungen des Cabinets. —

In Westphalen selbst war ein Aufstand ausgebrochen, bei dem der nachherige General Dörenberg die Hauptrolle spielte, der Erfolg war aber höchst unbefriedigend und Dörenberg mußte entfliehen. Indessen war der Berliner Meinung nach Dörenbergs und Schills Versuch im Einvernehmen erfolgt und für die Zukunft sollte, so hoffte man, Schill Wephalens Aufstand zur Vollendung bringen. — Es vergingen aber viele Wochen; von Schills zeitigem Aufenthalt und Erfolge verlautete nichts, bis endlich sein Ende und Untergang in

Stralsund bekannt wurde. Er wurde mit größter Theilnahme betrauert, und mit der Regierung, die ihn ohne Rücksicht geopfert, gegrollt.

Von Oesterreich aus erfuhr man nur Siege und Fortschritte der Franzosen; sie hatten Wien unglaublich schnell erreicht und gewonnen, schon sank das Zutrauen auf Oesterreichs Kriegsglück gänzlich, und man hielt dies Land für verloren, da gab die Nachricht von der Besiegung Napoleons bei Aspern neue Hoffnungen, und im Laufe von zehn Jahren hatte so Angenehmes den Gegnern Frankreichs nicht gelächelt. Die übertriebensten Gerüchte von der Niederlage der Franzosen wurden erzählt, Wien für wiedererobert erklärt und die Oesterreichische Armee aus Italien sollte Wunder von Thaten verübt haben.

Jetzt, bei der vermeintlichen Umgestaltung der Dinge, stieg die Hoffnung des Publicums zur größten Höhe, Preußens Macht, so vermuthete man, würde und müsse nun Hand anlegen, um Oesterreich Frankreichs Armee vernichten zu helfen, und unser Land sahe man wieder im alten Glanze, die verlornen Provinzen zurückgewonnen.

Allein — von allen den schönen Träumen ging nicht das Geringste in Erfüllung; Preußen bewegte sich nicht, die Oesterreicher standen still an der Donau und begnügten sich mit Meldungen von den ungeheuren Hindernissen, die ihnen die Franzosen entgegenthürmten, während die Berichte von der Schlacht bei Aspern in immer veränderter Form sich wiederholten. — Endlich ging mehr vor; aber zum Nachtheile Oesterreichs. Bei Raab wurde eine Schlacht verloren, und der allgemeine Zusammenhang ergab nichts Tröstendes für die antifranzösischen Gemüther.

Das innere Leben Berlins war gleichfalls nicht erfreulich; bei fortwährender Theurung der Lebensbedürfnisse — der Scheffel Korn galt z. B. noch immer drei Thaler und darüber — lag Handel und Fabrikwesen darnieder und die Handwer-

ker setzten größtentheils ihr müssiges Leben fort. — Alles Uebel, auch die Theurung, wurde dem französischen Einflusse zugeschoben, und man bedachte nicht, daß geldarme Zeiten als natürliche Rückwirkung Wohlfeilheit erzeugen müßten, wenn die Producte nur reichlich geerntet wären, und den gelähmten Handel — eine Folge der Theurung und der Conjuncturen — rechnete man der Entfernung des Königs zu, der sehnlichst erwartet wurde, um, dem Dafürhalten nach, allem Unheil ein Ende zu machen.

Einen düstern Schleier über die Zukunft sah man, als die Schlacht von Wagram Oesterreichs letzte Kraft zerschlug, und ein Waffenstillstand die nächste Folge, einen nachtheiligen Frieden für dessen Kaiser — ahnen ließ. Ehe diese Entscheidung bekannt wurde, zeigte der Lauf der Dinge sich noch einmal in rosenfarbnem Lichte.

Die sächsische Armee unter Bernadotte hatte, um auf dem Punct der Entscheidung alle Kraft zu concentriren, durch Böhmen nach der Donau marschiren müssen (ein Zug, den Oesterreich hätte bequem hindern können). — Dadurch war Sachsen von Truppen entblößt und ein Oesterreichisches Corps unter dem General Am Ende rückte in dieses Land ein. Es machte Fortschritte, drang bis gegen Leipzig vor, mußte dann aber wieder zurück, weil der König von Westphalen mit allen möglichen disponiblen Streitkräften herbeieilte. Eben so ging es den Oesterreichern, die in Franken eingedrungen waren.

Als der General Am Ende — im Munde des Publicums der Herzog von Braunschweig-Oels — im Vordringen begriffen war, wurde seine Macht und der zu erwartende Erfolg für sehr bedeutend wichtig gehalten. Das Berliner Publicum nahm als gewiß an, daß er Sachsen, schnell siegend, durchfliegen und nach Berlin kommen würde, die Alliance Preußens dann mit sich reißend. Schon gab man das Datum an, wo die Oesterreicher in Berlin einziehen sollten, Wittenberg wurde als von ihnen besetzt, verkündet, ihr Ein=

rücken in Belzig behauptete man als gewiß, aber — einige Tage erhielt sich diese Meinung, dann trat die Wahrheit der Begebenheiten an's Licht, und an der Donau, das sahe man ein, war die Entscheidung erfolgt.

Die Augen wurden nach dem Waffenstillstande von Znaym auf andere Puncte gerichtet. In Spanien war Wellington bis nahe an Madrid gerückt; dort durfte man neue Ereignisse erwarten, und England hatte eine bedeutende Expedition nach der Schelde gerichtet, die zwar ruhmlos verschwand, aber auf den ersten Eindruck große Dinge hoffen ließ. Beide Erscheinungen blieben ohne Erfolg.

Die Preußischen Truppentheile bezogen in der Nähe von Berlin — bei Wilmersdorf — ein Lager, und gaben ein paar Wochen hindurch das Schauspiel großer militairischer Uebungen. Diese, an sich unbedeutende Maaßregel nahm eine Zeitlang das Interesse des Publicums in Anspruch, um so mehr, als die Weltbegebenheiten still standen. —

Im Anfange des Jahres war die Thronveränderung in Schweden bekannt geworden. Schwedens König, Gustav IV., hatte nur einmal den Beifall der Berliner errungen, als er im Frühjahr 1807 von Stralsund aus vordrang, und Berlins Befreiung von ihm erwartet wurde. Sein späteres Benehmen ließ das erzeugte Interesse verschwinden, und seine hartnäckige Fortführung des Krieges gegen Rußland ward ungünstig beurtheilt; als er daher von seinen eignen Unterthanen des Thrones entsetzt wurde, fand er in Berlin wenig Theilnahme, und eigentlich ist es unerklärlich, wie dies zuging, denn sowohl Gustav IV., als Berlins großes Publicum, stimmten in der Abneigung gegen Frankreichs System überein. —

Eben so gleichgültig ward Rußlands Krieg mit der Türkei beurtheilt; was da vorging, erregte kein Interesse.

Im Orte selbst fiel ein Ereigniß vor, das Wochenlang das Tagesgespräch bildete. Die Kirche zu St. Petri ein

kolossales Gebäude, aber ohne Schönheit, rings umgeben von unzähligen Kaufbuden, ward in einer Septembernacht ein Raub der Flammen und zündete noch mehre benachbarte Gebäude an; ja sogar der eine Viertelstunde entfernte Thurm der Waisenhaus-Kirche brannte durch Flugfeuer an. Es war ein schreckenvolles Schauspiel; in einer stürmischen Regennacht schlug die ungeheure Flammenglut gegen den pechschwarzen Himmel in die Höhe, und durch die ganze Stadt verbreitete sich Tageshelle. Die größten Anstrengungen wurden erfordert, um dem weitern Verbreiten des Brandes Einhalt zu thun.

Im October erfuhr man, daß der Friede Frankreichs mit Oesterreich geschlossen und dieser Macht die schwersten Opfer auferlegt worden waren. Frankreichs Uebermacht schien auf lange Zeit gesichert; nur in Spanien wurde ihm noch hartnäckiger Widerstand geleistet, der aber durch mehre Niederlagen gleichfalls geschwächt worden war.

---

## Rückkehr des Königs nach Berlin 1809.

Der Frieden mit Oesterreich erzeugte für Berlin eine längst gewünschte Folge; es wurde für entschieden erklärt, daß der König nun endlich in seine Residenz wiederkehren werde.

Zwar verzögerte sich diese Rückkehr, und erst spät im Jahre erfuhr man, daß der König am 23. December endlich wieder eintreffen würde.

Diesem Tage sahe nun ganz Berlin sehnsuchtsvoll entgegen und erwartete von demselben die heilsamsten Wirkungen.

Es war ein schöner Wintertag, als die Straßen Berlins gefüllt von denen waren, welche ihren König erwarteten. Das Militair und die Bürgergarde hatte vom Bernauer Thore bis zum Schlosse hin Spalier gezogen, und ein frohes Volk, endlich zufrieden gestellt, jubelte in den Straßen umher. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags verkündigten Kanonschüsse und das Läuten aller Glocken, daß Friedrich

Wilhelm III. sich den Mauern Berlins näherte, und bald hörte man das tausendfach wiederholte Lebehoch des Volkes.

Da kam er über die lange Brücke geritten, der vielgeprüfte Herrscher; er trug die Uniform seiner Garde, mit einem Czako auf dem Kopfe; saß auf einem braunen Pferde und dankte fortwährend den zuströmenden Grüßenden. Sein Gesicht drückte Nachdenken aus und sein Auge glänzte von Rührung, wenn er sein getreues Volk anblickte. Ihm folgte sein Garde-Regiment zu Fuß, dessen Kopfputz viel Aufsehen erregte. Derselbe bestand nämlich aus einem kleinen schmalen Czako, war aber mit einem fußlangen Haarbusche verziert, welcher mindestens acht Zoll Durchmesser hatte und zu beiden Seiten über den Czako wegstand. Diese Zierde war zwar auffallend aber unproportionirt, und sah etwas plump aus; die Tambours und Spielleute trugen solche von rother Farbe, was sehr in die Augen fiel, und das Publicum zollte vielen Beifall, als es wieder zum erstenmale türkische Musik bei Preußischen Soldaten hörte. — Die Königin, in dem Wagen, welchen die Stadt ihr geschenkt, folgte dem Könige und neigte sich freundlich dem jauchzenden Publico entgegen. Der König und die Seinen waren also wieder in Berlin und der Tag seines Einzuges ein Festtag; am Abend zeigte sich der größte Theil der Stadt erleuchtet und allgemeine Zufriedenheit herrschte vor.

Die folgenden Tage brachten freilich nicht so rasch den Segen, welchen Tausende erwarteten; die Theurung, der Geldmangel, der stockende Verkehr, blieben vorherrschend, wurden aber in Hoffnung baldiger Besserung geduldig ertragen, und der König, der sich mit seinen Prinzen häufig zeigte, konnte mit den unverkennbaren Gesinnungen der Liebe seines Volkes zufrieden sein.

Große Dinge fielen in der Hauptstadt nicht vor; die Königliche Familie lebte sehr eingezogen; der König fuhr beinahe täglich umher im einfachen Wagen oder Schlitten, ohne Gepränge, mit zwei Pferden bespannt, einen Adjutanten neben

sich und besuchte die öffentlichen Gebäude, vor welchen sich jederzeit ein Haufen Menschen versammelte, um ihn zu sehen.

Bei Paraden oder Manoeuvres, deren trotz dem Winter mehre abgehalten wurden, zeigten sich neben dem Könige die ältesten Prinzen, und im Gefolge ein Russischer Kosak, der mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet ward.

Am 18. Januar 1810 ward ein neues Schauspiel dem Publico dargeboten. Diesen Jahrestag der Krönung des ersten Königs von Preußen hatte der König zum Ordensfeste erwählt und eine ganz neue Ordensverfassung eingeführt. — Alle die treuen Diener, die durch Verleihung eines Ordens ausgezeichnet waren, hatten sich im Schlosse versammelt; die Garden bildeten ein doppeltes Spalier bis zur Domkirche, und um 11 Uhr trat der König mit seinen Ordensrittern, classenweise versammelt, aus dem Portale des Schlosses, empfangen vom Geläute der Glocken des Doms und der militairischen Begrüßung. Der Zug dauerte lange, das Publicum suchte begierig darunter die ausgezeichnetesten Männer jeden Standes auf, und besondres Interesse erregte der Grenadier Zabel vom Leib-Bataillon, der beim Brande des Waisenhausthurmes sich ausgezeichnet hatte. Mit seltner Kaltblütigkeit und Entschlossenheit hatte dieser Mann sich auf einen schmalen Absatz des Thurmes gestellt, das Rohr des Schlauches führend, hundert Fuß über dem Steinpflaster, in Gefahr, bei der geringsten Unsicherheit herabzustürzen; das Feuer ward aber lediglich durch seine Hand gelöscht. Deshalb hatte ihn der König mit einem Ehrenzeichen geziert und sich ihn persönlich vorstellen lassen, wobei er ihm eigenhändig eine Summe Geldes schenkte. — Zabel war eine Zeitlang der Liebling Berlins, und bei jeder Gelegenheit, wo er sich zeigte, umgab ihn ein Haufen Menschen. Wo er später geblieben, ist nicht bekannt geworden.

Der König ging mit seinen Rittern nach beendigtem Gottesdienste aus der Domkirche wieder nach dem Schlosse, wo sie vom Ersten bis Letzten zur Tafel gezogen wurden. Dieses Verfahren erzeugte eine hohe Zufriedenheit bei allen Ständen, und seitdem ist alle Jahre das Ordensfest gefeiert worden, mit dem Unterschiede, daß bei der zunehmenden Zahl von Inhabern nicht mehr Alle an der Tafel Theil nehmen können.

Zum erstenmale ward bald darauf eine Parade aller Truppen unter den Linden abgehalten, welche Straße seitdem zu diesem Zwecke immer erwählt worden ist. Für den Geburtstag der Königin, den 10. März, war eine ähnliche bestimmt, das fürchterlichste Regenwetter verhinderte jedoch die Abhaltung derselben, und einige tausend Zuschauer, die ihre Plätze schon eingenommen und geduldig den Regen ertragen hatten, mußten durchnäßt und unbefriedigt nach Hause gehen.

Ohne weiteres Merkwürdiges nahte die Zeit heran, wo die Königin Louise zu ihrem Vater nach Strelitz reiste, von wo sie nur als Leiche wiederkehren sollte. Die Nachricht von ihrer Krankheit ward theilnehmend aufgenommen; noch ahnte man aber nicht, daß ihr Tod erfolgen könnte, weil ihr Zustand nicht beunruhigend geschildert wurde. Später erfuhr man, daß die ersten Aerzte Berlins hinberufen waren und die Nachricht von ihrem Ableben, das den 19. Juli erfolgte, erschütterte alle Herzen.

Die Ursach ihres frühen Todes suchte man in dem tiefen Grame, der sie gebeugt hatte, und jede achtbare Familie zeigte und fühlte so wahrhafte Trauer, als wäre ein Mitglied aus ihrer Mitte verloren. Ihre Leiche ward feierlich nach Berlin geholt und ein allgemeiner Trauertag war derjenige, an dem sie eingeführt wurde.

Die Besatzung hatte eine Spalier gezogen, die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt, die gedämpfte Musik erschütterte jedes Herz, und reichliche Thränen flossen, als der

Wagen vorbeifuhr, der die schöne Königin, den Gegenstand der allgemeinen Verehrung, entseelt zurückbrachte. Der größte Theil des Publicums war in Trauer gekleidet, und das zweite Geschlecht zeichnete sich durch seine ungeheuchelte Rührung besonders aus.

Der Sarg, mit schwarzem Sammet bezogen, wurde mehre Tage auf dem Schlosse gezeigt; der Andrang der Theilnehmenden war unbeschreiblich groß, und Tausende standen vor den Portalen versammelt, des Augenblickes wartend, wo der Zutritt gestattet sein werde. Die Wenigsten erreichten jedoch diesen Zweck, weil ihrer zu viele waren; die Polizei und Bürgergarden reichten nicht zu, um die strömende Menge zurückzuhalten, und es wurden Detachements Cavallerie beordert, welche zu Pferde den Schutz des Schlosses bilden mußten. Natürlich fand das Publicum, besonders die niedrigste Classe, ein solches Verfahren hart und murrte laut darüber; ich weiß, daß an einem Nachmittage die Ulanen zurückgedrängt wurden und ängstliche Menschen sich flüchteten; in den entferntern Stadttheilen hatte sich sogar schon das Gerücht verbreitet: auf dem Schloßplatz sei ein großer Aufstand unter vielem Blutvergießen ausgebrochen.

Die Beisetzung der Leiche erfolgte den 31. Juli vorläufig in den Dom; daß jedoch ein besondres Mausoleum für dieselbe im Schloßgarten zu Charlottenburg erbauet werden würde, ward bekannt gemacht. —

Die andern Begebenheiten in der großen Welt ließen Berlin unberührt; im Frühjahr schon war die Vermählung Napoleons mit Marie Louise von Oesterreich erfolgt, hatte allerdings Anlaß zum Sprechen genug gegeben, aber auch die Meinung erzeugt, daß der Weltfriede und Napoleons Dynastie durch diese Verbindung mit dem ältesten Herrscherhause befestigt würde.

Es schien daher auch mit dem Laufe der Dinge ganz übereinstimmend, als Preußen einige kleine Corps in Pommern

zusammenzog, um damit englischen Angriffen auf die Küste zu begegnen und die Continentalsperre aufrecht zu erhalten. Es marschirte von Berlin aus ein Theil Artillerie nach Colberg und ein kleines Gefecht, in welchem der General Corswandt einige Engländer von der Küste zurückwies, wurde sehr laut geltend gemacht, um die Preußische Anhänglichkeit für Frankreich zu erhärten.

In Folge der Ausführung von Napoleons Sperrungssystem erhielten sich die Preise der Colonialwaaren fortwährend hoch; zur großen Wohlthat des Publicums entstand aber in allen Land-Producten eine Wohlfeilheit, wie sie seit vielen Jahren nicht bekannt war. Nach der Ernte 1810 fiel sehr bald der Preis des Scheffels Korn auf Einen Thlr. und acht Gr.; die andern Producte sanken mit im Preise und es trat eine recht angenehme Zeit, die erste seit fünf Jahren, ein. Zwar war das Fabrikwesen noch nicht in seinem Flore; dennoch gaben die Messen zu Frankfurt, Braunschweig und auch der Markt zu Stettin, welcher damals von Bedeutung war, Absatz der Fabricate und fernere Bestellungen, und die Wohlfeilheit des Lebensunterhaltes übertrug den Ausfall am Verdienste. Es war daher auch sichtlich merklich, daß Berlins Publicum sich wieder besser stand; von den Straßen und Plätzen verlor sich die große Zahl Müssiggänger; der Gottesdienst ward von nun ab fleißiger besucht (leider hatte die geringste Classe wegen Mangel an erträglicher Kleidung Jahrelang den Kirchenbesuch unterlassen) und im Allgemeinen sahe man die Menschen, wo große Massen versammelt waren, anständiger gekleidet, woraus denn auch ein anständiges Benehmen folgt.

Dieser erträgliche Zustand, dessen Vorhandensein bei dem Herrschersystem Napoleons man gar nicht für möglich gehalten hätte, bewirkte denn auch eine Zufriedenheit in allen Ständen. Als gute Einwirkung trat noch hinzu, daß der Staat sein ganzes Verwaltungssystem änderte und befestigte;

die Wartgelder, die Witwengehalte, wurden wieder fließend gemacht, und der so lange geherrschte Geldmangel war unter dem Zusammentreffen all dieser günstigen Umstände nicht mehr fühlbar.

Die Zeitungs-Nachrichten meldeten wichtige Vorgänge nur aus Spanien. Bei der Beurtheilung darüber zeigte sich, daß der alte politische Sinn der Berliner sich unverändert aufrecht erhielt; sie suchten alle mögliche Widersprüche aus den Zeitungen herauszufinden, und wenn dies nicht anging, dann wurden die Angaben mit der herkömmlichen Weise als unwahr angefochten; damit behalf man sich so lange, bis das Interesse auf andere Puncte gezogen ward. Die kriegerischen Begebenheiten traten aber eine Zeitlang in den Hintergrund, weil ihre Entfernung und geringe Erheblichkeit für Berlin einleuchtete.

Der Winter von 1810 zu 1811 zeichnete sich durch nichts aus, was für die Hauptstadt wichtig gewesen wäre, und ging bei den geschilderten Zuständen ruhig vorüber.

## Das Jahr 1811.

In Berlins Geschichte wird das Jahr 1811 keine große Stelle einnehmen, weil ihm alles Interesse für diese Stadt gefehlt zu haben scheint. —

Nach der Wiederkehr des Hofes hatte man bestimmt erwartet, daß der frühere Glanz des Winters und Carnevals wieder auftreten würde. Dagegen lebte der Hof und alle die höchsten Staatsbeamten höchst eingezogen; keine Redoute, keine Assemblee, wurde gehalten, und in jeder Hinsicht Ausgaben gescheut und vermindert. Jeder Vernünftige sahe ein, daß nach der schrecklichen Erschöpfung des Staats der Staats-Haushalt die nächste Rücksicht verdiene, und nur das unum-

gänglichst Nöthige zu tragen sei; es gab aber noch eine Menge Leute, welche einen Königshof in solcher Eingezogenheit für übertrieben sparsam hielten, und darauf aufmerksam machten, daß der Glanz und die Pracht eines Hofes dem Lande wieder zufließe und die Industrie belebe, wovon Dresden in älteren Zeiten, und Cassel in den jetzigen das Beispiel gebe. Daß nur die Hauptstädte von diesem Glanze Vortheil zögen, während das ganze Land beitragen müßte, entging jenen Bemerkern, die auch wohl bloß mit Rücksicht auf die Störung in allen Gewerben, die der Luxus gebraucht, sich ausgesprochen hatten. Wie sehr aber das Publicum in einer großen Stadt an hergebrachten Gewohnheiten klebt und Interesse nimmt, erwies sich, als der französische Gesandte zur Feier der Geburt des Königs von Rom im Opernhause einen Maskenball gab, zu dem jede anständig gekleidete Maske Zutritt hatte.

Die Redoute — mit diesem gewohnten Namen wurde der Maskenball wieder genannt — beschäftigte vom ersten Bekanntwerden an, Jedermann. Da gab es Anlaß, von früheren Redouten mancherlei zu erzählen, die in der Erinnerung einen zauberischen Reiz erhielten; zugleich fanden sich alle brauchbare Hände mit den Vorbereitungen überladen. Plötzlich erschienen so viele Masken und Anzüge, daß man drei Opernhäuser damit hätte füllen können, und es war ein ganz neuer Reiz, diese Gegenstände, deren Vorhandensein man längst vergessen hatte, jetzt in großen Massen zu sehen, für Viele derjenigen, die zur Theilnahme nicht geeignet, vom höchsten Werthe, denn sie konnten nun doch denken und beschreiben, wie das Schauspiel sein werde.

Andrerseits trösteten sich viele, daß dieses Fest Geschmack zu folgenden bilden, und danach wiederum die Winterzeit mit ihren vorherigen Genüssen und Erfordernissen auftreten möchte, und der Graf von Saint Marsan muß die Wünsche der Berliner sehr genau gekannt haben, weil die Wahl seiner Festlichkeit so ausfiel, wie sie allgemeinen Beifall und Aner-

kenntniß fand. — Diesem Namen überhaupt ist von Wohlunterrichteten das Zeugniß gesprochen worden, daß er seine Rolle mit vieler Geschicklichkeit durchgeführt, und wohl erkennend, wie sein Auftrag mit den herrischen Botschaften seines Gebieters ein schwieriger und insgeheim verhaßter war, dennoch durch eine angenehme Persönlichkeit sich selbst im besten Ansehen zu erhalten wußte.

Im Laufe des Sommers beschäftigte sich der König viel mit den Uebungen seiner Truppen. Einleuchtend war es, daß das ganze militairische System sich verändert und verbessert hatte; was waren das für Bewegungen, verglichen mit denen vor 1806! Wie bequem war der Soldat gekleidet und bewaffnet; wie ganz anders wurde er behandelt, und welche leutselige Officiere sahe man jetzt gegen sonst! Diese Ansichten drangen sich selbst in dem gleichgültigsten Zuschauer auf und leisteten Gewähr, daß die Preußische Armee, erscheine sie einst wieder in den Reihen der Schlacht, ihren alten Ruf wieder erwerben würde. Dazu waren jedoch keine Aussichten; es durchlief im Juli 1811 ein flüchtiges Gerücht die Stadt von einem bevorstehenden Kriege mit Rußland, verlor sich aber sehr schnell; den Anlaß hatten wohl die ersten Anordnungen zur Armirung der Festungen an der Weichsel und Oder gegeben, die einige Aufmerksamkeit erregten.

Als das Gerücht entstanden war, trat das Publicum dem Glauben bei, Preußen werde mit Rußland sich verbünden, und selbst die nachtheiligen Folgen dieser Verbindung wurden erkannt und erwogen, ohne die Meinung zu ändern.

Damit ein Lückenbüßer in solcher Zeit auftrete, zeigte sich der Comet des Jahres 1811 in immer zunehmendem Glanze, überstrahlte den Himmel auf nie gesehene Art, und erschreckte den Abergläubischen, deren es damals wie früher und jetzt, eine Ueberzahl gab und giebt, wie denn auch der Krieg 1812 lediglich dem Einflusse des Cometen zugeschrieben wurde.

Die Einwirkung des Zeitgeistes zeigte sich begreiflicher in dem Turnen, welches, durch Jahn eingeführt, Epoche zu machen anfing.

Mit Erstaunen sahe das Publicum in der Hasenheide Haufen von Jünglingen und Knaben in einfacher bequemer Kleidung von ungebleichter Leinwand, die sich in zwei Theile sonderten, dann aufsuchten, sich zu Boden warfen, die Niedergeworfenen, wie die Türken ihre Gefangenen, fortschleppten, ohne darauf zu achten, ob der Kopf Wurzeln und Steine traf oder nicht, ob etwa Blut floß, oder die Kleider in Stücke rissen. Endlich versöhnten sich die Parteien, gingen nach den Rollbergen, wo steile Abhänge von 20 bis 25 Fuß Tiefe vorhanden sind, und die kühnsten der Jünglinge sprangen mit muthigem Anlaufe im mächtigen Bogensatze in den Abgrund, wo sie zur Verwunderung des bedächtigen Bürgers sich lustig erhoben, um den Sprung zu wiederholen. Während dem kletterten Andre an Bäumen empor, übten sich im Weit- und Hochspringen, und das Publicum wollte kaum glauben, daß diese ungezwungene, übermüthige Jugend den besten Familien angehöre, und als Erheiterung zur Ausbildung des Körpers solche Leibesübungen vornehme.

Dies war das erste Auftreten des Turnwesens, das sich später mehr und mehr ausbildete. Jahn, ein Mann von mittler Größe, geschmeidigem Gliederbau, und der eifrigste Turner selbst, gab den ersten Anlaß und Unterricht; kopfschüttelnd betrachteten die Leute gesetzten Alters den nicht mehr jugendlichen Führer, der, mit entblößtem kahlen Haupte, gehüllt in eine Jacke und Hosen von Leinwand, unermüdlich schien, im Laufen, Springen und Klettern das Vorbild war, und sich mit den Erwachsenen in einen Ringkampf einließ, in dem er nicht immer Sieger blieb.

Diejenigen, welche zuerst sich als höchst gewandte und kräftige Männer zeigten, waren zwei Brüder von Borke, ein Hosen, Dürve, Markgraf und Eiselen. Letzterer hat das Turnen bis

auf unsere Zeiten fortgepflanzt. — Als das Turnwesen erst zum Institute umgebildet war, zäunte Jahn für seine Zöglinge einen beträchtlichen Fleck in der Hasenheide ein, errichtete innerhalb Kletterbäume, Spring-Gräben, Springpfähle, und einen Mastbaum, welchen liegend die Turner betraten, und sich von demselben durch Handstreiche herunter zu werfen suchten, bei dem Schwanken des Baumes eine schwere und nützliche Aufgabe, weil der Körper sich daran gewöhnte, auf schwankendem Balken auszudauern. Ferner waren Klettertaue und mit der Zeit Barren und Reck aufgestellt, die Jugend ersehnte mit Entzücken die Mittwochen, Sonnabende und Sonntage, um zu turnen, und die Eifrigsten fanden sich alle Abende ein.

Das Heer der Zuschauer vergrößerte sich ebenfalls von Zeit zu Zeit, und der Eifer der Turnenden ward dadurch mächtig gestärkt.

Es ist wohl hier am Orte, über das Turnen selbst eine Meinung abzugeben. Der Körper des Jünglings bedarf eben so der Ausbildung wie der Geist, und der Geist selbst wird erhoben, gewinnt Zutrauen zu sich selbst, wenn der Körper in Bewegungen aller Art geübt wird. Beim Turnen sahen wir uns überrascht, wenn Subjecte, deren Körper Schlaffheit und Ungewandtheit zu verrathen schien, nach einigen Uebungen plötzlich wie durch Zaubermacht gestärkt, an Kraft Alles überboten, zugleich auch den Grad von Blödigkeit ablegten, der sie so scheinen gemacht hatte, und vielleicht wäre aus diesen Menschen geistig und körperlich nie etwas Brauchbares geworden, hätte das Turnen sie nicht erweckt. Jedenfalls also ist es der männlichen Jugend zur Ausbildung nöthig, kann aber allerdings auch nachtheilig einwirken, wenn es als Leidenschaft betrieben, und darüber der Unterricht vernachlässigt wird. Zwar zeichneten sich die Hauptturner eben so wie in körperlichen, auch in geistigen Talenten aus, und der wahre Fleiß wird durch Turnen nicht gehemmt werden; daß aber solches

nie geschehe, muß ein weises Verfahren der Lehrer zu bewirken wissen.

Mit mehr Begierde, als beim ersten Auftreten, wird das Turnen nie ergriffen worden sein, und ich glaube nicht, daß die damalige Schulbildung gegen die spätere, unter der das Verbot des Turnens erfolgte, in Nachtheil stehen wird. Die Ursachen, welche man der Aufhebung des Turnwesens untergelegt hat, bestanden größtentheils in Vermuthungen, und sind bei jeglichem Unterrichte zu vermuthen, der junge Leute zusammenführt, bei denen excentrische Ideen immer herrschen und sich laut äußern werden.

Das Jahr 1811 war für unsre Hauptstadt nicht ungünstig; die Verhältnisse, wie sie einmal waren, lernte man aus Gewohnheit ertragen, die bürgerlichen Gewerbe waren rege, die Lebensbedürfnisse wohlfeil, und der Berliner unter solchen Umständen harmlos. Die öffentlichen Belustigungsörter wurden besucht, und ein äußerer Grad von Wohlstand blickte hervor. Es gestaltete sich jedoch anders gegen Ende des Jahres. Der Witterungs-Einfluß auf die Früchte des Landes war nachtheilig gewesen; dieser Umstand, verbunden mit der Aussicht auf den Krieg mit Rußland, welche ohne Zweifel den großen Handlungshäusern Europas nicht verborgen blieb, erweckte eine neue Theuerung der Lebensbedürfnisse, und der Winter entsprach hiernach nicht dem ersten Verlauf des Jahres. Fühlbar stockte ein Nahrungszweig nach dem andern, und die Noth trat wieder sichtlicher hervor.

Die Ursach ward gesucht, wo sie nicht war, und die vermeintliche Abhilfe vermehrte noch die Verlegenheit des Unbemittelten. Im December ward von der Regierung verfügt, daß die Scheidemünze abermals in ihrem Werthe reduzirt werde. Von den Groschen, davon 24 ursprünglich auf einen Thaler — vierzehn die Mark Feingehalt — geprägt waren, welche im Jahre 1808 auf 36 vermehrt, sollten nun 42 erst den Werth des Thalers erreichen. Es läßt sich nicht

bestreiten, daß im großen Geldverkehr diese Scheidemünze längst als nicht vorhanden betrachtet war; alle Zahlungen erfolgten bedingungsweise in grobem oder klingendem Courant, wie sich das Publicum ausdrückte, im Kleinen dagegen war die Scheidemünze immer noch das gangbare Zahlungsmittel, und die neue Reduction bewirkte, daß derjenige Artikel, welcher Tages zuvor anderthalb Groschen gekostet hatte, jetzt nur zu sieben Viertelgroschen verkauft wurde, zum großen Wehe der Armen, deren Einnahme im Verhältnisse sich nicht erhöhte. Daher ward auch diese Maaßregel von den untern Classen höchst ungünstig beurtheilt.

## Das Jahr 1812.

In der Weltgeschichte werden wenig Zeitpuncte von Wichtigkeit der Entscheidung dem Jahre 1812 gleichen; des Großen hatte die Welt viel gesehen, dieses Jahr aber war bestimmt, die Ereignisse der fünfundzwanzig Jahre zu überbieten durch die welterschütternden Begebenheiten, welche es erzeugte. Wer vermag es zu schildern, wie imposant der Zug der Völker, die ein gewaltiger Geist leitete, von Westen nach Osten über unsre Gefilde fuhr, das Herz mit Ahnungen über die Zukunft erfüllend, welche nur im völligen Gegensatz lebendig wurden. Das Schicksal zeigte 1812, wie seine Macht größer war, denn alle sterbliche, und wie plötzlich es zusammenstürzen konnte, was in vielen Jahren, durch den Tribut Europas, künstlich aufgethürmt war.

In der Stadt Berlin wurde das neue Jahr 1812 als ein gewöhnliches Ereigniß betrachtet; von dem, was bevorstand, verlautete im Publico nichts, vielmehr glaubte Jeder sich mindestens des Friedens erfreuen zu können, der bald die Verlegenheiten der Zeit wieder heben sollte.

Die Oberherrschaft Napoleons auf dem Continent schien begründet; seine Verbindung mit dem Kaiserhause Oesterreichs hatte in den Augen der Welt ihn unter die Dynastien Europa's aufgenommen; er hatte, ohne daß eine Stimme laut wurde, Holland und die Küsten der Nordsee Frankreich einverleibt; in Spanien schienen die Begebenheiten am Schlusse des Jahres 1811 seinen Entwurf zu befestigen; nur Portugal zu erobern, war seinen Heeren nicht gelungen, unterlag aber für die Folge keinem Zweifel.

Der Staat Preußen hatte vertragsmäßig ein Kriegsheer nicht stärker als 42000 Mann unterhalten dürfen; diesem war Folge geleistet, dagegen die ganze männliche waffenfähige Jugend zum Kriegsdienste allmälig eingezogen, ausgebildet und unter dem Namen: Krümper, wieder entlassen worden. Ein Heer von 150,000 Mann geübter Krieger konnte hiernach in sehr kurzer Zeit aufgestellt werden, wenn die Ausrüstungsgegenstände hinreichten. Ob diese Einrichtung nicht sollte Frankreichs Herrscher bekannt gewesen sein, laß ich dahingestellt; so viel aber ist gewiß, daß im Lande selbst man den Zusammenhang in seiner ganzen Wichtigkeit nicht ahnte.

Für Preußen war Friede. Die Augen der Berliner ergötzten sich an einigen neu geschaffenen Truppentheilen: den Normal-Dragonern, Normal-Husaren und der Normal-Infanterie. Der König persönlich ließ sie öfter vor sich exerciren, es war in den Monaten Januar und Februar auserlesen schönes Wetter; die Garde-Ulanen und Garde-Kosaken — letztere eine ganz neu errichtete Truppe — wurden mit bei diesen Uebungen zugezogen, und von den folgereichen Einleitungen des Monats März hatte man noch keine Ahnung.

Da trat aber plötzlich das Gerücht auf, die Franzosen würden Berlin und den Preußischen Staat besetzen; die Preußischen Regimenter verließen nach und nach die Hauptstadt und rückten nach Schlesien, und gegen Ende des März ward officiell angekündigt: daß die französische Armee am

28. in Berlin einrücken solle. Zugleich ward bekannt gemacht, daß und wie die französische Einquartierung zu verpflegen sei.

Es war nun wohl nicht ein ganz unvorhergesehener Fall, der jetzt eintrat, vielmehr hatte man ihn schon seit Jahren her vermuthet, öfter erwartet und vorhergesagt; dennoch überraschte es die Meisten, daß die fremde Armee bei uns eindrang, ehe die Verhältnisse irgend arrangirt waren. Zwar durfte man voraussetzen, daß Einverständnisse obwalteten; die Erklärungen der Behörden deuteten darauf hin, dennoch wurde nichts publicirt, das im Staate selbst über die Art des Bundes mit Frankreich Licht verbreitet hätte. Von jedem Regimente wurde die Hälfte vollzählig und mobil gemacht, so viel erfuhr man; daß diese mobilen Truppen dann zu Frankreichs Heeren stoßen würden, konnte man voraussetzen und sahe auch die Nothwendigkeit dazu ein. Die Stimmung des Volks war aber nicht für ein solches actives Bündniß.

Der 28. März erschien; daß die benachbarten Dörfer mit französischen Truppen stark bequartiert waren, hatte man erfahren, und erwartete deren Einmarsch schon Vormittags. Es erfolgte solcher aber nicht; das liebliche Frühlingswetter ging Nachmittag zu einem anhaltenden Regen über, und die Berliner Schaulustigen begannen sich zurückzuziehen. Da hörte man zwischen 4 und 5 Uhr die Trommeln und Feldmusik, und die erwarteten unlieben Gäste hielten in starken Massen ihren Einzug. Es waren zwei Regimenter Cuirassiere, vier Regimenter Infanterie, etwas Artillerie und Chasseurs zu Pferde, welche in Berlin ihre Quartiere beziehen sollten.

In sehr schöner Haltung, parademäßig gekleidet, vom strömenden Regen aber durchnäßt, defilirten die Corps mit lärmender Musik unter den Linden, und wurden von dem zusammenströmenden Volke scharf gemustert. Zunächst fiel auf, daß die Sappeurs keine Bärmützen mehr trugen, so wenig wie die Grenadiere, auch fehlte den Sappeurs der Bart, welcher früher fußlang herabhing. Die ganze Infanterie trug Czakos, welche bei den Grenadieren mit

rothen, und bei den Voltigeurs mit gelben und grünen Federbüschen geziert waren. Ihr Ansehen hatte sich also verändert, eben so aber auch ihr äußeres Wesen. Das waren nicht mehr die frivolen Franzosen von 1806, die mit auffallendem Leichtsinne marschirten, von denen Jeder nur für sich selbst geschaffen schien.

Die Franzosen von 1812 folgten ihren Fahnen sichtlich mit mehr Zwang, wie man sonst gesehen hatte. Dabei war ihre Haltung steifer und pedantischer, und nicht zu verkennen, daß das Subordinationssystem strenger gehandhabt wurde, als sonst.

Uebrigens waren sie sehr gut bewaffnet und equipirt; das 56. Linienregiment machte eine Ausnahme, indem dessen Kleidung stark abgetragen war; es wurde daher auch wohlbedächtig bei der nächsten Sonntags-Parade zu Hause gelassen und hielt einzeln in der Wache seine Revüe ab.

Die eingerückten Regimenter gehörten zum Corps des Marschalls Oudinot, der sein Quartier im fürstlich Sackenschen Palais nahm und sich beiläufig vier Wochen in Berlin aufhielt.

Jetzt gab es wieder Augenweide genug für das Publicum; auf allen Plätzen, Vor- und Nachmittags, fand man unzählige Abtheilungen Soldaten, welche sehr fleißig exercirt wurden. Die Regimenter versammelten sich täglich, rückten dann compagnieenweise auseinander, wurden so einzeln durchgenommen, dann bataillons- und zuletzt regimentsweise zusammengezogen und in großen Evolutionen geübt.

Die zuerst eingerückte Cavallerie dagegen schien die Pferde schonen zu sollen; ich erinnere mich nicht, sie jemals reiten gesehen zu haben, bis sie abmarschirte. Inzwischen hatten sich noch viele Detachements eingefunden, von denen namentlich die Portugiesen auffielen, welche in **brauner** Uniform mit rothen Aufschlägen, und den maurischen Gesichtern mit dunkeln Augen, einen hohen Grad von Eigenthümlichkeit zeigten. Wie diese gezwungenen Soldaten gefochten haben mögen, ist nicht bekannt geworden; ihr Wille wenigstens war nicht der beste,

wie ich aus Mehrer Munde, welche französisch sprachen, genugsam gehört habe. Sie schimpften weidlich nicht bloß auf Napoleon, sondern auf alle Franzosen, versicherten mit einer hämischen Freude, daß in ihrem Vaterlande jeder Deutsche, jeder Pole, jeder Italiener, Pardon erhielte, wenn er gefangen würde, der Franzose aber werde massacrirt. Uebrigens gingen sie den Franzosen aus dem Wege und waren in ihrem Quartiere sehr friedliebend.

Die Mannszucht der französischen Truppen war gut, und es ist von keinem Exceß etwas laut geworden. Dagegen vermißte man beim gemeinen Manne das Geld, und er konnte aus Mangel desselben das französische Blut nicht ganz in seinem Wesen zeigen. Die Officiere gaben etwas aus, und gewisse Häuser fanden wieder ihre sehr gute Rechnung.

Die Cuirassier-Regimenter hielten sich nicht lange auf und rückten in der zweiten Woche weiter. Bei ihrem Abmarsche ereignete sich ein Vorfall, an sich zwar unbedeutend, aber doch davon zeugend, wie wenig Harmonie zwischen den französischen und preußischen Soldaten zu hoffen war. In den Stätten am Rondel hatten sich einige Cuirassiere verspätet, während die Regimenter schon auf den Pferden waren; die Verspäteten waren auf irgend eine Art mit preußischen Husaren in Streit gerathen, und von diesen so zu Schanden gehauen worden, daß sie bewußtlos hinweggetragen werden mußten. Dieser Vorfall erregte Aufsehen, man fürchtete wer weiß was; klüglicherweise aber ward das Ganze ignorirt.

Das 19. Linien-Regiment, ein sehr stattliches, hatte mehre Deutsche, das 128. aber bestand aus lauter Deutschen, Officiere und Unterofficiere ausgenommen, und der Berliner bemerkte mit einer Freude, die er sich selbst nicht erklären konnte, daß die französische Armee viele Deutsche aufnehmen mußte. — Das 26. leichte Regiment bestand dagegen aus lauter Franzosen, und hatte einige Mohren, die viel angestaunt wurden. — Er (Napoleon) muß doch Alles zusammenraffen — hörte man häufig.

Auch die Schweizer Soldaten in scharlachrothen Uniformen kamen theilweise in Berlin an und zeigten sehr wenig Kampflust. In den Berichten, namentlich von Polock aus, ist ihrer dennoch sehr rühmlich erwähnt worden, und dies ein Beweis, wie angeboren dieser Nation die Tapferkeit ist.

Mit Ende April verließ das Oudinotsche Corps Berlin und die Umgegend, und die Stadt ward von der Zeit ab, weniger stark bequartiert. Der Marschall Macdonald traf danach dort ein, dem später Victor folgte, ein alter Bekannter Berlins. Das Gouvernement übernahm General Dürütte, ein kleiner, sehr lebendiger Mann, dem ein Auge fehlte, der aber nicht Bürgerfreund in so hohem Grade, wie einst Clarke war.

Wie vorsorglich Napoleon sich zum Kampfe gegen Rußland rüstete, bewiesen die folgenden Durchmärsche. Es kamen viele hundert leichter Fuhrwerke an, bedeckt mit einer gefirnißten Plane, und so eingerichtet, daß man hinten und vorn anspannen konnte, was in einer Art zweckmäßig war, weil man nicht erst umwenden durfte, dagegen das Fahren sehr erschwert. Vor jeglichem solcher Wagen waren zwei Ochsen gespannt, die mit der Stirn die Last fortstoßen mußten, und als sie in Berlin ankamen, in sehr gutem Stande waren, bestimmt, der Armee ihr Fleisch zu liefern und in dem Fuhrwerke Reiß und Hülsenfrüchte zu transportiren. Welche unnennbare Summen muß dies Ochsenfuhrwerk gekostet haben! Und dennoch soll kein Einziger dieser Ochsen den Riemen überschritten haben.

Die Fuhrleute bei diesem Ochsengespann waren militairisch gekleidet und bewaffnet, aber die erbärmlichsten Menschen, die man je in solchen Massen gesehen hat. Klein, schwächlich, oft lahm, und größtentheils sichtbar verstandesschwach, zogen diese Leute neben ihren Ochsen her, die nicht eingefahren waren und die menschliche Geduld durch ihre Unbändigkeit erschöpften. Es war daher ein Gaudium für den Pöbel und die

Jugend, wenn hundert solcher Ochsenfuhrwerke angezogen kamen und kreuz und quer durch einander geriethen, wobei alle denkbare französische Flüche erschöpft wurden. — Nun werden die Ochsen hinter den Wagen gespannt; hieß es dann unter vielem Beifall.

Zugleich wurden ganze Compagnieen Ouvriers errichtet. Gärtner, Maurer, Zimmerleute, Schlächter, Bäcker, konnten sich zu hunderten engagieren, empfingen eine Montierung und das Versprechen guter Löhnung. Sie wurden auch zu hunderten, wie wir gesehen haben, fortgeführt, sollen, wie man sagte, in Cüstrin mit Gewehren bewaffnet worden sein; was sie aber für ein Ende genommen, ist nie zur Kunde gekommen.

Welchen Endzweck nun auch diese Handwerker-Compagnieen mögen haben erreichen sollen; so viel bewirkte ihre Errichtung, daß man Napoleons Genie bewunderte. Es ließ sich vermuthen, daß er wüste Gegenden bebauen und bepflanzen wollte, und die Reise durch Rußland auf Ostindien gerichtet sei.

Ferner erschien in großen Massen eine bisher unbekannte Französische Waffengattung, Lanzenträger in grüner Uniform, mit gelben Helmen (**Dragons coupés** nannte spottweise sie die übrige Armee). Daß aber Napoleon die Vortheile der Lanze als Waffe erkannt habe, ging daraus hervor.

Eine geraume Zeit hielt sich das 29. Regiment leichter Infanterie in Berlin auf; dieses war erst von Isle de France gekommen, hatte sehr wenig Mannschaft und unter diesen viele Mohren und Asiaten. Die Leute waren größtentheils kränklich, und es marschirte bedeutend schwächer aus, wie es gekommen war. Bei dem Exerciren dieses Regiments machte es Aufsehen, daß Victor, der Gewaltige, den man einem Könige gleich schätzte, öfters den Soldaten das Gewehr abnahm, und ihnen die Griffe zeigte.

Der König von Neapel, Mürat, war eines Sonntags Nachmittags angekommen und im Gasthofe zur Sonne abge-

stiegen; er hatte dem Könige seinen Besuch abgestattet, den dieser mit den Prinzen erwiderte, und eine große Menschenmenge versammelte sich vor dem Hotel, um ihn zu sehen. Er schien aber den Berliner Beifall zu verschmähen und zeigte sich nur einmal innerhalb am Fenster.

Den Kaiser Napoleon erwartete man von Tage zu Tage; im Schlosse sollten Zimmer für ihn eingerichtet sein, und als man ihn erst in Dresden wußte, zweifelte Niemand an seiner Herkunft. Dennoch erfolgte sie nicht, und die Berliner konnten sich nicht erklären, weshalb ihre Stadt von ihm verschmäht wurde.

Um jene Zeit war bei uns ein Mensch einquartiert, der gutmüthigste Mensch unter der Sonne, Pinceau hieß er, und machte seinem Namen alle Ehre. Sein Idiom konnte für jede Sprache in der Welt gelten, nie habe ich ein so entsetzliches Patois wieder gehört, dabei kannte er keine höhern Personen, als seinen Brigadier (Corporal) und den **Marechal des logis** (Quartiermeister); der gute Pinceau lief sich beinah die Beine ab, weil er Alles verkehrt machte; glaubte ich ihn schon eine Stunde im Exerciren begriffen, so kam er athemlos und holte die Lanze, dann wieder das Collet, und fragte ich ihn, wer heute die Revüe abhielt, so gab er zur Antwort: **le marechal des logis!** Vom Kaiser wußte er nichts, jeder General war ihm unbekannt; dennoch war er, das bin ich überzeugt, ein guter Soldat und ein sehr reinlicher Mensch, der sich nicht anders ins Bett legte, als mit einer Weiberhaube auf dem Kopfe, die er alle zwei Tage sorgfältig wusch. Wir waren sehr gute Freunde; wo wird er geblieben sein!

Eine sehr große Last für Berlin waren die ungeheuren Lazarethe, welche angelegt wurden. Alle Kasernen waren dazu eingerichtet, und erst später, als die Durchmärsche aufgehört hatten, konnten einige für die Truppen benutzt, und dadurch die Bürger erleichtert werden.

Wenn nun auch in der Stadt regelmäßige Truppenmassen in Regimentern oder Bataillonen wenig vorhanden waren, so fand sich eine große Menge Detachements täglich ein, so daß selten ein Haus unbequartiert blieb. Da zogen alle denkbare Truppen durch, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Rheinbündner, und zuweilen sahe man Trupps von 30 bis 50 Mann, deren Jeder besonders gekleidet war.

Im Monat Juli kam eine Division Polen durch, die schönsten Leute, welche man sich denken kann; besonders die Grenadiere, in Bärmützen, und lauter hoch und schlank gewachsene Männer, gaben das Bild eines modernen Kriegers, auch brachten sie einen hohen Ruf ihrer Bravheit mit, waren dagegen für den Wirth schlimme Gäste.

Der Marschall Augereau übernahm das General-Gouvernement in Preußen und residirte in Berlin. Es war ein großer starker Mann, mit einer Adlernase, durchdringendem Blicke und imponirendem Aeußern, besonders wenn er im Gallaanzuge erschien, und unwillkührlich grüßten ihn die Berliner durch Abnehmen des Hutes, ein seltner Beweis seiner unverkennbaren Würde. —

Der Geburtstag des Königs war gekommen. Um 11 Uhr stand im Lustgarten die ganze französische Garnison aufgestellt; aber — welche Parade! — Kaum traute man seinen Augen: Einzig brillant erschien das Regiment Würzburger, in schneeweißer Montirung mit rothen Aufschlägen; die Officiere dagegen grau gekleidet, was in den weißen Reihen nicht angenehm auffiel. Sonst aber stand eine Menge Soldaten da, die das bunteste Schauspiel gaben, was man sich denken kann. Alles durch einander gemischt, im schmuzigsten Aufzuge, viele ohne Waffen, tausend Reiter zu Fuß, von allen Regimentern und Waffen, einige hundert Reiter wieder mit lahmen und gedrückten Pferden an der Hand, ohne Sattel und Decken, füllten den Platz. — Augereau, von Gold starrend, kam mit feierlicher Miene, durchschritt die Reihen, sprach mit Offi-

cieren und Soldaten, besahe ganz genau jedes lahme Pferd, befühlte die Wunden des Satteldrucks und verbrachte damit mehr als drei Stunden.

Ob eine solche Parade den König oder die französische Armee persifliren sollte, war zweifelhaft; politisch berechnet war sie aber ohne Zweifel schlecht.

Zum Ersatze für dieses Spiel gaben Berlins Bürger sich alle Mühe, den Nachmittag recht feierlich zu begehen. Die Etablissements im Thiergarten waren besonders glänzend erleuchtet, Feuerwerke wurden abgebrannt, und bis spät in die Nacht durchwogte eine frohe Menge die Straßen. Friedrich Wilhelm war nach Teplitz gereist, die erste Badereise, welche er machte, und wovon wohl die politischen Umstände die meiste Veranlassung waren; nach dem Frieden hat derselbe alle Jahre diese Reise wiederholt.

Trotz dem, was Mancher fürchtete, war der Jubel der Berliner ohne Reibung vorübergegangen; die Augerausche Parade hatte einen Stachel zurückgelassen, welcher späterhin zu unangenehmen Auftritten Anlaß gab.

Die französische Armee hatte den Niemen überschritten, war bis zur Düna vorgedrungen, hatte diese passirt und das russische Lager an der Drissa erobert. Die russische Armee hatte keinen Widerstand geleistet, und der Fürst Bagration mit seinem Corps, dies konnte man auf der Karte finden, war in größter Gefahr gewesen, abgeschnitten zu werden. Solche Vorgänge hatte kein Mensch erwartet; wenigstens vermuthete man blutige Kämpfe um das alte Polen, mit dessen Hingabe Rußland den Feind verstärkte; sie erfolgten nicht; dann hatte man von dem verschanzten Lager an der Drissa die Meinung, es werde lange vertheidigt werden, statt dessen ward es geräumt, eben so die Festung Dünaburg.

Die allgemeine Meinung stieg für das Gelingen von Napoleons Unternehmen, und wer wirklich achselzuckend noch daran zweifelte und auf Carls des zwölften Schicksal verwies,

sprach entweder aus eingefleischtem Hasse gegen bessere Ueberzeugung, oder ohne die geringste Beurtheilungskraft. Das große Publicum (hierunter verstehe ich immer die sämmtlichen Classen mit oder ohne Bildung) hielt sich davon überzeugt, daß die Combinationen des Weltherrschers zu sicher angelegt, mit zu starker Macht unterstützt würden, als daß sie mißlingen könnten. Ueberdem zogen, nachdem man erfahren, daß der Niemen überschritten und der Krieg begonnen sei, so viele Detachements als Verstärkung zur Armee, daß diese allein hinreichend schienen, Rußland zu überfluthen. Es verging kein Tag, wo nicht Cavalleriedepots eingetroffen wären; alle Waffengattungen sahe man durchziehen; dagegen bemerkte man, daß die Pferde in der Regel sehr schlecht erhalten waren, und es ließ sich kaum vermuthen, daß die Hälfte derselben bis zum Niemen kommen konnte.

Aus der Correspondenz im Manuscript von 1812 des Baron Fain geht hervor, daß Augereau, welcher Besorgnisse vor einer Landung der Engländer geäußert und über Mangel an Cavallerie geklagt hatte, darauf verwiesen worden, daß ihm ein Regiment Dragoner von 1600 Mann zugeordnet und dies mehr als hinlänglich sei für seinen Bedarf. Ueber diese Beschwichtigung kann derjenige, der dies Dragoner-Regiment gekannt hat, nur lächeln; die Mannschaft mochte complett sein, blieb aber stets unberitten, und höchstens 60 Mann hatten Pferde.

Ein General, Guiton, ließ sich in Berlin hinter der Sternwarte täglich hunderte von Pferden vorführen, wählte, kaufte; dennoch aber blieb die Cavallerie unberitten, und die große Massen gekaufter Pferde verloren sich wieder man weiß nicht wo.

Wie schon erwähnt, hatte am Geburtstage des Königs von Preußen sich eine französische Parade gezeigt, die den Ueberresten eines gesprengten Corps glich; darunter befanden sich tausend Individuen, welche elend, unbewaffnet, nicht ge-

hörig montirt, rein zum Spotte dienten, und durch ihr erbärmliches Aeußere einen schlechten Begriff von der französischen Macht gaben. Daraus entspann sich Veranlassung, daß solcher Theil des Publicums, der gern Aufsehen erregt, Zwist mit den französischen Soldaten aufsuchte und dazu die schlechteste Gelegenheit benutzte. Bei der täglichen Wachtparade im Lustgarten wurden natürlich die Zuschauer aus dem Bereiche der Truppen entfernt; es gab Widerspenstige, welche der Aufforderung zu dieser Entfernung nicht Gehör gaben und von den Würzburger Corporalen mit dem Ladestock nachdrücklich daran erinnert wurden. Das Publicum trat zusammen und widersetzte sich thätlich, worauf ein Commando Soldaten mit dem Bajonette Raum schaffen mußte. Dieser Auftritt wiederholte sich einige Tage, und es wurde von Seiten der Bürger offenbar absichtlich Hader gesucht; die preußische Gensdarmerie, Polizei und Bürgergarden verhinderten aber weitere Ausbrüche, und die Obrigkeit erließ eine Bekanntmachung, welche vor derlei Excessen bei harter Strafe warnte; andrer Seits sahe man wohl ein, daß ein gewaltsamer Widerstand nur zum Unheil führte, und die Ruhe stellte sich wieder her. Einige Tage lang lief aber jedes Gespräch auf die erwähnten Vorfälle aus, und dadurch vermehrte sich die Zahl der Neugierigen und die Neigung zum Widerstande war so weit gediehen, daß auf der Weidendammer Brücke ein Holzfuhrmann einen französischen Officier, der mit einem Detachement Lanciers dem Fuhrmann begegnete und ihn bei Seite fahren hieß, ohne Umstände mit der Peitsche geschlagen hatte, wofür er freilich bestraft wurde.

Im Anfange des August ward ein Transport russischer Kriegsgefangener nach Berlin gebracht; es waren 150 Mann, in traurigem Aufzuge, sie hatten bloß Hemden und Beinkleider zur Bedeckung, und wurden auf dem Pontonhofe, wo sie eingesperrt waren, von vielen Berlinern besucht und reichlich beschenkt.

Es kam Nachricht, daß das Preußische Hülfs-Corps, unter General Grawert, bei Eckau in Curland eine Action mit den Russen gehabt, und sie tapfer zurückgeschlagen hatte. Der neue Ruhm unserer Waffen fand Beifall, wenn auch hin und wieder mißfällig bemerkt wurde, warum jetzt die Soldaten so brav thäten? —

Um den Berlinern zu imponiren, wurden einige Regimenter nach der Stadt gezogen, welche zum Geburtstage Napoleons eine ansehnliche Parade bildeten. Es waren dies, außer den Würzburgern, noch ein neu formirtes Regiment Belle-Isle, und ein anderes — Mediterranée — später kam noch ein neues, von der Insel Rhé, hinzu, und diese Zahl schien ihren Zweck zu erfüllen. Dennoch gab es Ungläubige, die ihren eignen Augen nicht trauten; so ward behauptet von solchen, daß die Besatzung verschiedene Uniformen hätte, die sie abwechselnd anzögen, um sich dadurch zu vervielfältigen.

Der Geburtstag des Kaisers wurde eben nicht sehr feierlich begangen; es gab keine Illumination, am Abend wurden im Lustgarten 21 Kanonenschüsse gelöst, und weiter sahe man nichts, als daß das Würzburger Musik-Corps, ein sehr eingeübtes, bis spät in die Nacht Serenaden brachte.

Das Regiment von der Insel Rhé — aus lauter zusammengezogenen Detachements andrer Regimenter bestehend, und offenbar nur errichtet, um den Effect der Benennungen zu vermehren — ward casernirt, und exercirte täglich vor dem hallischen Thore, wobei sich sehr viele Zuschauer einfanden. Die jungen Soldaten waren gutmüthige umgängliche Leute, und es fand zwischen ihnen und dem Publicum bald eine besonders gute Harmonie statt, so daß eigentlich dieses Regiment als zu Berlin gehörig betrachtet ward. Die Würzburger konnten sich durchaus nicht so gut mit dem Publicum stellen.

Die Musik des Regiments Isle de Rhé studirte sich den Berlinern zu Gefallen einige Stücke ein, denen Themata zum

Grunde lagen, die in Berlin gesungen wurden, und dies ward vom Publico hoch aufgenommen. Ein kleiner Trompeter, höchstens 14 Jahre alt, ward der allgemeine Liebling, und auch bei dem zweiten Geschlecht günstig angesehen, wie er denn für sein Alter unternehmend genug war.

Diese Regimenter, welche sämmtlich zur Division Dürütte gehörten, verließen Berlin mit Ende September, und rückten nach Warschau hin, um den General Reynier zu verstärken, der mit den Sachsen durch die drohende Annäherung der russischen Donau-Armee in bedenkliche Lage gerathen war.

Die Einnahme von Smolensk, die Gefechte an der Düna und am Bug, später die Schlacht an der Moskwa, welcher die Eroberung von Moskau folgte, wurden bekannt, und schienen Gewißheit zu geben, daß auch Rußland besiegt werden würde.

Für die glücklichen Erfolge der französischen Waffen ward am 27. September ein feierliches Tedeum in der katholischen Kirche gesungen, welchem Augereau mit seinem Generalstabe beiwohnte.

Als aber diese Erfolge ihr höchstes Ziel erreicht zu haben schienen, wurden die bisherigen zuversichtlichen Meinungen durch anderweitige Begebenheiten geändert.

Die drohenden Bewegungen der russischen Donau-Armee gegen den rechten Flügel der Franzosen gaben ein andres Licht auf den Zustand der Dinge, an der Düna wurden die Fortschritte gehemmt, und vor Allem ganz unerwartet kamen die Nachrichten aus Spanien, wo Marmont bei Salamanca geschlagen, und seine Armee bis Burgos zurückgetrieben worden war, auch Madrid, wenn gleich nur auf kurze Zeit, geräumt werden mußte.

Die Nachrichten von diesen Nachtheilen der Franzosen waren als zu bedeutend aufgefallen, und diese Möglichkeit, daß Napoleons Anstrengungen ihr Ziel verfehlen könnten, be-

gann jetzt mit mehr Wahrscheinlichkeit aufzuleuchten, als je. Moskau war in Flammen aufgegangen, und diese Brandfackel durchstrahlte Europa; Jeder ahnte, daß wir am Vorbend wichtiger Ereignisse standen.

Im Monat October kam durch Berlin noch manches Detachement, Marschbataillon oder Marsch-Esquadron genannt, besonders Garden zu Fuß und zu Pferde. Unter diesen zeichneten sich die Polnischen rothen Ulanen aus, noch mehr aber die italienischen Ehrengarden, welche die prächtigste Truppe bildeten, die Europa je gesehen hat. Eine Esquadron derselben war roth gekleidet, die Kragen und Aufschläge blau, sehr reich mit Silber gestickt, Epaulets und Achselband von Silber, der große Hut mit silberner Agraffe, inwendig mit weißen Federn besetzt, die andre Esquadron war blau mit roth, sonst eben so reich verziert. Die Officiere trugen kostbare Reiherbüsche am Hute, die ganze Abtheilung ritt auf sehr schönen englisirten Pferden, und diese waren mit silbergestickten Chaberaquen verziert; kurz, Jeder wer sie gesehen, wird darin einstimmen, daß sie mit Pracht überladen waren. Wo mögen sie geblieben sein!

Dann aber erfolgte ein langer Stillstand; die Durchmärsche wurden unbedeutend, die Nachrichten von der Armee meldeten nichts Erhebliches, man erfuhr, daß die russische sich nach Kaluga gewendet, und die französische ihr gefolgt sei, ferner daß Moskau in Trümmern liege, und Rußland durch diese Handlung sich auf lange Zeit in der Civilisation zurückgebracht habe.

Den Einwohnern Berlins ging es erträglich; zwar herrschte keine wohlfeile Zeit, indeß hatte die arbeitende Classe nothdürftig Beschäftigung, und bittre Noth waltete nicht vor. Ein Uebelstand war es, daß die rohen Producte, namentlich Baumwolle und Seide, sehr theuer standen, und aus dieser Ursach die Fabricate auf enorme Preise stiegen; dagegen, wenn

auch dadurch der Absatz erschwert wurde, blieb doch alles Geld im Lande, was immer wohlthätig zurückwirkt.

Drückend war es, daß der Staat den Einwohnern neben der Last der Einquartierungen noch andre Abgaben auflegen mußte, worunter die Vermögens- und Einkommensteuer obenan stand. Jeder mußte sein Vermögen oder Einkommen angeben, alle Obligationen und Staats-Papiere von den Commissionen stempeln lassen, und davon gewisse Procente in drei Terminen entrichten. Die ersten beiden mußten baar abgeführt werden, bei dem dritten hingegen durfte man Anerkenntnisse über getragene Einquartierung als Compensationsmittel einreichen. Diese Abgabe war demnach sehr lästig, weil sie die Vermögensumstände eines Jeden decouvrirte, ein Verfahren, welches nie günstig einwirken kann; wie Mancher hat dadurch Schaden gelitten, daß er wider seinen Willen und höchst störend für seinen Verkehr, je reich oder arm, unwiderleglich auftreten mußte.

Weil aber die Erhebung dieser Abgabe auf eine große baare Geldeinnahme gerichtet war, setzte der Staat einen Cours für alle Staats-Papiere fest, worin diese gewaltig erniedrigt wurden. Die Staatsschuldscheine z. B. stellte man auf 33 Procent, Tresorscheine auf 19, und hierdurch schlug man den Muth der Inhaber solcher Papiere total nieder. Speculanten benutzten dies zum Einkauf derselben, und sind dadurch reich geworden.

Zugleich ward ein Rechnungs-Abschluß publicirt, nachdem die sämmtliche rückständige Contribution an Frankreich getilgt, und von dieser Macht bereits Vergütigung zu empfangen war; Jedermann aber wollte auf solche Verheißung wenig geben.

Im Anfange des November, liefen die ersten Nachrichten ein, wornach die französische Armee ihren Rückzug aus Moskau angetreten hatte. Der Wendepunkt von Napoleons Glück war eingetreten, das sahe man ein, noch aber ahnte man

nicht, welch ein Bild des Jammers zwei Monate später diese stolze Armee unsern Augen darbieten sollte.

Aber, nicht bloß der Rückzug sondern auch die Gefechte, deren erwähnt wurde, waren nachtheilig. Bei Polock waren die Russen über die Düna gedrungen, bei Tarontina hatten sie Mürat überfallen, und ihn geschlagen, die Oesterreicher und Sachsen im Herzogthum Warschau wurden hin und her gedrängt; in jeder Unterhaltung erzählte man sich von diesen Unfällen, und ehe die Nachricht einlief, daß Napoleon bis Smolensk zurück war, theilte man sich im Vertrauen mit:

> Die französische Armee sei in totaler Auflösung begriffen, der Vicekönig Eugen geblieben, die meisten Marschälle und Generale todt, verwundet oder gefangen, das Geschütz und Bagage verloren u. s. w.

Auf welchem Wege diese Mittheilungen ins Publicum gelangt waren, ist unbegreiflich; sie wurden einige Zeit darauf vergessen, weil die Zeitungs-Berichte die Lage der französischen Armee auf ihrem Rückzuge sehr günstig darstellten; als aber späterhin bekannt wurde, wie wahr im Allgemeinen jene Gerüchte gesprochen hatten, erinnerte man sich ihrer wieder. —

Einige Zeit früher fand man Personen, die gut unterrichtet waren, in trüber Verlegenheit; sie entdeckten, daß es unzweifelhaft sei, das ganze Königreich Preußen werde zu einer französischen Provinz umgeschaffen werden. Es ist zwar nicht geschehen, aber auch meines Wissens nicht erörtert worden, worauf jene Voraussetzung beruhet hat, die von den Personen, welche sie aussprachen, nicht ohne Grund aufgestellt worden ist.

Ehe das französische Waffenglück in Rußland sich zu wenden begann, rechnete man in Berlin auf völlige Wiederherstellung des Königreichs Polen, und ein großer Theil des Publicums, und zwar die gut Unterrichteten, gaben die Krone Polens dem Fürsten Radzivil, Gemahl der Preußischen Prinzessin Louise. Versichern kann ich, daß bei der Leutseligkeit

dieses Fürsten, der durch Kunstsinn getrieben, viele Bekanntschaften mit gebildeten Personen unterhielt, durch manche dieser Personen über die Möglichkeit seiner Erhebung gesprochen, und darauf Hoffnungen gebauet wurden.

Und — welcher gewisse Erfolg für alle Pläne Napoleons würde daraus entstanden sein, hätte er Polen in seinem ganzem Umfange wieder hergestellt, und Anton Radzivil zum Könige desselben eingesetzt.

Dann hätte es keinen Rückzug von Smolensk, keine Unglückstage an der Berezina gegeben; Polens Macht allein würde Rußlands geschwächte Armee aufgehalten haben. — Sobald er aber den Deputirten erklärt hatte: dem Kaiser von Oesterreich habe ich die Integrität seiner Staaten garantirt — schlug er die erste Begeisterung nieder, und um so mehr, als die Polen es bestimmt wußten, daß er im geheimen Vertrage sich den Umtausch Galiziens gegen Illyrien bedungen.

Es war ein Wagestück Napoleons, Frankreichs Armeen nach Moskau zu führen, während in Spanien eine feindliche Bevölkerung seine besten Truppen decimirte; ein Fehler aber war es, Polens Erhebung durch zehn Worte niederzuschlagen. Nur das ganze Königreich Polen, durch die Pflicht der Dankbarkeit und der Selbsterhaltung an Napoleons Interesse gefesselt, vermochte die Bezwingung Rußlands zu erhalten, gleichviel ob an Polens Spitze Radzivil oder Poniatowski stand.

Welche unglaubliche Anstrengungen hat das bloße Herzogthum Warschau im Jahre 1812 geleistet, und was würde das übrige Polen gethan haben, wäre seine erste Begeisterung erhoben und benutzt worden!

Der Monat November fing mit dem schönsten mildesten Herbstwetter an; man erinnerte sich des gelinden Winters 1806 und sprach die Meinung aus: daß die Elemente Napoleon immer begünstigen. Plötzlich aber trat eine unerhört strenge Kälte ein, die Flüsse bedeckten sich mit Eise, und ganz

Berlin vermuthete, daß die französische Armee, die man schon auf dem Rückzuge wußte, großes Ungemach erleiden würde. Begierig harrte man der fernern Nachrichten. —

Im Monat November trat zur Veränderung eine Spuckgeschichte auf. Leute, die am späten Abend die Burgstraße entlang gegangen waren, hörten vom Königlichen Schlosse aus, das jenseit der Spree liegt, ein überlautes Wehklagen. Hoch in die Luft erschallte ein lautes: hu hu hu! Wie ein Lauffeuer durchflog diese Nachricht die ganze Stadt. Die Vernünftigen lachten, die Abergläubigen suchten die Erscheinung auszudeuten, und die Neugierigen liefen am Abende hin, um zu hören. Die schmale Burgstraße war gedrängt voll Menschen, davon Einer dem Andern nur leise zuzuflüstern wagte. — Da tönte es schaurig herüber mit hohlem Rufe: Hu hu hu. Eiskalt durchschauerte es die schweigende Menge; der Ruf wiederholte sich, nun eilte man fort, hatte mit eignen Ohren gehört, wie es: Wehe, wehe! gerufen, und erzählte es den Freunden und Nachbarn, die es haarsträubend anhörten, und am nächsten Abend selbst hinliefen, um sich zu überzeugen.

Die Menge vergrößerte sich; man hörte noch einige Abende den Schauerruf; da traten eines Abends Polizeidiener unter die Versammlung und ermahnten, nach Hause zu gehen. Das Gespucke sei entdeckt, ein kühner Maurer habe zwei große Eulen herausgenommen, und das Loch zugemauert. Ungläubig entfernte sich die Menge; am andern Tage sahe man zwar wirklich den frisch gemauerten Fleck, die Ueberzeugung blieb jedoch bei Vielen aus, und ich habe es selbst mit angehört, daß auf derselben Stelle, wo man damals dem Rufe horchte, Einer dem Andern sagte: Das soll auch kein Vorspiel gewesen sein! indem er auf das Loch zeigte, und zugleich nach den unglücklichen Franzosen hindeutete, die aus Rußland heimkamen, und über die lange Brücke zogen. —

Zwei sehr schöne Regimenter kamen Anfangs Dezember durch Berlin; es war wieder sehr milde geworden, und, wie

immer der Eindruck des Augenblicks ergriffen wird, so war auch jetzt wieder die Meinung vom Erfrieren der Franzosen geschwächt worden.

In der Mitte Dezember trat eine außerordentlich strenge Kälte ein, der Thermometer fiel eine Woche lang auf 20 und 21° Reaumur, und die allgemeine Ansicht griff Platz, daß es der französischen Armee in Rußland schlimm ergehen müsse. Was die Zeitungen von dort schrieben, war lediglich etwas von den Operationen der Oesterreicher, die nach Minsk sich dirigirten, um die russische Moldau-Armee unter Tschitschagoff, in ihrem Marsche nach der Berezina zu stören. Von Napoleon und der großen Armee aus Moskau verlautete gar nichts, bis endlich die Gefechte an der Berezina für einen großen Sieg ausgegeben wurden. Nun sahe Jeder klar ein, daß ein unseliger Rückzug von Moskau bis zur Berezina mußte statt gefunden haben; noch beurtheilte man die ganze Wahrheit nicht, die Zeitungen gaben sich Mühe, den Zustand der Armee als günstig zu malen, es hieß die Soldaten hätten zum Schutze gegen den strengen Winter sich mit mancherlei Fellen und Decken umhüllt, und dadurch ein besonderes (gleichsam scherzhaftes) Schauspiel dargeboten; daß aber die Armee zu allem Kampfe unfähig und vernichtet war, wußte und ahnte man in Berlin nicht.

Im Weihnachtsfeste erschien das weltbekannte 29 Bülletin, das letzte seines Namens, und ließ zuerst den ganzen Umfang der Ereignisse durchblicken, so sorgfältig es auch solche noch verhüllen sollte. Es stand ja mit dürren Worten da, daß das Material der Armee verloren war, daß sie hatte marschiren d. h. fliehen müssen, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, die sie nicht liefern konnte, weil ihr Geschütz und Munition fehlte. Und was die größte Bedeutsamkeit hatte, war das Geständniß, daß alle Pferde verloren gegangen seien.

Wie der Funke in ein Pulverfaß fallend, entzündete das Geständniß des Rückzuges aus Rußland alle Hoffnungen, die bisher, auf Umsturz des Weltherrscherſystems Napoleons gebaut, im Schlummer gelegen hatten. Das gedruckte Zeugniß einer neuen Weltgestaltung wurde mit heißer Begier gelesen und besprochen. Wie ist es möglich, bemerkten Sachkenner, daß Pferde erfrieren, die zu fressen haben; das müssen die Franzosen nicht der Welt vorreden wollen! Sie haben aber fliehen müssen, das geht deutlich aus ihrem Bülletin hervor, und die Russen haben ihnen nicht Zeit gelassen, Futter anzuschaffen; sie sind total geschlagen und verloren.

Das Bülletin sprach Hoffnungen aus, daß die französische Armee die bedürfende Ruhe benutzen und ihre Organisation wieder herstellen würde, auch seien schon 20,000 Pferde aufs Neue angekauft und in den Depots vorhanden; die Täuschung der Welt sollte demnach fortgeführt werden, allein Niemand wollte solchen Angaben mehr Glauben schenken.

Jetzt konnte man sich erklären, warum Napoleon unerwartet die Armee verlassen hatte, und nach Paris geeilt war, und die Meinungen vom schlechten Zustande seiner Angelegenheiten stiegen so übertrieben hoch, daß man ihm gar keine Widerstandsfähigkeit mehr zutraute. Es gab allerdings Leute genug, die einsahen, welche harte Kämpfe noch bevorständen, sie durften aber kaum ihre Meinung äußern, wenn der große Haufen sie umgab; dieser sahe nur die Russen und Kosaken in Berlin einziehen, und die letzten Reste der Franzosen vernichten.

Bemerkenswerth war es, wie die allgemeine Stimmung voraussetzte, daß Preußen nicht säumen würde, gegen die Franzosen aufzutreten, obgleich bis jetzt nicht die geringste Andeutung darauf zu finden war. Noch ehe das Yorksche Hülfscorps capitulirt hatte, ja noch ehe dies wieder in Preußen

eingerückt war, gab es schon Leute, die da auftraten mit der Behauptung, gedachtes Corps habe sich mit den Russen alliirt.

## Das Jahr 1813.

Dieses Jahr war bestimmt, Preußen auf eine Höhe zu erheben, welche an Glanz alle seine bisherigen Thaten übertraf.

Preußen, das gedemüthigte, zerstümmelte Land, dessen Kräfte durch Napoleon und seine Gehülfen systematisch ausgesogen waren, dem man kaum einen Rang unter den selbstständigen Staaten einräumen wollte, erhob sich auf seines Königs Ruf mit neugestähltem Muthe und einer Kraft, die der lang verhehlte Haß wider seine Unterdrücker gebar. Napoleons mächtiger Arm hatte jede Macht gebeugt, die auf dem Festlande Europas existirte, gekränkt aber mit ausgesuchter Schmach hatte er hauptsächlich nur Preußen. Welche Absichten ihn bei seinem Verfahren gegen diese Macht geleitet haben mögen, wird stets unter dem Schleier der Verborgenheit bleiben; daß aber er nicht ahnte, welche Kraft noch ein Volk entwickeln könne, das, seines hohen Rufs eingedenk, diesen wieder zu erwerben entschlossen war, hat der Erfolg bewiesen.

Das neue Jahr begann unter Aussichten, die man nicht vermuthet hatte, noch war in Berlin nicht bekannt, welche Vernichtung Napoleons Armee betroffen, und selbst seine bittersten Widersacher trieben die Kühnheit nicht so weit, um nur zu vermuthen, wovon sie bald sich überzeugen sollten. Dennoch lebte die Hoffnung, endlich der fremden Zwingherrschaft entledigt zu werden, in lichtem Glanze.

Schon in den ersten Tagen des Januar kamen kleine Trupps französischer Soldaten von der Weichsel her, angeb-

lich um Recruten zu holen, eigentlich warum ist bis heute nicht klar geworden; diese aber waren noch gesund, wohlbekleidet und bewaffnet, und sollten vielleicht durch ihr Aeußeres den jammervollen Zustand der einst großen Armee beschönigen, denn es wurde ausdrücklich angegeben, daß sie aus Rußland kämen. In der Mitte des Januar kamen aber schon die ersten Flüchtlinge von der Armee, und zwar die einst so stolzen und glänzenden Carabiniers. Sie zogen sehr bescheiden zu Fuße einher, ohne ihre glänzenden Panzer und Helme, dagegen trugen sie die Sättel auf dem Rücken, gaben hiermit gleich zu erkennen, daß sie zu der demontirten Cavallerie gehörten, und vermieden jedes Gespräch.

Vom Kriegsschauplatze aus erfuhr man das Einrücken der Russen in Königsberg, die Uebergabe von Piltau, und die Capitulation des Yorkschen Corps. Letztere besonders rückte das Bild aus dem Hintergrunde näher, welches die Patrioten jetzt sich schufen.

Allein — die übrige Umhüllung war noch nicht ganz geschwunden. Man träumte noch von einer Armee Frankreichs an der Weichsel, deren Rückzug mit hochtrabenden Worten geschildert wurde. So hatte der König von Neapel, jetziger Oberbefehlshaber der Armee, angeblich bei Braunsberg den Russen eine Schlacht angeboten, welche diese vermieden haben sollten, und darauf sei der Rückzug nach der Weichsel fortgesetzt worden. Auch gab ein officieller Artikel an, wo sich jedes der zehn Armeecorps und die Garden in Preußen befänden, und das Publicum sahe noch nicht klar.

Der König von Preußen hatte die Nachricht von der Yorkschen Capitulation sehr mißfällig aufgenommen, wie die Berliner Zeitungen meldeten, das Commando des Corps dem General Kleist übertragen, und eine strenge Untersuchung angeordnet; indeß nahm man die Erklärung hiervon sehr gleichgiltig auf.

Es wurde bekannt gemacht, daß der General Grenier aus Italien ein frisches Corps von 22,000 Mann heranführe,

und der Marsch desselben durch Baiern und Sachsen berichtet; die Berliner belächelten diese Anzeige, die einzig wahre, welche in drei Monaten erschien — und erklärten, daß nicht 2000 Mann mehr zu erwarten seien.

Von der Armee kamen eine Menge Generale zurück, deren Ankunft die Zeitungen meldeten; nun ward zuerst Licht darüber, welches Geschick die einst so große Armee wirklich erreicht hatte. Die Generale hatten viele Deutsche zu ihren Dienern bei sich, und von diesen wurden die schauderhaftesten Züge erzählt, wie die französische Armee ohne Nahrung, Kleidung und Obdach, Monate lang auf den Eisfeldern Rußlands einhergewankt sei, in jeder Nacht Tausende von Leichen zurücklassend, die das Elend verzehrt, während die rastlosen Kosaken die Uebrigen verfolgt, vertrieben und gemordet hatten.

Jetzt erfuhr man, daß eine Armee nicht mehr vorhanden war, daß das, was noch so genannt wurde, in einem Haufen elender, meistens unbewaffneter, Leute bestand, die, den Keim des Todes in sich tragend, instinctmäßig der Heimath zuwankten.

Und so kamen sie denn zum Vorschein, die unglücklichen Opfer eines Unternehmens, das in seiner eignen Größe gescheitert war. Zuerst langten Einzelne an, von allen Waffengattungen, im traurigsten Zustande, mit verbundenem Kopfe, die Ueberreste eines Mantels auf dem Leibe, dessen größter Theil vom Feuer verzehrt war, in welches hinein sie die tödtliche Kälte getrieben hatte.

Mit Erstaunen sahe man, wie diese Figuren, ein Bild des Jammers, sich vor dem Commandantenhause in der Behrenstraße lagerten, wo sie stundenlang in stumpfer Betäubung darauf harrten, daß ihnen ein wärmendes Obdach und Nahrung zugewiesen wurde.

Und welche Erzählungen theilten sie mit, von dem was ihnen begegnet war! Wie sie Pferdefleisch gegessen, das zu

bereiten ihnen die Mittel und Macht gefehlt hatte, wie sie die Leichen ihrer eignen Kameraden aufgethürmt, um durch sie sich vor dem erstarrenden Winde zu schützen, und wie jeder Gehorsam, jedes Band der Ordnung, bei ihrem Zuge sich aufgelöst hatte.

Die Anzahl dieser zerstreuten Flüchtlinge nahm täglich zu; vier Wochen lang sahe man vom Morgen bis Abend ihren Zug langsam durch die östlichen Thore herein, die Königsstraße entlang, wanken; sie schlichen scheu, mit gesenktem Haupte, einher, meistens ohne Waffen, Mancher am Stabe, die Hände und Füße mit schmuzigen Lappen umwunden. Häufig sahe man verstümmelte Finger, die des Frostes Allgewalt verzehrt hatte, und das Ganze glich einem lebendigen Leichenzuge.

Während diese Jammergestalten durch das Frankfurter und Landsberger Thor einzogen, kamen zu Ende des Januar zum Hallischen und Potsdamer Thor herein die Regimenter des Generals Grenier im alten Pomp, lustig musicirend, und mit einem ächten, militairischen Anstande. Verwundernd sahe der Berliner, daß Frankreich noch gut disciplinirte Truppen hatte, und der Kampf bis jetzt nicht zu Ende sein würde; dagegen tröstete man sich, die russische Armee, deren Zustand sehr brillant gedacht wurde, werde das kleine Chor frischer Truppen bald verschlingen und den Mangel aller Cavallerie den Kosaken ein leichtes Spiel machen.

Jede Zeitung aber enthielt neue Nachrichten, wie der Zustand der Dinge bald sich wieder ändern sollte. Der König von Neapel hatte die Armee verlassen und dem Vizekönig von Italien den Oberbefehl übergeben, welcher — nach dem französischen Officialberichte mehr dazu geeignet war; in Posen waren 40000 Mann frischer Truppen bereits versammelt, durch Deutschland eilten zahlreiche neue Heere, das preußische Contingent sollte in Pommern neu organisirt werden, und wie groß auch die Verluste am Ende des Jahres gewesen sein mochten;

gegenwärtig sollte die französische Armee dennoch stärker und besser ausgerüstet, als bisher, wieder auftreten.

Diesem Gemälde widersprachen aber die Vorgänge in der Nähe. Man wußte schon, daß jenseit der Oder keine geschlossenen Streitkräfte mehr vorhanden waren, daß die französischen Haufen nur noch in Städten Unterkommen suchten, um den Kosaken zu entgehen, und daß Letztere bis zur Oder hin bereits umher streiften, Schrecken und Unordnung verbreitend.

Die Ueberzeugung, daß sehr bald Berlin von den Kosaken erreicht werden würde, gewann überhand, und alle Aufmerksamkeit verwandte sich jetzt auf diese Krieger, deren Thaten man aufs Höchste pries, und ihnen allein die Besiegung Napoleons und seiner großen Armee zurechnete.

Die Franzosen selbst verbreiteten den Ruhm der Kosaken, indem sie zugaben, daß diese Brigands, wie sie sie nannten, ihnen unsäglichen Schaden zugefügt, keine Ruhe und Rast gelassen, und Jeden, der sich nicht mehr entschlossen vertheidigen gekonnt, ohne Erbarmen niedergebohrt hatten. Die Cuirassiere allein rühmten sich, daß sie jederzeit durch ihren bloßen Anblick die Kosaken verscheucht, und um sie zu erreichen, oft die List gebraucht hatten, ihren Panzer durch den Mantel zu verdecken, worauf die Kosaken, Dragoner in ihnen vermuthend, den Kampf mit ihnen gewagt haben, und dann schmählich bezahlt worden seien.

Das tägliche Gespräch betraf jetzt die Kosaken, man suchte die Beschreibungen ihrer Thaten und Eigenthümlichkeiten auf; mit großer Begier horchte man, wenn Jemand, der sie im Jahre 1805 in Schlesien, oder im Jahre 1799 in Deutschland und der Schweiz gesehen hatte, von ihnen erzählte, und sehnsüchtig erwartete man sie schon drei Wochen früher, ehe sie wirklich kamen. —

Aus Polen traf noch eine Menge junger Leute ein, welche meistens zwei oder drei Pferde führten, zum Beweise, daß dies Land noch hergeben mußte, was irgend beizutragen war.

Der König von Preußen fand für gut, unter diesen Umständen Potsdam zu verlassen und sich nach Schlesien zu begeben, wo die größte Zahl seiner Armee concentrirt war. In Berlin wurde eine Regierungs-Commission zusammengesetzt, mit großen Vollmachten, nach den Umständen zu handeln, zugleich aber ward das beste Einvernehmen mit Frankreich, dessen Gesandter den König begleitete, gerühmt, und vor allen Dingen zur Ordnung ermahnt.

Unterm 3. Februar erschien die folgenreiche Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements von dem Fürsten Hardenberg, worin gesagt ward, daß die Umstände dem Staate eine Vermehrung seiner Truppenzahl auferlegten, wozu gleichwohl die Mittel fehlten, weshalb der freiwillige Eintritt, unter Equipirung und Bewaffnung aus eignen Mitteln, gewünscht, und dagegen manche Vorzüge für einen solchen Eintritt, zuerkannt wurden.

Diese Aufforderung wurde durch eine neue vom 9. Februar ergänzt, nach welcher jeder junge Mann vom 17. Jahre an verpflichtet wurde, in der Armee zu dienen, und sollte in Zukunft Niemand eine Anstellung im Staatsdienste erhalten können, der nicht zuvor seiner Militairdienstpflicht genügt hätte, sobald er körperlich dazu fähig wäre.

Es hätte aber der zweiten Aufforderung kaum bedurft, denn gleich nach der ersten strömte die ganze Jugend, mit wenigen Ausnahmen, nach den Meldungsörtern, um sich dem Vaterlande zu weihen. Aus jedem Stande, Staatsdiener, Studenten, Schüler, Oeconomen, Künstler, Handwerker, trat zum Kriegsdienste über, was sich fähig fühlte; zu freiwilligen Jägern wollte Alles sich umbilden. Eine solche erhebende Gesinnung hatte sich in Preußen noch nicht gezeigt; wiewohl noch nicht ausgesprochen war, zu welchem Endzwecke die all=

gemeine Bewaffnung dienen sollte, errieth ein Jeder es, daß die Feinde Preußens, als welche man die Franzosen erkannte, bekämpft und besiegt werden sollten, und gewiß, es würden seltsame Auftritte Statt gefunden haben, wäre das Gegentheil vermuthet worden.

Einem jeden Freiwilligen war die Wahl des Truppentheils überlassen, dem er beitreten wollte; von Berlin aus war natürlich das meiste Verlangen zu den Regimentern, die dort bekannt geworden waren, und bei dem starken Andrange in den ersten Tagen sahe man bald alle Gegenstände vergriffen, die zur ersten Ausrüstung verlangt wurden.

Die Uniformen sofort anzufertigen, war unmöglich; man erkannte die Freiwilligen zunächst an den Czakos, mit welchen sie ihr Haupt zierten, von denen aber jeder Vorrath sehr bald aufgeräumt war.

Die jungen Leute wollten nun doch mindestens ein Zeichen tragen, woran ihr neuer Stand zu erkennen war, und als solches wurden denn die Feldflaschen umgehängt, welche in Leder oder Korb eingehüllt, allein vorräthig blieben. Einige Tage nach dem Bekanntwerden des Aufrufs sahe man schaarenweise die neuen jungen Krieger umherwandeln, an den erwähnten Zeichen zu erkennen, vom Publicum mit freundlichen Blicken betrachtet, während die Franzosen düster einhersahen, die neuen Feinde in ihnen erkennend. Es wurden aber die jungen Freiwilligen, sobald sie sich gemeldet, veranlaßt, nach Breslau zu gehen.

Von französischer Seite fehlte es nun nicht an Bekanntmachungen, um den wahren Zustand ihrer Angelegenheiten noch möglichst zu erheben, und die Welt ferner, wie bisher, in Schrecken zu erhalten.

Zunächst traten die Cohorten des ersten Banns der Nationalgarden auf mit der Bitte, zur activen Armee berufen zu werden, und der Kaiser erließ ein Decret, worin er diese Bitte genehmigte, welche ein Senatus-Consult sanctionirt hatte.

Dann erfolgten die freiwilligen Anerbietungen von Kriegsausrüstungen Seitens der Städte und Gemeinden, welche wohl mitunter höchst geringfügig ausfielen, bei der Größe Frankreichs dennoch bedeutend wurden. — Alle öffentlichen Blätter priesen den Enthusiasmus, der sich des großen Reichs bemächtigt, und durch den die erlittenen Unfälle bald ausgeglichen werden sollten, wobei nicht versäumt wurde, ausdrücklich dieselben der Strenge des frühzeitigen Winters zur Last zu legen. Indessen sahe das, was man mit eignen Augen bemerkte, noch nicht so aus, als werde es den Lauf der Sachen bedeutend ändern oder auch nur hemmen.

Nachdem die Regimenter des Grenier'schen Corps durchmarschirt waren, kamen kleine Trupps junger Conscribirten, meistentheils auf Wagen, an, welche von den Berlinern zum öftern thätlich insultirt wurden. Welcher Geist jetzt dieselben beseelte, war leichtlich zu erkennen, und nicht zu bezweifeln, auf welche Seite sie sich schlagen würden, wenn in ihrer Nähe ein Kampf Statt finden sollte.

Victor, der einst so Gewaltige, war sehr bescheiden in Berlin angekommen, und im Gasthofe zur Stadt Rom abgestiegen. Als er seine Reise fortsetzen wollte, versammelte sich ein Haufen vor der Thür des Gasthofes, der mancherlei Schmähungen hören ließ, und den Marschall wenigstens häßlich geärgert haben würde. Die beiden Grenadiere, welche Ehrenposten für ihn bildeten, und sich bemühten, Raum zu schaffen, wurden verhöhnt, beschimpft und angespeit; wer weiß was noch ihnen begegnet sein möchte, hätte sich nicht ein Commando Bürgergarden eingefunden, dessen Führer im eindringlichen Tone die Versammelten zur Ruhe zu verweisen wußte. Victor stieg ein, fuhr ab, und eine Stunde nachher wurde als gewiß erzählt, daß die Kosaken ihn hinter Schöneberg aufgehoben hätten. Dergleichen ward gern geglaubt, alles mögliche Unheil für den Marschall prophezeit, und die vernünftigen Einwendungen derjenigen, welche bemerkten,

daß man ja von der Nähe der Kosaken noch nichts gehört, höhnisch verlacht.

Schon sahe man bei einem Bilderhändler an der Bank eine Carricatur aushängen, in welcher ein Jude, in grünem Rocke, ledernen Beinkleidern und dreieckigem Hute, verzweiflungsvoll die aufgehende Sonne betrachtete, mit den darunter geschriebenen Worten:

„a weich, a weich! wo bist du Sonne von Austerlitz!"
ein sicheres Zeichen, daß die Zeit des Schreckens vorüber war.

Was aber eigentlich bei den kriegführenden Heeren vorfiel, davon erfuhr man nicht das Geringste. Die Zeitungen waren gefüllt von dem, was für die Zukunft sich vorbereitete, der Postenverkehr bis zu den Gegenden, wo man die beiderseitigen Linien vermuthete, war gehemmt, und die Gerüchte, welche man sich wechselseitig mittheilte, widersprachen einander. Es blieb daher einstweilen bei Voraussetzungen, und diese trafen so ziemlich das Rechte.

Die jungen Freiwilligen im Czako oder mit der Feldflasche wurden mit großem Vergnügen betrachtet, wo sie sich auch zeigten, und gern hätten sie und das Berliner Publicum es gesehen, wäre der Befehl erfolgt, auf die Franzosen loszuschlagen. Dies würde zwar beim Mangel der Organisation und gehörigen Bewaffnung ein mißliches Wagestück gewesen sein, hätte aber, wie wir nachher einsahen, seinen Zweck erreicht. Solche Entmuthigung hingegen, wie wir sie bei einem großen Theil der französischen Truppen sahen, durfte man bei einiger Ueberlegung nicht voraussetzen.

Die noch geschlossenen Massen der Armee des Vicekönigs hielten die Oder besetzt, das wußte man; ihn selbst hätte man den Zeitungsberichten nach immer noch in Posen vermuthen sollen, was er schon längst verlassen hatte. An einem Abende traf das Davoust'sche Corps in Berlin ein, welches, als es nach Rußland zog, auf 80000 Mann (etwas übertrieben) geschätzt wurde, und jetzt kaum 1000 Mann noch zählte, die zusammengeblieben waren, und dieses Ruderum machte den Be-

schluß von den aus Rußland heimkehrenden Linientruppen, bestand aber aus sehr entkräfteten Leuten, die alle ein geisterähnliches Ansehen hatten.

Es war in der Mitte des Februar, und nie muß dieser Monat milder und schöner aufgetreten sein, als im Jahre 1813, die Temperatur stand lange Zeit auf 6 bis 8° Reaumur, und that den bejammernswerthen übriggebliebenen Soldaten außerordentlich wohl.

Man kann wohl annehmen, daß diejenigen, welche jetzt noch zusammengehalten hatten, „von ächtem Schrot und Korn waren," wie das denkwürdige 29. Bülletin sich ausdrückte; sie fühlten sich aber in ihrem jetzigen Zustande erniedrigt und vermieden jede Unterhaltung.

Jetzt verlautete, daß eine Parthie Kosaken über die Oder gegangen war, welche in der Gegend von Werneuchen, 3 Meilen von Berlin, mit französischen Truppen scharmuzirt hatten. Hiervon erhielt man durch Bewohner der dortigen Gegend sichere Kunde, und, als man dessen erst vergewissert war, erwartete die Bevölkerung Berlins — derjenige große Theil, welcher den Franzosen feindlich gesinnt war — täglich und stündlich das Eintreffen der Kosaken.

Die Stadt war von 6000 Mann Infanterie besetzt, lauter einzelne Bataillons und größtentheils junge Leute, deren Muth sehr zweifelhaft schien; an Cavallerie waren nur 200 Würzburger Jäger zu Pferde vorhanden, diese aber vortrefflich beritten, und sehr geübte, unerschrockene Leute, deren Führer, ein unbekannt gebliebener Officier, ruhmwürdige Erinnerung verdient.

---

## Die Kosaken in Berlin.

Der 20. Februar war herangekommen; man wußte, daß die Kosaken ganz in Berlins Nähe waren, und daß ein fran-

zösisches Bataillon zu dem Frankfurter Thore hinausgesandt worden war, um dort eine Stellung zum Schutze der Stadt zu nehmen. Es läßt sich schwer einsehen, was damit bezweckt werden sollte, entweder wurde das Bataillon besiegt und zum Rückzuge gezwungen, oder es behauptete sich, und dann schützte es ein Thor, während deren acht andre jedem Angriffe ausgesetzt waren; indessen gehört es zum militairischen Gebrauch, einem Feinde entgegen zu gehen, wenn gleich oft es viel besser nicht geschähe.

So war es auch hier, das Bataillon zeigte zu wenig Entschlossenheit, als daß es hätte mit Hoffnung irgend eines Erfolges außerhalb der Stadt behalten werden; es zog sich daher am Mittage in dieselbe zurück, und alle Thore wurden geschlossen. —

Gegen Mittag fanden sich Tausende von Menschen auf dem Schloßplatze ein, der heute ein Hauptdarstellungsort wurde; man erzählte sich, daß die russische Armee auf den Bergen vor den östlichen Thoren stände und ein Parlamentair in Berlin sei, der jetzt auf dem Schlosse wäre, um der Prinzessin Wilhelm Schutz zu versprechen.

Daß Berlin heute noch den Russen übergeben werden würde, bezweifelten sehr Wenige, und als man die Franzosen Generalmarsch schlagen hörte, setzte man voraus, sie würden nicht gegen den Feind, sondern zur Räumung der Stadt versammelt.

Es mochte ein Uhr Mittags sein, als die französische Besatzung versammelt war und sich auf dem Schloßplatze, im Lustgarten und beim Zeughause aufstellte. Noch wußte man nicht, was daraus erfolgen würde, als die Nachricht laut ausgerufen ward: „Die Russen sind in die Stadt gedrungen und rücken durch alle Straßen heran!“ Die bedenklichen Zuschauer äußerten nun, daß wenigstens dreißig französische Kanonen in den Straßen aufgestellt seien, und daher blutige Vorfälle zu erwarten ständen, denen man als gefahrvoll lieber aus-

weichen möchte. Auch verlor sich ein Theil des Publicums, der größere aber blieb muthig und neugierig stehen, um die Dinge zu sehen, welche da kommen sollten.

Ein ungeheures Hurrahgeschrei in den nach der Spree führenden Straßen ließ sich hören; die Berliner vermutheten Kosaken und Russen zu Tausend kommen zu sehen, und suchten doch einigen Schutz, die französischen Bataillone erschraken sichtbar vor dem Lärmen, den sie aus lauter feindlichen Kehlen zu hören wähnten, noch mehr Eindruck machte es, als einige Kanonenschüsse rasch hinter einander fielen, und auch Gewehrfeuer sich hören ließ. Das Gefecht in den Straßen schien zu wüthen, und der Kampf zwischen Neugier und Furcht vor der Gefahr war schwankend; die Neugier behielt die Oberhand, und dies um so mehr, als eine kurze Pause wieder aufs Neue spannte. Plötzlich ertönte beim Opernhause ein lauter Jubel, mit den Fingern ward nach der Lindenallee gezeigt, und der erste Kosake, der hier gesehen wurde, sprengte mit Blitzesschnelle einher. Kosak, Kosak, riefen freudig hundert Stimmen, die Jüngsten liefen aus Leibeskräften, um den Sohn der Steppe ganz nahe zu sehen, und es zeigte sich ihnen auf einem kleinen magern Pferde ein Mann von starkem Knochenbau, dunkelm Haar und Bart, mit jugendlichem Gesichte; seine Kleidung bestand in einem übergezogenen Franzosenmantel, eine runde blaue Mütze bedeckte sein Haupt, und in der Hand führte er eine lange Lanze. Die blitzenden Augen warf er nach den in der Ferne aufgestellten Infanteriemassen und stutzte; er blickte seitwärts, um einen anderm Weg aufzufinden, da nahten von hinten zwei Würzburger Reiter im begierigen Laufe, um ihn zu erreichen. Das Volk rief dem Kosaken zu, und zeigte ihm seine Feinde, er hieb sein Pferd gewaltig mit dem Kantschuhe, und suchte zu entfliehen; die Würzburger waren ihm schon zu nahe gekommen, und der Vorderste holte eben aus, um dem Kosaken einen Säbelhieb zu versetzen; dieser schwang mit gewaltiger Kraft sich deckend

seine Lanze, und gab dem Würzburger einen solchen betäubenden Hieb an den Kopf, daß er sein Pferd anhielt; ein Gleiches that beinahe unwillkührlich sein Kamerad, und der Kosak jagte unverfolgt von dannen, begleitet von Beifallsrufe der Berliner.

Das war der erste Auftritt der Kosaken, wie er auf dieser Seite gesehen wurde. Jenseit der Spree, am Alexanderplatze und Contreescarpe hatten sich größere Haufen gezeigt, und der Oberst Tettenborn, ihr Führer, war selbst in mehren Straßen umher gesprengt, auch hatten die Kosaken einige Franzosen erstochen, Andere wieder gefangen und athemlos mit dem Kantschuh neben den Pferden hergetrieben; eben so hatten ganze französische Pelotons auf die Kosaken gefeuert, ohne einen Einzigen zu beschädigen. Dadurch war das Publicum ermuthigt worden, den Kosaken aufs Freundlichste beizustehen, und ihnen die gefüllten Brantweinflaschen hinzureichen, welche von diesen eben so freundlich angenommen, und mit kosakischer Fertigkeit geleert wurden. Allein gegen die französischen Massen war mit den zerstreuten Kosaken nichts auszurichten, und letztere begnügten sich damit, in den Straßen vereinzelt umherzureiten, sich Händedrücke und Brantwein geben zu lassen, und die einzelnen französischen Soldaten zu stechen, oder, wenn sie um Pardon baten, derb abzuprügeln.

Am meisten attakirt wurden die Wachposten, welche, sich abgeschnitten wähnend, eine traurige Muthlosigkeit an den Tag legten. So z. B. hatte die Wache bei der Dreifaltigkeitskirche, dreißig Mann stark, die Gewehre weggeworfen, und um Pardon gebeten, als ein einzelner Kosak auf sie heranritt, andere Wachen hatten übereilt Feuer gegeben, und sich dann im Wachthause verkrochen, sobald ein Kosak erschien, und, wenn die Kosaken sich nicht mit der Bekanntschaft der Bürger und dem Trinken zu viel abgegeben hätten, würden sie noch mehr Schaden angerichtet haben. Einen Hauptzweck aber hatten sie erfüllt, nämlich den Tausenden von Berlinern zu zei-

gen, wie weit die Ueberraschung und die Furcht die Franzosen entmuthigte.

Die Berliner Bürgergarde hatte sich versammelt, und ihrer Einwirkung war es zuzuschreiben, daß der Pöbel sich nicht über die Franzosen hermachte, und sie zu überwältigen suchte. Gewiß wäre es ein trauriger Tag geworden, denn, in diesem Falle von Verzweiflung getrieben, würden die Franzosen wahrscheinlich lebendigen Widerstand geleistet, und viel Blut vergossen haben. Der gute Wille zu solchem Thun hatte sich bereits gezeigt; namentlich war an der Schleusenbrücke ein Pulverwagen angehalten, und in die Spree gestürzt worden, ferner hatten auf einigen Orten die Bürger einzelne Franzosen entwaffnet, und allgemein glaubte man, beitragen zu müssen, daß die ganze französische Besatzung würde vernichtet werden. Mit Befremden sahe man daher, daß die eingedrungenen Kosaken sich wieder in fernere, entlegene Straßen verloren, wo sie die herrlichste Aufnahme fanden.

Unter diesen Ereignissen erstaunte man, als ganz unerwartet ein Gewitter mit Blitz, Donner und Hagel über Berlin wegzog, um den Tag in jeder Hinsicht merkwürdig zu machen. Die nächste Voß'ische Zeitung benutzte diesen Umstand, um allegorisch zu verkünden:

> Verwichenen Sonnabend Nachmittags hatten wir hier ein kurzes Gewitter mit einem kleinen Hagelschauer, wonach sich der Himmel aufgeklärt hat, und uns, als Vorboten langen schönen Wetters, einen Regenbogen zeigte.

Es fielen noch mehrere Schüsse; unter den Linden ritten einige Kosaken einher, als wenn sie dahin gehörten, und Schreiber dieses fand für rathsam, sich nach Hause zu begeben, indem das Hauptspectakel vorüber zu sein schien. In der Friedrichsstraße begegneten ihm noch mehrere Kosaken, freudig begrüßt vom Volke.

Franzus Kaput, versicherten die bärtigen Reiter, indem sie auf Lanze und Kantschuh wiesen, und den Fingerzeigen folg-

ten, die ihnen ertheilt wurden. Am hallischen Thore war ich neugierig nachzusehen, ob dasselbe auch gesperrt war; so fand ich es, als die französische Schildwacht eilig zu den Waffen rief. Von der Mauer her kamen zwei Kosaken gesprengt, die Wache, vielleicht zwölf Mann stark, ergriff die Gewehre, und sollte nach dem Befehle des Officiers Feuer geben, setzte aber die Flinten fort, und schien geneigt sich zu ergeben. Die Schildwacht aber legte an, zielte lange, drückte ab, und ein Kosak sank seitwärts vom Pferde; sein Kamerad ergriff ihn, richtete ihn auf, hielt ihn fest, und wandte um, den Verwundeten mitnehmend.

Auf dem Rondel patrouillirte ein Unterofficier mit vier Mann Berliner Bürgergarden; als der Schuß fiel, drängte dies kleine Commando einmüthig an eine verschlossene Hausthür, zerbrach sie dadurch, und suchte sich so vor Gefahr zu retten.

So war der Nachmittag verstrichen, und der Abend dämmerte. Das Resultat des Tages war, daß die Kosaken die meisten Straßen Berlins durchstrichen, mehre Franzosen außer Gefecht gesetzt, und die ganze Besatzung entsetzlich erschreckt hatten. Hingegen waren ihnen nur zwei Mann verloren gegangen, und das Berliner Publicum hatte die höchste Freude an ihrem Erscheinen gehabt, und gesehen, wie ein Paar Dutzend Kanonenschüsse und ein Paar Tausend Flintenschüsse ohne Wirkung geblieben waren, wogegen die Lanze des Kosaken als eine furchtbare Waffe sich gezeigt hatte. Alle französische Wachtposten waren angegriffen worden, und hatten ohne Ausnahme den höchsten Kleinmuth gezeigt, denn wo sie auch wirklich Feuer gegeben, war dies so übereilt geschehen, daß kein Feind getroffen wurde. In den Augen des Berliners hatte jetzt der Franzose alles Furchtbare verloren, und man hielt es für ein leichtes Spiel, mit solchen Kriegern fertig zu werden, deren dreißig nicht gegen einen Kosaken Vertheidigung wagten.

Eine ganz besondre Stimmung herrschte am Abend dieses Tages in Berlin. Die Raufereien in den Straßen hatten aufgehört, somit auch das Interesse, und Jeder war nach seiner Wohnung zurückgekehrt, Niemand aber wußte, was jetzt erfolgt sei, oder noch erfolgen würde. In jedem Stadttheile war man der Meinung, daß die Russen sich in den andern Revieren festgesetzt hätten, und bald geschlossen Angriffe auf die Franzosen ausführen würden, und erwartungsvoll merkte man eine Stunde nach der andern auf, ob nichts vorfiele.

Stadt dessen erschienen am späten Abend die Polizeibedienten in jedem Hause, und fragten nach:

ob sich Franzosen oder Kosaken darin versteckt hielten? oder ob französisches Eigenthum, Waffen, Effecten, auch Pferde, von denen eine Anzahl abhanden gekommen, zu finden seien?

Die Nachfrage war sehr flüchtig, theils drängte die Zeit, weil Jeder hundert Häuser und darüber zu revidiren hatte, theils war den Beamten nicht daran gelegen, zu finden, was sie suchten. Sie wurden dagegen mit Fragen überhäuft, welchen Endzweck ihre Nachforschung habe, die sie nicht beantworten konnten; sie wußten nur, daß ihnen der Auftrag ertheilt sei, und äußerten zum Theil die Vermuthung, die Stadt werde übergeben, und das französische Eigenthum solle den Russen überliefert werden, welche Erklärung ganz im Sinne der Berliner war. Zugleich wurde empfohlen, bei nächtigem Lärmen Lichter an die Fenster zu stellen, und jetzt erzählten sich die Nachbaren, was sie gesehen hatten, und noch vermutheten.

Noch bis heute ist es nicht recht klar geworden: wie die Kosaken in Berlin herein und wieder hinausgekommen sind?

Ein russischer Bericht gab zwar an, daß in der Hitze der Verfolgung die Kosaken mit den Franzosen zugleich hineingedrungen seien; eigentlich gesehen hat dies aber Niemand, und, wenn

es so geschehen wäre, müßte in und bei diesem Thore ein großes Blutbad angerichtet worden sein, was nicht der Fall war.

Ganz im Geheimen erzählte man sich aber, daß der Pächter des Invalidenhauses, Oberamtmann Grützmacher, ein eifriger Patriot, den Kosaken, welche er erst mit Brantwein bewirthet, das Charité-Pförtchen, zu dem er als Administrator der Charité den Schlüssel geführt, geöffnet, und sie eingelassen habe. Ohne Zweifel ist dies geschehen, denn wie vom Himmel herunter gefallen, traten die Kosaken in jener Gegend auf; alle aber können sie nicht durch einen Eingang einpassirt sein, dazu fehlte es am Einverständniß unter ihnen selbst, und ein solches hätte statt gefunden, wenn sie gemeinschaftlich eingedrungen wären.

Die Zahl derjenigen Kosaken, die in der Stadt umher streiften, schätzte man auf dreihundert, genug um ein oder zwei Thore zu forciren, und dem Succurs den Weg zu öffnen, wenn solcher in der Nähe war. Allein, alle Thore sind versperrt geblieben, und die Kosaken waren am Abende spurlos verschwunden; mithin müssen sie durch ein Nebenpförtchen sich entfernt haben. Grützmacher hingegen hätte gewiß gern so viel eingelassen, als sich zeigten, denn nur die Menge konnte einen genügenden Zweck erreichen.

So viel steht fest, daß Grützmacher Kosaken ein- und ausgelassen hat; er entfernte sich auch von Berlin so lange, bis die Stadt völlig eingenommen war; aber man erzählt auch, daß die Visitatoren an einigen Thoren einen Augenblick benutzt, wo die französischen Wachten die Aufmerksamkeit unterließen, und die Thore rasch ein wenig geöffnet haben, was gleichfalls wahr sein wird. Nur läßt sich nicht erklären, wo die Kosaken *geblieben* sind. Wahrscheinlich sind diejenigen, die nicht glücklich hinausgekommen, in der Stadt selbst, und zwar in den abgelegenen Gartenvierteln, verborgen worden, doch nie hat man Gewißheit darüber erhalten, und es läßt sich

wieder vermuthen, daß, wer dabei eingewirkt, späterhin sich mitgetheilt haben würde.

Am andern Nachmittage erzählte man sich, daß zwanzig Kosaken im Köpnicker Viertel Nachtquartier gemacht hätten, und vor Tages Anbruch, in die Kittel der Spritzenmänner verhüllt, ihre Pferde vor Feuerspritzen angespannt, zum schlesischen Thore unter der Firma von Berliner Bürgern hinausgezogen seien, um eine angebliche Feuersbrunst zu tilgen. **Si non è vero è ben trovato!**

Werfen wir jetzt einen unpartheiischen Blick auf diesen denkwürdigen Tag.

Der Einfall von dreihundert Kosaken, wie er auch nun erfolgt sein möge, mußte hinreichen, um bei der bekannten Volksstimmung aufs Mächtigste zu Thätlichkeiten gegen die Franzosen anzureizen. Die russischen Führer hatten Einverständnisse genug in der Stadt, um dies zu kennen; sie mußten aber, wenn sie augenblicklich nur so wenig Mannschaft disponibel hatten, entweder Verstärkung herbeischaffen, und zu dem Behufe sich eines Thores versichern, oder im tollkühnsten Wagestücke doch nach einem Plane handeln. Beides geschahe nicht, die Kosaken jagten einzeln oder zu zweien und dreien ohne Zweck umher, verfolgt von den Würzburger Jägern, deren Entschlossenheit nochmals rühmenswerth genannt wird; der Oberst Tettenborn hatte mehre Officiere, und wenig Mannschaft um sich, und exponirte sich aufs Aeußerste ohne Hoffnung irgend eines Erfolges, und das gereizte Publicum hatte Einsicht genug, um nur auf verlornen Stellen, wo der Erfolg sicher war, seinen guten Willen durch die That zu zeigen.

Zweifeln läßt sich nicht, daß die vorhandenen Mittel hingereicht haben könnten, um die Franzosen ganz zu überwältigen, deren Zahl, auf 6000 angegeben, noch unter 5000 sich belief, und die kaum Widerstand gewagt, wenn russische Officiere mit einem gesammelten Trupp, das Volk in deutscher

Sprache zur Theilnahme aufgefordert, und durch einen wirksamen Angriff den Berlinern nur überlassen hätten, sich mit den Gewehren eines französischen Bataillons zu bewaffnen, um damit die andern ganz entmuthigten Abtheilungen zu erschrecken, wobei auch das schwere Geschütz beinahe ohne Mühe genommen worden sein würde. Dagegen geschahe nicht das Geringste was planmäßig geschienen hätte, und die Bürgergarde beruhigte durch bloßes Zureden manchen exaltirten Kopf, der einzelne unzeitige Ausbrüche begehrte. Uebrigens war es ein Glück für die Stadt, wenn es nicht geschahe, denn der Vice-König mit einem noch ansehnlichen Truppencorps würde wahrscheinlich in einigen Tagen Rache geübt, und die Stadt durch ein Bombardement bestraft haben.

Hatte nun der französische Soldat eine hohe moralische Unfähigkeit bezeigt, so gebührt dennoch den Officieren das Lob, sich höchst kaltblütig und entschlossen gezeigt zu haben. Sie gaben sich alle Mühe den Muth ihrer Soldaten zu heben, befehligten wie auf dem Exerzierplatze, und bei ihnen gewahrte man nicht die geringste Bestürzung. Wo Augereau geweilt haben mag, ist nicht genau bekannt, vermuthlich war er beim Gros des Corps, in der Gegend des Schlosses, die Anordnung desselben hingegen, sich dort zu concentriren, und die Zugänge durch schweres Geschütz zu decken, war sehr zweckmäßig, und erzwang den gewünschten Erfolg. Die Stadt blieb in den Händen der Franzosen.

Eine unruhige Nacht war vergangen; am andern Morgen sahe man besorgt zum Fenster hinaus, und erkundigte sich nach dem, was weiter sich ereignet habe. Mit großer Verwunderung hörte man, daß die Franzosen unter den Linden einen Bivouac bezogen hatten, und die Kosaken verschwunden waren. Sämmtliche Thore waren gesperrt, von den nahe belegenen Häusern aus aber konnte man sehen, daß die Kosaken noch in der Nähe Berlins umher flogen, besonders auf den Anhöhen zwischen dem Oranienburger und Rosenthaler Thore.

Die französische Infanterie hatte unter den Linden bivouakirt, und diejenigen, welche in Kasernen untergebracht, bezogen solche wieder, wogegen einige Bataillons dort liegen blieben. Nach den Seitenstraßen standen Kanonen aufgeführt, und die Wachtposten an den Thoren waren verstärkt worden. Hiernach sahe man ein, daß Berlin vertheidigt werden sollte, und dem unbefangenen Blick zeigte sich, wie jetzt, nachdem der Schreck der ersten Ueberraschung vorüber, schon ein ernstlicher Angriff dazu gehören würde, um Berlin einzunehmen. Der Bivouac unter den Linden sahe bunt genug aus; unter den lagernden und spatzierenden Soldaten gingen neugierig dieselben Berliner umher, welche gestern den Feinden derselben Hand und Flasche gereicht hatten. Auch fehlte es nicht an Priesterinnen der Venus, welche die frivolen Franzosen besuchten, und hin und wieder zum Mittrinken engagirt wurden, deren denn auch mehre die Nacht im Bivouac zugebracht hatten. — Sonst bezeichnete diesen Tag kein weiterer Vorfall.

Am andern Tage, Montag, wurde denn schon vielen Neugierigen die Zeit lang; es begaben sich die Verwegensten nach dem Oranienburger und Rosenthaler Thore, begehrten und erhielten Auslaß unter dem Vorwande dringender Geschäfte, und so liefen sie freudig den Kosaken entgegen, deren einige Posten an den letzten Häusern der Vorstädte aufgestellt waren. Die gefüllten Flaschen lockten die bärtigen Bewohner des Urals herbei; und dreihundert Schritte von den Thoren entfernt, tranken Bürger und Kosaken gemeinschaftlich so lange es Brantwein gab, schimpften weidlich auf die Franzosen, und trennten sich endlich als zärtliche Freunde.

Das erste Beispiel wurde vielfältig befolgt; Jeder, der zu dem Straßenpublicum gehörte, wollte mit den Kosaken trinken und sich herzen, und ein trunkner Kosak ritt unter frohlockendem Zuruf bis an das Oranienburger Thor, schlug mit der Lanze an, und tobte unbändig. Einige nüchterne Berliner

brachten ihn wieder fort, sonst möchte er ein Opfer seines Muthes geworden sein.

An den Ecken wurden Bekanntmachungen angeschlagen, welche Berlins Bewohner zur Ruhe aufforderten, und darauf verwiesen, daß der Marschall Augereau Schonung der Stadt versprochen habe, so viel es die militairischen Rücksichten erlauben würden. Man lachte darüber, dennoch blieb es ruhig.

Das Feuer der Franzosen am 20. hatte einigen Bürgern Leben und Gesundheit gekostet; so waren auch mehrere verwundet worden, welche in der Dunkelheit sich den Posten genähert und deren Ruf nicht beantwortet hatten. Uebrigens fiel den Umständen nach wenig Schaden vor.

Am Montag Nachmittag war der Vicekönig Eugen mit den Ueberresten der Garden zu Pferde nach Berlin gekommen, hielt sich aber nicht auf, sondern nahm sein Hauptquartier in Schöneberg, auf der Chaussee nach Potsdam belegen. Dies wurde folgenden Tages annoncirt und dabei bemerkt:

> das Hauptquartier sei in Schöneberg, eine Meile von Berlin entfernt.

Die Entfernung beträgt kaum eine halbe Meile; das Publicum suchte daher eine Absicht in diesem Artikel; Einer meinte, der Vicekönig wolle damit zu verstehen geben, daß er die Umgegend ganz inne habe, während ein Andrer glaubte, der Zeitungsschreiber wolle durch die ausgedehnte Entfernung die russischen Officiere zum Versuche auf die Person Eugens anreizen; wahrscheinlich aber lag keins von beiden zum Grunde.

Die Garden zu Pferde marschirten noch denselben Abend zur Stadt hinaus, und nahmen Quartier in den Dörfern Rixdorf, Tempelhof und Schöneberg; einige hundert polnischer Ulanen wurden in Berlin behalten, und man sahe nachher zu welcher Absicht.

Der Marschall Augereau war nach der Ankunft des Vicekönigs abgereist und hatte sein Commando abgeben müssen. Ob seine Maaßregeln nicht gebilligt worden sind,

oder ob er selbst nicht unter Eugen stehen wollte, bleibe dahingestellt; nach seiner Entfernung trat aber ein anderes Verfahren ein, und man muß daher das Erstere vermuthen.

Dienstag den 23. Februar Vormittags 11 Uhr brachen drei Bataillons aus dem Bivouac unter den Linden plötzlich auf, und marschirten mit gewaltigem Trommeln und Pfeifen die Friedrichsstraße entlang zum Oranienburger Thore hinaus. Die Spitze führten einige Jäger zu Pferde, welche gleichsam als Lockspeise den Kosaken entgegengeschickt wurden; auch fanden sich von Letztern blitzschnell noch einige Häuflein, die die Jäger attakirten; diese flohen übereilt davon, verfolgt von den Kosaken; da wandten diese plötzlich um und suchten im vollen Laufe das Weite. Ein Zug polnischer Ulanen kam ihnen nämlich entgegengesprengt, und diese Gegner, in denen sie vermuthlich ihre Meister erkannten, vermieden sie durch die Flucht.

Die Infanterie blieb vor der Vorstadt aufgestellt, und einige Cavalleriepiquets, unterstützt von den Polen, flankirten in der Ebene umher. Die Chasseurs zu Pferde zeigten sich sehr muthlos, die Polen dagegen ohne Furcht, und während die Kosaken sich alle Mühe gaben, um einen Chasseur zu erstechen, was ihnen zum Theil gelang, begnügten sie sich, mit den Polen nur durch Schüsse zu fechten, und haben diesen keinen Schaden zugefügt.

So vergingen mehre Tage; warum eigentlich die französische Cavallerie, an welcher großer Mangel war, so ohne Nutzen bloßgestellt wurde, ist schwer zu enträthseln; höchstens darf man den Zweck vermuthen, daß sie sich an das Gefecht gewöhnen sollten, ein Zweck, der nicht erreicht wurde. Die jungen Chasseurs, die noch nicht einmal reiten konnten, weinten, wie die Schulknaben, wenn sie am Morgen zum Vorpostendienste hervorgerufen und mit Gewalt fortgetrieben wurden, und das Beispiel der Polen, die solchen Krieg beinahe spielend trieben, blieb ohne Erfolg.

Ein Corps italienischer Ehrengarden, aber nicht die brillanten, welche im October vorigen Jahres durchgezogen waren, sondern diejenigen, die Eugen nach Moskau begleitet hatten, und einige Officiere hohen Ranges, alle krank und ohne Pferde, ward in Berlin auf der Friedrichsstadt einquartiert. Die Leute waren hübsch, trugen noch den Ueberrest einer feinen grünen Montirung mit rothem Kragen, schön mit Silber gestickt, und gelbe Helme; sie wimmelten aber von Ungeziefer, und erklärten sich des Krieges müde. Dennoch hatten sie die Meinung, Berlin werde nicht geräumt werden.

Die französischen berittenen Garden, welche bloß durch Berlin nach den Dörfern gezogen waren, hatten noch ein kräftiges Ansehen, gut erhaltene Kleidung und brauchbare Pferde, müssen daher solche gewesen sein, die den Rückzug aus Rußland nicht mitgemacht hatten.

Am Sonnabend den 27. rückte noch eine ansehnliche Macht von der Oder herein; es sollen 18000 Mann, nach Einigen noch mehr gewesen sein, und sie wurden in Häuser einquartiert, jedoch truppweise zu 30, 50 und 100 Mann, ja im Haugwitz'schen Palais mußten 200 Mann aufgenommen werden.

Diese unvermuthete Anzahl schlug die Hoffnungen etwas nieder; es wurden zwar noch Militaireffecten fortgeschafft, und daraus die Absicht, Berlin zu verlassen, gefolgert; dagegen trafen die Franzosen solche Anstalten, welche eine hartnäckige Behauptung der Stadt andeuteten.

Vor dem Thore wurden schmale Gräben aufgeworfen, und nur in der Mitte eine Fahrt frei gelassen; ohne Zweifel sollten Pallisaden darin befestigt werden, was jedoch nicht geschah, die Berliner aber blickten verwundert diese Gräben an, deren Zweck sie nicht errathen konnten, ferner schlugen die Soldaten Schießscharten durch die Mauern, deren Bedeutung man besser wußte; allein diese Vorkehrungen mußten glauben

machen, daß die Stadt selbst gegen Gewalt vertheidigt werden sollte.

Das 4. italienische Jäger-Regiment zu Pferde war ebenfalls eingetroffen, es bestand nur noch aus 50 Mann, und hatte 1100 gezählt; ein Ueberfall der Kosaken unter General Benkendorff bei Tempelberg hatte dies Regiment so weit vernichtet, und die wenig Uebriggebliebenen, so zierlich ihr Anputz auch war, übertrafen alle andre Soldaten an Furcht vor dem Feinde.

Die Vorpostengefechte am Wedding wurden fortgeführt, und waren schon alltäglich geworden, so daß ihnen keine große Aufmerksamkeit mehr geschenkt wurde.

Den 3. März bemerkte man deutlich, daß der Abmarsch der Franzosen beschlossen sei. Zum Hallischen Thore hinaus wurden den ganzen Tag Wagen mit Escorte abgesandt, auch marschirten Truppen ab, was bisher noch nicht geschehen war. Die Einquartierungen selbst verkündeten, daß sie zum andern Tage Marschordre hätten; in der Nacht zum 4. wurde schon ganz stille die ganze Besatzung auf die Beine gebracht und marschirte ab. Man hörte in der Nacht in den nahe belegenen Straßen ein dumpfes Getöse, und freute sich, daß endlich der längst gehegte Wunsch zur Erfüllung überging.

Am Morgen des 4. März sahe man nur noch in den nächst dem Thore belegenen Straßen ein Regiment Infanterie, das 4. italienische, einige Stücke Geschütz standen im Rondel, und diese letzte Arrieregarde deckte den Auszug einer Menge Wagen, die noch in der Stadt waren. Die Würzburger Jäger rückten neben den Wagen zum Thore hinaus, auf dem Platze war zur Zügelung des Volkes Polizei und Bürgergarde aufgestellt. Während die Würzburger noch im Thore waren, begann unvermuthet ein entsetzliches Gewehrfeuer, die Kanonen wurden ebenfalls abgebrannt, und der Schwarm der Zuschauer stiebte auseinander. Die Polizei zu Pferde ritt schnell durch die leere Lindenstraße davon, die Bürgergarde zog sich von der

Seite, und die Friedrichs- und Wilhelmsstraße, in welche hineingefeuert worden war, zeigte sich im Augenblick menschenleer. Noch wußte man nicht, was die Salven zu bedeuten gehabt hatten; bald darauf erfuhr man, daß Kosaken in genannten beiden Straßen erschienen und auf diese gefeuert worden war, wonächst sie sich in den Querstraßen verloren. Der französische Nachtrab hielt sich noch einige Minuten, und zog dann ohne Weiteres ab durch dasselbe Thor, welches die ersten Feinde im Jahre 1806 hatte einziehen sehen, und fortan nur noch unbewaffnete gefangene Franzosen durchgehen lassen sollte.

Die Franzosen verschwanden in der Krümmung des Weges, der nach dem jetzigen Kreuzberge führt, gleich darauf folgte ihnen eine Masse des Publicums. Das Thor war zu eng, den Strom aufzunehmen, und die Menschen stopften sich drängend, da hörte man außerhalb dumpfe Schläge wie fernes Gewehrfeuer, und glaubte, daß ein Seitenangriff gegen die Franzosen Statt fände; allein man ward gleich anders belehrt: Es kamen Bürger herein, die Aexte, Sägen und Hacken und Spaten trugen; es hatten nämlich zwei französische Wagen mit solchem Werkzeuge sich in der Uebereilung fest gefahren, die Fuhrleute die Pferde abgeschnitten und die Wagen im Stich gelassen. Diese waren den ersten auspassirenden Berlinern als eine willkommene Beute aufgestoßen, sie hatten sie durch Schläge mit Aexten eröffnet und sich den Inhalt getheilt, den sie jetzt fröhlich als ein Andenken dieser Stunde heimtrugen.

Die Kosaken waren jetzt darauf aufmerksam geworden, daß der Feind zum Thore hinaus sei, und rückten näher heran. Vorauf kamen einige einzelne Trupps, bald aber zeigten sich Tausende von Lanzen in der Friedrichsstraße, und es zogen geschlossene Regimenter heran, denen ihre Fahnen, in Wachstuch gehüllt, voraufgetragen wurden. Welch ein Jubel entstand im Volke; die Befreier wurden durch tausendfachen Zuruf be=

grüßt, und Einer rief dem Andern zu: Nun werden sie sie draußen schön verarbeiten.

Allein — die gehofften großen Thaten blieben diesmal aus. Die Kosaken rückten langsam auf dem Wege den Franzosen nach; ohne Zweifel und mit Recht scheuten sie den Berg, vor welchem sie durch ein wohlgerichtetes Feuer großen Verlust hätten erleiden können. Das Publicum hielt also mit den Pikenmännern gleichen Schritt und ließ sie tapfer trinken. Dabei war des Freudenrufes und Händedrückens kein Ende; auch stiegen einige der Reiter ab, und umarmten die freundlichen Berliner, die in diesem Augenblicke aller Leiden Ende sahen.

Es mochten wohl acht Pulks Kosaken sein, die hier den abziehenden Franzosen auf Schußweite folgten, begleitet von einigen hundert neugierigen und rachedürstenden Berlinern. Diese recognoscirten den Templower Berg, winkten den Kosaken nachzukommen, und auf demselben Exercierplatze, wo Friedrich der Große und Napoleon ihre Truppen gemustert, stürzten jetzt die Kosaken wüthend auf kleine Abtheilungen der Franzosen los, von denen sie Gefangene einbrachten, und wohl ihnen mehr Schaden zugefügt haben würden, hätte nicht überall die französische Artillerie sich ihnen gezeigt, vor welcher sie sich eiligst retteten. Uebrigens würden die Berliner manchen Einwohner verloren haben, wäre das französische Geschütz öfter abgefeuert worden, denn ihnen fehlten die schnellen Pferde der Kosaken. Bis nach Steglitz hin setzten Letztere die Verfolgung fort, und ließen dann allmälig ab, weil die französischen Massen sich dort mehr concentrirten. Die Franzosen mochten bis dorthin dennoch zwischen 150 und 200 Mann, meistens Gefangene, verloren haben.

War nun auch die Affaire nicht so lebhaft ausgefallen, als sie vorher gedacht wurde, so war das Publicum demohngeachtet mit dem Gesehenen zufrieden, weil dies denn doch die Vorfälle des 20. Februar übertroffen hatte.

In der Stadt waren noch mehrere Abtheilungen Kosaken eingerückt, und einige Tausend derselben lagerten sich in den breitesten Straßen mit dem Rücken an die Häuser; die Pferde blieben ruhig bei ihren Reitern stehen. Durch Boten wurden die Bürger Berlins benachrichtigt, für wie viele Mann und wohin sie Verpflegung zu bringen hatten, und so wurden denn Heringe, Sauerkohl und Brantwein in reichem Maaße zugetragen. Die Söhne der Steppe nahmen ihre Portionen an sich und zeigten die Stärke ihrer abgehärteten Magen. Wie reichlich auch immer die Portionen sein mochten, sie leerten sie im Nu; ein Hering ward am Schwanze gefaßt und mit Haut und Gräte halb verschlungen, der dargebotne Brantwein reichte immer nur zu einem Schlucke, und es wurde ansehnlich nachgeliefert, bis denn die nomadischen Krieger ihre Sättigung und Zufriedenheit dadurch zu erkennen gaben, daß sie hin und wieder ein Lied anstimmten, wozu gewöhnlich ein oder einige Tänzer auftraten, die originell genug, in nie gesehenen Pas, aber immer tactgemäß, ihre Fertigkeit zeigten, und sich selbst durch Jauchzen erheiterten. Ihr Gesang, welchen man nach so rauhem Aeußern ebenfalls als rauh sich vorher dachte, wurde in lauter weichen Tönen abgehalten, und hatte etwas Sanftes und Herzliches, das mehr anzog, wie man geglaubt hatte.

Nun wurden auch die Kosaken erst mit Ruhe kritisch gemustert, ihr Anzug war so verschieden, daß nichts davon zu erzählen bleibt; bei sehr vielen bildete ein französischer Mantel den Ueberwurf, unter dem viele andre Kleider sichtbar waren, häufig eine französische Uniform dabei; die Mützen waren von allen denkbaren Mustern, meistens blau und oben schmäler wie unten, mancher trug eine französische Bärmütze, für welche sie große Vorliebe zu haben schienen. Die Officiere waren sehr einfach blau gekleidet, bloß eine runde Jacke und weite Hosen, gewöhnlich um die Mitte des Leibes mit einem Gurte, und häufig den Kragen mit einer silbernen Litze verziert.

Die 10 Fuß lange Lanze hatte ein Jeder, mancher eine französische Bajonettspitze oben darauf, sonst war diese Waffe gewöhnlich sehr kunstlos, und sie hatten sie hinter sich an die Häuser gelehnt.

Die Pferde, meistens klein und mager, fraßen aus einem angehängten Beutel, und hatten keine eigentlichen Sättel, sondern dicke lederne Kissen, unter welchen häufig viel Beute verpackt war. Den Kantschuh, ein characteristisches Requisit, ließ der Kosak selten vom Arme los, weil aber viele Zuschauer dieses sehenswerthe Stück genau in Augenschein nehmen wollten, wurde mancher erbeten und überreicht, gewöhnlich mit der Bedeutung: Franzuski! Den Tabak rauchten sie aus Pfeifen allerlei Gattung, die sie unterwegs wohl requirirt haben mochten; sehr oft fand man, daß sie keiner Spitze bedurften, sondern das Rohr in den Mund nahmen, wahrscheinlich um vollauf zu haben.

Gegen Mittag rückten einige Bataillone russischer Infanterie ein, welche im Lustgarten campirten. Die Leute sahen wohlgenährt aus, und ein Grenadierbataillon, welches spitze Mützen von Messingblech trug, nahm sich stattlich genug. Ihre Feldmusik hatte etwas wilden Character, und zeugte von keiner sonderlichen Fertigkeit; weil aber auch diese Truppen etwas Neues waren, wurden sie fleißig beschaut.

Eben so ging es den ganzen Tag hindurch mit den Kosaken, welche, durch Speise und Trank gelabt, sich ganz ruhig auf ihrem Steinpflaster gelagert hielten, und dem Anschein nach weder um die Welt noch einen Feind kümmerten. Die Kalmücken mit gewaltigen Backenknochen und sehr kleinen blinzenden Augen, oft mit einem braunen Filzmantel behangen, wurden viel angestaunt, besonders von der geringern Classe, die dergleichen Menschen nie lebend geglaubt hätte, wenn sie hier nicht zu sehen waren; die Baschkiren waren ebenfalls merkwürdige Erscheinungen, ihr Auge war so klein wie das der Kalmücken, das Gesicht aber nicht so breit, und ihre Miene

war schlauer. Außerdem zeichneten sie sich durch eine Mütze aus, die, oben so spitz wie ein Zuckerhut, unten mit Pelz verbrämt war, und Jeder hatte einen Bogen bei sich, auch einen Köcher mit Pfeilen. Einer derselben legte Proben seiner Geschicklichkeit mit diesem Geschoß ab, und zerspaltete auf 5 — 6 Schritt einige Spatzierstöcke, was dem Publico viel Freude machte.

Am Abend dieses Tages stiegen am westlichen Himmel große schwarze Rauchwolken auf, und in der Dunkelheit röthete sich der Horizont; es waren die Vorstädte von Spandau, welche in Flammen aufgingen, angezündet von der französischen Besatzung.

Den andern Vormittag hielten die Russen ein Dankfest für die Einnahme dieser Stadt im Lustgarten unter freiem Himmel ab; wie diese originelle Feier das Publicum interessirte, kann leicht gedacht werden, und es fanden sich auch einige tausend Schaulustige ein. Später haben wir mehr solcher Gottesdienste gesehen, dieser aber war der erste und deshalb der merkwürdigste.

Die russische Infanterie war in Parade aufgestellt, in der Mitte vor ihr ein Altar, an dem ein Obergeistlicher, dem zwei Andere assistirten, fungirte. Die Generalität stand in der Nähe des Altars, umgeben von vielen russischen und preußischen Officieren; man zeigte sich den nachher so berühmt gewordenen Diebitsch, der diesmal für einen Berliner ausgegeben ward, ferner den Fürsten Repnin, Czernitscheff, und den Prinzen Heinrich von Preußen, dessen colossale Gestalt alle anderen überragte.

Mit einer hohen Pünktlichkeit präsentirten die Soldaten das Gewehr, ihre Dressur war außerordentlich, und auffallend verschieden von der französischen, welche kein großes Gewicht auf die tönenden Griffe legte. Hierauf entblößten alle Anwesende das Haupt, und der Oberpriester sang ein

Dankgebet ab, wobei ihn die andern beiden oft mit den Worten:

„Gospodin panillui (Herr, erbarme Dich unser)"
unterbrachen.

Danach defilirten die Bataillone; es waren nur sehr schwache Abtheilungen, und, daß sie durch den Feldzug viel gelitten, ging daraus hervor. Die meisten russischen Officiere trugen weiße runde Tuchmützen mit rother Borte, und waren schöne schlanke Männer, überdem stark geschnürt; sie führten ihre Zügel mit vielem Anstande und salutirten sehr zierlich. Hiermit wurde das Fest beschlossen.

Den andern Tag rückte diese Infanterie aus nach Spandau zu, um diese Festung zu blockiren. Die russische Artillerie, welche mitging, zeichnete sich dadurch aus, daß das Geschütz ganz hell polirt war; ihre Pulverwagen hatten nur zwei Räder, und wurden durch drei Pferde gezogen; merkwürdig fand man es, daß viel Musik bei der Artillerie war, eine überhäufte Vergeudung von Menschen, zumal man einsahe, daß die russische Macht nicht zahlreich auftrat, und bis jetzt außer den Reitern sich höchstens dritthalbtausend Mann Infanterie gezeigt hatten. Zur Vertilgung aller Franzosen hielt man aber forthin nur Reiter nöthig.

Was jetzt das Publicum am Meisten beschäftigte, waren die Menge Flugschriften, in denen Napoleon und sein Ruhm angefochten ward; ein Gleiches geschah durch Carricaturen, von denen zuerst das Bild erschien, auf welchem Napoleon, einen Krebs reitend, denselben gegen einen Kosaken antreibt. Nachdem wurden so viele dergleichen Producte zu Tage befördert, daß sie nicht zu zählen sind, desto mehr ergötzten sie die Berliner, die die Bilderfenster, geziert mit solchen Scenen, fortwährend belagert hielten.

Der Anmarsch des Wittgenstein'schen Corps ward verkündigt, und der dazu bestimmte Tag, 9. März, brachte Alles, was irgend Zeit hatte, auf die Beine. Man sahe denn

auch ein Corps Truppen einziehen, das sich auf 6000 Mann belaufen mochte, bestehend aus einigen Dragoner-Regimentern, mehreren Pulks Kosaken, welche regelmäßiger erschienen, als die bisher eingerückten, und einigen Regimentern Infanterie, nebst vieler und schöner Artillerie.

Die Schwäche der einzelnen Abtheilungen machte es dem unbefangenen Sinne bald klar, wie so wenig die russischen Streitkräfte zureichen würden, um Großes zu erzielen, um so mehr, als sie sich gar nicht beeilten, um weiter zu kommen.

Das Publicum von allen Classen war entzückt über das bisher Vollbrachte; mit Enthusiasmus wurde Wittgenstein im Schauspielhause empfangen und zum Helden des Tages erwählt. Ein glänzender Ball, dem russischen Officiercorps gegeben, versammelte Alles, was Berlin Hohes und Schönes hatte; die Damen hatten sich mit Schleifen in den russischen Farben, schwarz und gelb, geschmückt, und die Stimmung in allen Ständen that sich allenthalben kund, wenngleich bis jetzt noch nicht bestimmt erklärt war, daß Preußen und Rußland sich vereinigen würden.

Den 15. März hielt das Corps des Generals York seinen Einzug; durch Anschlagezettel war das Publicum belehrt worden, daß dieser General von jedem Tadel, der ihn seiner Capitulation wegen habe treffen können, freigesprochen sei, und ihm zum Beweise des Vertrauens des Königs noch das Corps des Generals Bülow untergeordnet wäre; es hätte aber dieser Bekanntmachung nicht bedürft, denn die allgemeine Meinung hatte York längst schon lieb gewonnen, weil er im Sinne des Volks gehandelt.

Tausende von Berlinern gingen den vaterländischen Truppen entgegen, welche Tages vorher schon in den benachbarten Dörfern besucht worden waren und sehr herzlich begrüßt wurden. Es waren ja so Viele unter ihnen, die in Berlin bekannt waren, und freudig wiedergesehen wurden, und die Erhebung an diesem Tage übertraf beinahe alle vorherigen.

Mit großer Zufriedenheit blickte man auf diese Soldaten, welche gesund, im besten Zustande, vollzählig, gut beritten, alle fremde Krieger überstrahlten. Auf dem Schloßplatze defilirten sie vor Wittgenstein, neben welchem York hielt, in der schönsten Haltung; bei jedem neuen Zuge riefen Stimmen aus dem Publico die Namen der Bekannten, welche freundlich nickend wiedergrüßten; es war ein Volksfest im wahren Sinne des Wortrs.

Ganz neu belebten sich die Hoffnungen, nun wir unsre Krieger, die eine fremde Sache rühmlich gefochten, bei uns hatten, und, trotz dem verhaßten Ursprunge, wurden einige Krieger, die mit der Ehrenlegion decorirt worden, vorzugsweise belobt.

Nachdem das Corps in Quartiere vertheilt war, haben die Soldaten gewiß ihre Aufnahme an diesem Tage vorzüglich dankenswerth empfunden, und das Band der Einigkeit zwischen Militair und Civil, ohne welche Großes nicht gedeihen kann, knüpfte sich von jetzt an innig fest.

Das York'sche Corps hielt sich beinahe zwei Wochen in Berlin auf, und stand mit den Russen im besten Einvernehmen. York und Wittgenstein zeigten sich als gute Freunde, und sprachen ganz unbefangen vor dem Publico, das ihnen sehr nahe trat, von Operationen ihrer Corps.

Der Aufruf des Königs: an mein Volk, war angekommen und wurde in tausend Exemplaren bei der Parole und dem Appell verlesen. In demselben setzte der König auseinander, wie er die Waffen gegen Frankreich ergreife, um dessen fortwährenden Bedrückungen ein Ende zu machen. Das Volk aller Provinzen wisse, welches schwere Joch ihm durch Napoleons Gewalt seit sieben Jahren schonungslos auferlegt worden sei, und wie schmerzlich der König dem Drange der Uebermacht habe weichen müssen. Daß er zur Tapferkeit nicht zu ermahnen brauche, wisse er, und werde mit den Prinzen seines Hauses mit im Kampfe sein.

Dies war der Sinn des Aufrufs, welcher mit den Worten schloß:

Meine Sache ist die Sache meines Volks und aller Gutgesinnten in Europa!

Der Styl desselben war würdig, und sprach dem Soldaten und Bürger zu Herzen; daher fand auch der ganze Aufsatz theilnehmenden Beifall, und ward viel gelesen.

Bald darauf traf auch der König selbst in Berlin ein, und musterte seine Truppen, welche zu Ende des Monats März ausrückten.

Der Ausmarsch erfolgte in großer Feierlichkeit; zuvor wurde ein militairischer Gottesdienst in Gegenwart des Königs und der Prinzen gehalten, und darauf rückten die Abtheilungen unter Glockengeläute mit schöner männlicher Haltung aus, begleitet von unzähligen Freunden und Bekannten.

Friedrich Wilhelm war jetzt auf den Gipfel der Liebe seines Volkes gediehen; er hatte den Willen desselben erfüllt, und das Band des Vertrauens beseelte Regent und Unterthanen. Seine Anwesenheit in Berlin dauerte nicht lange.

Der Krieg gegen Frankreich war nun erklärt, die preußischen Heere hatten sich mit den russischen vereint, und waren über die Elbe gegangen. Das schlesische Heer war dem General Blücher untergeben, der nachher sich den höchsten Feldherrnruhm erwerben sollte, aber bei seiner Ernennung nicht den ungetheilten Beifall der Berliner hatte. In Berlin war er wenig bekannt, und die Capitulation von Lübeck hatte sein Ansehen verdunkelt, wenn auch seine Vertheidigung glänzend genannt worden war; nach kurzer Zeit jedoch nannte man Blücher einen Helden, und belobte seine Wahl, die übrigens bei den damaligen Umständen zweckmäßiger nicht getroffen werden konnte, und dem Könige und seinem Rathgeber Scharnhorst alle Ehre machte.

Auch Scharnhorst war dem bürgerlichen Publicum wenig bekannt, und man wußte nicht, daß er das neue Militair-

system Preußens geschaffen hatte. Wen man jetzt schmerzlich vermißte, war Schill, von dem man große Thaten erwartet hätte, und die Vorliebe für diesen ging so weit, daß viele Menschen bestimmt glaubten, er stehe an der Spitze der vorgerückten Armee, und sein Tod sei französische Unwahrheit gewesen.

Sehr viel bedauerte man, daß die Königin Louise diese Zeit nicht erlebt, und gesehen habe, wie willig und vertrauensvoll Preußens Volk die Waffen ergriff, um die Schmach der Knechtschaft von sich abzuwälzen.

Der König stiftete zur Belohnung für Großthaten in diesem Kriege das eiserne Kreuz, als Erinnerung an die eiserne Zeit, welche ihn erzeugt hatte. Ferner wurde die Errichtung der Landwehr befohlen, und damit jeder waffenfähige Mann zum Kampfe für sein Vaterland berufen.

Die Landwehr war bei ihrer Errichtung verschieden von den Linientruppen gekleidet, eine Litewka — kurzer Ueberrock — bildete ihre Uniform, den Kopf bedeckte eine blaue Tuchmütze mit rothem Rande, und vor der Stirn war ein Kreuz daran geheftet — wie sie es noch trägt — mit den Worten:

„Mit Gott für König und Vaterland."

Zur Bildung dieser Landwehr ward unverzüglich geschritten, und es fand sich eine Menge Freiwilliger, die den Eintritt nachsuchten; außer diesen wurde durch das Loos die Zahl complettirt, und es fehlte nur an Ausrüstungsgegenständen, um sie früher marschfertig zu machen, als bis zum Anfang des Monats Mai.

Inzwischen waren sehr freudige Nachrichten von den Armeen eingelaufen, Dresden und Leipzig hatten Blücher und Winzingerode besetzt, bei Lüneburg war das erste Gefecht zwischen Preußen und Franzosen vorgefallen, und hatte mit dem Tode des General Morand, Gefangennahme seines Corps und Eroberung seiner Artillerie, geendet, ferner war Hamburg und Lübeck von Tettenborn eingenommen wor-

den, und die Bewohner dieser Städte hatten die Kosaken eben so freudig begrüßt, als die Berliner. Es gewann hiernach das Ansehen, als würden die Verbündeten einen raschen fortgesetzten Siegeslauf halten.

Die Festungen Magdeburg und Wittenberg wurden wenig beachtet. Napoleon, hieß es, hat alle Festungen liegen lassen, und sie bloß beobachtet; so können es ja die Verbündeten auch thun.

Ueberraschend war es hingegen, als eine Bekanntmachung des Gouvernement erschien mit der Ueberschrift:

„Auch diesseits der Elbe sind unsre Waffen glücklich!"
und der fernern Mittheilung: daß der Vicekönig von Magdeburg aus eine Diversion mit 40000 Mann gemacht habe, in der Absicht, Berlin zu erreichen, von dem General York aber bei Möckern mit großem Verlust zurückgeschlagen worden sei.

Der Sieg war recht erfreulich, und seine Bedeutung ward erkannt; überlegende Leute aber legten sich die Frage vor: wie leicht hätte eine solche französische Macht ihren Endzweck erreichen können? und man begriff hieraus, daß noch viel zu thun übrig war.

Der bekannte August von Kotzebue war in Berlin angelangt, und gab ein Flugblatt, russisch-deutsches Volksblatt genannt, heraus, unter den Auspicien des General Wittgenstein, der ihm schnelle directe Nachrichten von der Armee und die Censurfreiheit zugesichert hatte.

Kotzebue füllte sein Blatt vorzüglich mit politischen Betrachtungen, suchte die Vaterlandsliebe der Deutschen im Allgemeinen bis zum höchsten Grade zu erregen, und theilte auch einige Neuigkeiten mit, die er nicht selten ausschmückte. Allein sein Volksblatt verlor an Interesse, als das Waffenglück sich wandte, und nach dem Waffenstillstande erschien es nicht wieder.

Wie das ganze Königreich Preußen, so zeigte auch die Hauptstadt, daß es Ernst, und noch mehr, fester Entschluß

war, Alles zu wagen und hinzugeben, um die einmal im allgemeinen Sinne genommene Parthie durchzuführen. Viele Familienväter, Beamte und Bürger, ergriffen freiwillig die Waffen, wie dies schon auf die erste Veranlassung der größte Theil der Jugend gethan hatte; es war aber nicht blos das Leben, das man daran setzte, sondern Habe und Gut wurden mit freudigem Willen zum Besten des Vaterlandes dargebracht.

Außerordentlich, und gewiß beispiellos in der Geschichte, ist es, was das verkleinerte, erschöpfte Königreich Preußen zusammenbrachte, und diese Gaben nehmen einen großen Theil an dem Erfolge, der später durchgeführt wurde. Menschen waren reichlich vorhanden, um ein Heer zu bilden, mit Waffen waren die Zeughäuser vorsorglich gefüllt; der andre Bedarf zum Kriegführen mußte aber erst geschafft werden, und bei dem Unvermögen des Staates würde ohne den Willen, wie er so hoch und herrlich sich zeigte, ein großer Theil der neu geschaffenen Macht wirkungslos geblieben sein. Englands Unterstützung war sehr wirksam; es gab Bekleidung und Bewaffnung für Preußens Heer; allein die erste Hilfe war zu unbedeutend, und etwas Namhaftes kam von dieser Macht erst zum Waffenstillstande.

Von russischen Streitkräften zeigte sich in Berlin fortwährend wenig Zufluß; an Artillerie, und zwar sehr schön erhaltener, allein, kamen bedeutende Züge; die übrigen Durchmärsche beliefen sich auf einzelne Abtheilungen und Kosaken, die noch immer sehr unregelmäßig, einzeln und in kleinen Haufen durchzogen. Es wurde erkannt, daß die russische Macht, welche jetzt in offenem Felde sich zeigte, nur durch das Bündniß mit Preußen im Stande sei, jenseit der Elbe zu operiren; von unsrer Seite entwickelte sich dagegen mehr und mehr eine Kraft, die den guten Erfolg zu verbürgen schien, und weil man nicht glaubte, daß Napoleon eher wie wir, ein streitbares Heer auf den Kampfplatz führen konnte, war die Sorge für einen glücklichen Ausgang gehoben.

Damit Berlins Publicum neue Aufreizung bekam, zeigte

sich in der Nähe ein kriegerisches Ereigniß. Spandau, zwei Meilen entfernt, war noch von den Franzosen besetzt, und mit 3000 Mann Garnison und hinreichendem Bedarf versehen. Um in dessen Besitz zu gelangen, und die Schifffahrt in der Nähe der Hauptstadt frei zu machen, wurde es belagert. Die Lage dieser Festung ist der Vertheidigung sehr günstig; man begnügte sich daher, einige Batterien aufzuwerfen, und daraus ein lebhaftes Feuer zu unterhalten.

Am ersten Ostertage wurde ganz Berlin allarmirt, als sehr schnell folgende Schüsse verkündeten, daß Spandau ernstlich angegriffen ward. Ein großer Theil des Publicums, am Festtage ohnehin müssig, machte sich auf den Weg, um mit eignen Augen eine Belagerung zu sehen. Vom Windmühlenberge hinter Charlottenburg aus, gewahrte man ganz deutlich, wie jeder Schuß von den Belagerern abgesandt und aus der Festung erwidert ward. Stolz wehte Frankreichs Panier von dem wohlbekannten Juliusthurme.

Wie hätten Berliner eine solche Scene sehen können, ohne den Drang zu fühlen, so nahe als möglich zu sein! Hunderte wanderten daher weiter, den Weg nach Spandau zu, und begaben sich selbst in die preußische Batterie, die von hier aus die Festung beschoß. Die Belagerten waren freigebiger mit Schüssen, als die Belagerer, und zur großen Ergötzlichkeit der Berliner flogen die feindlichen Kugeln um und über sie weg. Der entschlossenste Soldat kann nicht mehr Kaltblütigkeit beweisen, als hier Berlins Bürger. Die Kugeln aus der Festung sahe man deutlich ricochettiren, und konnte ihnen nothdürftig ausweichen, weil die Entfernung noch bedeutend war, und sie nur ermattet anlangten, dennoch kräftig genug waren, um Bäume zu zersplittern, wie dies namentlich von einer 24pfündigen geschah, die in ihrem Rollen ein Berliner mit seinem Hute aufhalten wollte, und nicht wenig erschrak, als sie noch den nächsten Baum zerbrach. Es waren manche Zuschauer da, die ein Fernrohr bei sich hatten,

welches von Hand zu Hand ging, und wodurch man die feindlichen Kanoniere genau betrachten konnte, welche der Bequemlichkeit wegen, die Montirungen abzeworfen hatten und im Hemdsärmel arbeiteten. Ja, sogar ward ein Fernrohr, mit dem Jemand über die Brustwehr geblickt, von einer Kugel getroffen und zersplittert, und ist wahrscheinlich noch vorhanden, wenn ich auch den Eigenthümer nicht kenne.

Die Franzosen mußten genaue Kunde haben, wie die Stellung der Belagerer war, dies ergab sich daraus, daß sie mit forcirten Ladungen Hohlkugeln in der Richtung absandten, wo ein großer Munitions-Reserve-Park stand, um diesen in die Luft zu sprengen, welche Absicht nicht erreicht ward. Dagegen diente das Zerspringen der Granaten zu einem gern gesehenen Schauspiele.

Was bemerkenswerth ist, in dem Bereiche des feindlichen Geschosses wandelten nicht nur Männer, sondern auch Frauen, gemüthlich einher, freilich wohl nicht von hohem Stande.

Es war ein wahrer Feiertag, und erst am späten Abend gingen die Besucher des Schauspiels Schaarenweise nach Berlin zurück.

Am zweiten Feiertage war das Beschießen und Antworten noch heftiger. Der Schall des Kanonendonners durchtobte die Straßen Berlins, daß die Fenster klirrten, und ängstliche Leute vor allen möglichen Gefahren bebten. In der Mittagsstunde ertönte ein Schlag, daß die Erde erbebte, und viele Leute aus den Häusern liefen, um zu sehen, was sich ereignet hatte. Denn man hielt dafür, die Explosion sei in oder bei Berlin ganz nahe erfolgt. Dem war nicht so; eine Bombe hatte den Weg in ein Pulvermagazin der Festung gefunden, und einen Theil der Courtine von der Mittagsseite in die Luft gesprengt, mithin eine breite Bresche gelegt. Augenzeugen erzählten, es sei ein ergreifender Anblick gewesen, wie eine Masse Dampf, gleich einer Gewitterwolke, sich plötzlich über die Festung verbreitet habe, der ein entsetzliches

Krachen gefolgt sei; nachdem der Dampf sich verzogen, habe man die Lücke im Walle bemerkt.

Was war natürlicher, als daß die Berliner Neuigkeitsjäger, welche nicht da waren, sich sofort auf den Weg machten, um in der Nähe zu sehen, was die gehörte Explosion erzeugt habe, und sie erfuhren dann von Heimkehrenden den erwähnten Vorfall, der als ein Glück und Vorbedeutung des nahen Falls von Spandau angesehen wurde.

Der Commandant wies noch hartnäckig die Aufforderung zur Uebergabe zurück; am folgenden Tage ward daher das Bombardement fortgesetzt und nur auf die Stadt gerichtet, in welcher bald eine Feuersbrunst auf mehren Stellen ausbrach. Es war ein finsterer stürmischer Abend, als der Himmel brennend roth verkündete, daß Spandau in Flammen stand, und die Rauchwolken wirbelten im Lichtschein umher, während man den Blitz eines jeden Schusses deutlich gewahrte. Das Schauspiel war großartig, und brachte beinahe ganz Berlin aus den Häusern, auch gingen wieder manche derer, die gewohnt waren, Alles zu sehen, noch in später Nacht nach Ort und Stelle. Am andern Tage fragte man sich ab, was vorgefallen sei, und erfuhr nach manchen widersprechenden Gerüchten: daß ein Sturm auf Spandau versucht und zurückgeschlagen worden sei.

Es waren aber Unterhandlungen angeknüpft worden; beiden Theilen war daran gelegen, der Sache ein Ende zu machen, und der General Bruny unterzeichnete die Capitulation, nach welcher er die Festung übergab, und mit der Besatzung freien Abzug erhielt. Die Uebergabe erfolgte am 26. April und nach derselben war Spandaus Besuch zur Tagesordnung geworden, um nun von innen die Spuren der Beschießung zu sehen.

Die Operationen der Verbündeten waren bisher mit gutem Erfolge gekrönt worden, und erweckten die schönsten Hoffnungen. Es zeigte sich aber, daß der Widerstand der Franzosen kräftiger wurde. Der Vicekönig von Italien war mit der

von ihm geführten Armee nach dem Harze zu gerückt, und hielt sich in der rechten Flanke der verbündeten Hauptarmee auf, die jetzt vor der Saale stehen blieb. Mit Ende des Monats erfuhr man, daß Napoleon in Erfurt angekommen war, und eine neue Armee im Thüringer Walde gesammelt hatte. Große Ereignisse standen also bevor, die mit Begierde und des guten Ausganges gewiß, gewünscht wurden.

Der König von Sachsen hatte sich nach Regensburg, und dann nach Prag begeben; letzteres hielt man für eine gute Vorbedeutung, daß er Oesterreichs Beispiele folgen werde, über dessen Beitritt zu der Sache der Verbündeten man keinen Zweifel hegte, wenn auch nichts Gewisses darüber bekannt war. Dem sächsischen Soldaten traute man den besten Willen für die Verbündeten zu, auch war ein Bataillon übergegangen und hatte eine öffentliche Aufforderung an die sächsische Armee erlassen, ihm zu folgen, nur geschahe dies nicht, und die Festung Torgau ward den Alliirten von dem General Thielemann, trotz dringender Aufforderungen, nicht übergeben, wiewohl er sich aller Feindseligkeiten enthielt, und später den sächsischen Dienst verließ, weil er länger nicht den Franzosen folgen wollte.

Der Monat Mai hatte begonnen. Das Gesetz über Errichtung des Landsturms war bekannt gemacht worden, und nach demselben sollte jeder männliche Einwohner vom 15. bis 60. Jahre die Waffen ergreifen, und den allgemeinen Feind bekämpfen. Außerdem war vorgeschrieben, daß die Ortschaften ihre Vorräthe vernichten, die Brunnen zustürzen, die Einwohner sammt dem Viehe sich entfernen und das Land als eine Wüste hinterlassen sollten. Alle diese Bedingungen waren nun wohl nicht zu erfüllen möglich; zwar hatte sich schon in mancher Gegend, durch Gerüchte von herumstreifenden französischen Corps veranlaßt, freiwillig ein Landsturm erhoben, und der gute Sinn unterlag keinem Zweifel, allein die verlangte Vernichtung alles Besitzthums erschien dennoch zu hart. —

Es kam die Nachricht, daß den 2. Mai bei Groß-Görschen zwischen den Haupt-Armeen eine Schlacht vorgefallen, und der Sieg den Verbündeten verblieben sei. Das Gouvernement machte dies durch Anschlagezettel bekannt mit dem Zusatze, daß der Verlust der Verbündeten sich auf 8 — 10,000 Mann belaufe, der französische hingegen bedeutend größer, und der französische Marschall Bessieres geblieben sei. Auch wurde zur Feier dieses Sieges auf den nächsten Sonntag ein Dankfest in allen Kirchen angeordnet.

Die genaueren Nachrichten über diesen Sieg blieben aber aus, und es wurden durch die Zeitungen nur kleine Vorfälle mitgetheilt. So viel erfuhr man, daß die Franzosen am Abend Leipzig genommen hatten, und die verbündete Armee die Straße nach Rochlitz eingeschlagen. Der Sieg sollte dennoch behauptet worden sein, und das Dankfest dafür wurde wirklich abgehalten.

Nachdem jedoch alle weitern Erfolge unerwähnt blieben, ja eigentlich von der Haupt-Armee selbst nichts berichtet ward; mußte das Publicum sich überzeugen, daß der verkündete Sieg nicht vollständig gewesen sein konnte. Ohne irgend Aufsehen zu erregen, ward unter der Hand veranlaßt, daß die Cassen zur Abführung bereit gehalten werden sollten, und manche Personen, die besser unterrichtet waren, als das Publicum, ließen Anstalten zur Abreise von Berlin treffen, ja sie reisten sogar zum Theil wirklich ab. Dadurch wurden die Meinungen geändert; im Ganzen aber blieb das Publicum seiner Ueberzeugung vom Siege der vaterländischen Sache stets treu.

---

## Der Landsturm.

Der Landsturm in Berlin ward nun auch zusammenberufen, und alle männliche Bewohner mußten sich mit Waffen

versehen, den Eid der Treue leisten, und des Abends exerciren. Diese Anordnung war augenblicklich die wichtigste, und gab den meisten Stoff zur Ueberlegung.

Der Landsturm Berlins konnte gewiß 30000 Mann zählen, und die Schmiede wurden mit Bestellungen auf Piken überladen. Nur wenige Männer hatten Schießgewehr, und wußten damit umzugehen; es wurden zwar eine Anzahl Gewehre, die nicht calibermäßig waren, zur Bewaffnung des Landsturms hergegeben, jedoch reichte diese nicht weit, und kaum der zwanzigste Mann war mit Schießgewehr versehen.

Der Landsturm Berlins ward vorläufig in Compagnien eingetheilt, nachher formirte man Bataillons und Brigaden daraus, die von alten Stabs-Officieren befehligt wurden. Der Verfasser dieses Werkes hatte eben das pflichtige Alter erreicht, und mußte daher mit eintreten.

Unsere Compagnie — im hallischen Thorbezirk — stand unter den Befehlen eines pensionirten Küchenmeisters als Capitain, der ein gar guter Mann, aber durchaus nicht geeignet war, zweihundert Berliner zu beaufsichtigen, unter denen weiter keine Harmonie obwaltete, als daß die jungen Leute zusammenhielten, um sich auf Kosten der alten zu belustigen. Der Capitain hatte nicht die geringsten Begriffe von militairischer Ordnung, konnte kein Commando, und erschöpfte sich in weitläuftigen Reden, die er selbst nicht verstand, um so weniger ein Anderer. Dagegen hatte er eine gute Stütze an seinem Lieutenant, einem Gastwirthe von riesigem Wuchse mit einer Stentorstimme, der sehr bald die Zügel führte, und allein das Commando übernahm. Dieser theilte uns zuvor in kleine Abtheilungen, die von einem gedienten Soldaten oder doch im kleinen Dienste erfahrnen Manne eingeübt wurden, und nachdem ward die Compagnie zusammengezogen und durch den Lieutenant exercirt. So gediehen wir in kurzer Zeit dahin, daß wir vielen Andern zum Muster dienen konnten.

Der größte Aerger für unsern, sonst achtungswerthen, Capitain, entstand während der Versammlungs-Zeit. Um seinen guten Willen zu zeigen, war er immer der Erste, und unterhielt sich mit denjenigen, welche ein gesetztes Aeußere hatten. Dies waren die wenigsten, und sobald erst die Andern, und unter diesen die unruhigen und jugendlichen Köpfe, erschienen, wurden die ersteren durch Bemerkungen über ihre Kleidung und Bewaffnung so lange aufgezogen, bis sie sich an den Capitain wandten, und diesen veranlaßten, Ruhe zu verordnen. Statt dieser erfolgte das Gegentheil, und der Capitain wollte sich dann bemühen, die Compagnie zu ordnen, und jeden Mann so zu stellen, wie er es passend hielt; weil aber die neu Hinzutretenden seine Ordnung immer wieder zerrüttelten, mußte er endlich seine Bemühung aufgeben, und dieser Sieg, der bestimmt erwartet war, gab dann erst Veranlassung zu Ausbrüchen der Freude und des Spotts. Der Lieutenant hatte unterdessen seinerseits sich über das Chaos gefreut, das er mit zwei gewaltigen Worten ordnete, und uns dann zum Thore hinausführte. Der Ein- und Ausmarsch war der Gipfel unserer Wünsche; denn ein Musik-Corps ging uns voran, und spielte hübsche Märsche, und unsere Mannschaft, die trotz ihrer schlechten Uebereinstimmung sich bald eine gute Haltung angeeignet hatte — Dank dem Talente des Lieutenants — marschirte gleichmäßig, wodurch sie die Augen auf sich zog. Unser Lieutenant ging gravitätisch neben uns her, den gezogenen Degen in der Hand, während der Capitain nicht recht wußte, wo er sich lassen sollte.

Die Uebung fand beinahe alle Abende statt, und die Wiese vor dem Hallischen Thore war von Landsturmmännern und Weibern und Kindern besäet; so kam es einigemale, daß wir in dem Chaos uns nicht wieder zusammen fanden, wenn wir in kleinere Trupps vertheilt waren. Die Uebungen gingen ins Größere über; unser Lieutenant führte eines Abends ein Manöver mit uns aus, theilte uns in zwei Partheien, und

ließ die eine die andere angreifen. Der Scherz wollte nicht recht gelingen, die kleinere Parthei wurde natürlich zurückgedrängt, und mußte fliehen, wenn sie nicht Thätlichkeiten befürchten wollte; die bejahrten Leute wurden außer Athem gejagt, ergaben sich als Gefangene, und unter dem größten Triumphe der Jugend brachten wir eine Anzahl derselben eben nicht sanft eingetrieben. Die Parthei der Alten protestirte aber so nachdrücklich gegen ähnliche Uebungen, daß sie zu unserm großen Bedauern nicht mehr statt fanden.

Hierauf wurde der Landsturm in Bataillone eingetheilt und so exercirt, was zum Theil recht gut ging; als aber einmal ein Versuch gemacht wurde, die Bataillone in Brigaden zusammenzusetzen, scheiterte derselbe an der zu geringen Tactik. Drei Bataillone standen aufgeschlossen in Colonne, und sollten deployiren; die Vorbereitungen dazu hielten so lange auf, daß es stockfinster wurde, ehe die Entfaltung erfolgte, und deshalb ging dies Corps vom Exerzier-Platze nach Hause, so gut Jeder sich aus der Colonne herausfinden konnte.

Mit dem Waffenstillstande wurde auch dem Berliner Landsturmwesen ein Ende gemacht zur großen Beruhigung der ältern Leute, wogegen die Jüngern recht gern eine längere Dauer gewünscht hätten.

Den Landsturmmännern war aber auch eine andere Verpflichtung auferlegt worden; sie mußten Schanzen anlegen, um Berlin gegen einen Handstreich zu vertheidigen. Es wurde damit angefangen, einzelne Flechen längs dem Schafgraben aufzuwerfen, und die erste Arbeit war eine Art von Brückenkopf vor der jetzigen Hirschels-Brücke. Er war von sehr kleiner Dimension, sonst wohl durch einen Sachkenner entworfen, und ein Oesterreichischer Tischlergeselle führte die specielle Aufsicht beim Baue. Unsere Arbeitszeit war von 7. Uhr Morgens bis Abends 6. Uhr festgesetzt, und wir hatten wacker die Hände gerührt, als wir eines Tages mit der kleinen Traverse, die den Eingang beschützte, um vier Uhr Nachmittags

fertig waren. Ein Ungewitter mit einem entsetzlichen Platzregen goß aber unser ganzes Tagewerk auseinander, und wir waren genöthigt, es in einer Stunde wieder herzustellen, was besser gelang als die Tages-Arbeit, denn es hat sich nachdem gehalten, bis es gewaltsam zerstört wurde.

Bei den Schanzarbeiten hatte aber die geringe Classe so die Oberhand, daß Jeder, der irgend einen Stellvertreter bezahlen konnte, einen solchen schickte; übrigens wurden auch von der Behörde für jeden Arbeiter Vier gute Groschen vergütigt, und die Schanzen, welche Berlin umgaben, sind gewiß theuer zu stehen gekommen.

Als die erwähnten kleinern Werke fertig waren, wurden größere entworfen. Auf dem Templower Berge entstand links vom Wege eine regelmäßige Redoute; der jetzige Kreuzberg hingegen wurde zu einer Art Fort umgeschaffen, das große Arbeit erforderte, und nicht fertig wurde. Der Kronprinz von Schweden soll, wie man sagt, die Fortsetzung der Arbeiten untersagt haben, mit der Bemerkung: für den Ernst sei es zu wenig, für den Scherz zu viel! — Die Wahrheit wollen wir dahin gestellt sein lassen, und richtig wäre die Bemerkung keineswegs gewesen.

Die Thaten des Landsturms hatten hiermit ein Ende erreicht, zur Freude der bejahrten Leute, die ihren Anfang ungern thätig gesehen hatten.

---

## Berlin zur Zeit der Schlachten von Lützen und Bautzen.

---

Nach Abhaltung des Dankfestes für den angeblichen Sieg bei Lützen suchten die Behörden und ein Theil des höhern Standes sich zur Abreise von Berlin einzurichten, und die Aussicht auf einen Besuch der Franzosen mußte sich demnach

verbreiten. Die Zusammensetzung des Landsturms und die Anlage von Verschanzungen ließen solchen Fall als möglich erscheinen, und hätten wohl ahnen lassen, daß bei Lützen kein Sieg erfochten war. Dennoch war das Publicum im Allgemeinen voller Vertrauen, und das Erstaunen groß, als die Zeitungs-Berichte über die ferneren Ereignisse meldeten:

das verbündete Heer sei zur Defension übergegangen und halte eine Linie von Camenz bis Dessau besetzt.

Also die Elbe war schon aufgegeben, ein schlimmes Zeichen, was durch die Anführung erklärt wurde, daß die Franzosen durch die geschehene Einräumung von Torgau für sich einen sichern Uebergangspunct gewonnen hatten, und mithin die Vertheidigung des Stroms an andern Stellen als überflüssig aufgegeben war. Darin lag zugleich ein Einverständniß, daß Sachsen wieder mit Frankreich sich verbunden hatte. Bald darauf kam die Nachricht, daß das verbündete Hauptheer bei Bautzen eine feste Stellung eingenommen habe, und begierig eine Schlacht wünsche, die Rache an dem Feind nehmen solle, für die Absichten, welche er auf die Hauptstadt hege. Hiernach konnte man sich überzeugen, daß die Gefahr für Berlin existirte und wirklich groß war; es vergingen daher bange Tage, ehe man von der Schlacht bei Bautzen etwas erfuhr, die als ein vorgeblicher Sieg einstweilen Beruhigung gab.

Eine russische Armee von 55,000 Mann Infanterie und 22,000 Mann Cavallerie sollte die Oder passirt haben, so meldeten Zeitungs-Berichte, und man erwartete sie in Berlin als sichern Bürgen eines kräftigen Schutzes. Statt derselben sahe man ein Corps von 5000 Mann eintreffen, lauter irreguläre Truppen, meistens Milizen, nebst einigen Kosaken, und dieser Schutz erschien sehr unzulänglich. Die Besorgniß stieg, und die tägliche erste Frage war: ob die Prinzessin Wilhelm abgereist sei? — Diese verehrungswürdige Prinzessin blieb aber trotz der drohendsten Umstände, und erhielt dadurch größtentheils den Muth des Publicums.

Die Prinzessin Wilhelm von Preußen entwickelte überhaupt eine Characterstärke, die ihr ein ewiges Angedenken sichert. Sie stiftete den Frauenverein, durch den hauptsächlich für die verwundeten und kranken Krieger gesorgt wurde, mehr als es die Mittel des Staates zuließen, die für den gegenwärtigen unermeßlichen Bedarf unzureichend waren.

Der Frauenverein richtete eigene Spitäler ein, in denen die Aufgenommenen ganz vorzügliche Behandlung erfuhren. Zarte Frauen und Jungfrauen verrichteten Dienste darin, pflegten und trösteten die Kranken, unterstützten solche, die in Privathäusern waren, und wer irgend in Noth und Verlegenheit gerieth, konnte sich an den Frauenverein wenden, und sichrer Hilfe gewiß sein. Leider wurde manche Frau das Opfer ihrer Vaterlandsliebe, und das Grab deckt mehre, die den ungewohnten Anstrengungen und der Ansteckung des Typhus, welcher sich in den Spitälern einfand, erlagen.

Der Schreck in Berlin verlor sich immer mehr, je länger die Gefahr dauerte. Zuerst beruhigte der vermeintliche Sieg bei Bautzen die Gemüther; bald erfuhr man wohl, das verbündete Heer habe den Rückzug weiter angetreten, die Angaben waren dagegen so beruhigend, und der französische Verlust wurde so bedeutend geschildert, daß die Gefahr für Berlin nicht vergrößert schien. Zugleich machte das Gouvernement bekannt, daß der König zum Schutze der Hauptstadt ein hinreichendes Corps bestimmt habe, und übrigens auch den Umständen nach ein erfolgreicher Angriff des Feindes nach Berlin zu, nicht vermuthet werden könne.

Die Stadt wurde aufgefordert, für die bessere Verpflegung der Krieger, die zu ihrem Schutze beauftragt, Beiträge zu liefern, und eine reichliche Sammlung war der Erfolg, welche überdies noch durch freiwillige Fuhren nach den Stellungen befördert wurde.

Die Anstrengungen Preußens zeigten sich im höchsten Lichte. Es kamen täglich neue Bataillons an, häufig nur

bewaffnet, noch nicht uniformirt; sie rückten aber in guter Haltung ein und aus, und ihr guter Wille ging aus Allem hervor, was sie thaten. —

Der Hofrath Heun — später als Schriftsteller unter dem Namen H. Clauren bekannt — war vom Staatskanzler mit der Sammlung freiwilliger Beiträge für die Jäger-Abtheilungen beauftragt; es ging viel ein, der Ansprüche hingegen waren auch sehr viele, weil die wohlhabenden Jünglinge längst aus eignen Mitteln sich equipirt und bewaffnet hatten, und jetzt größtentheils als freiwillige Jäger nur solche auftraten, die fremde Beihilfe in Anspruch nahmen. Dennoch, dies hat Heun wiederholt versichert, hat er allen Anforderungen genügen können, ein hohes Zeichen des Zeitgeistes.

Ein anderes tragisches Schauspiel gab den Berlinern einige Tage Stoff zur Aufmerksamkeit.

Im Jahre 1810 und zwar Anfangs des Herbstes, gab es täglich in den Dörfern, nahe bei Berlin, schreckliche Feuersbrünste. Die wiederholte Erscheinung derselben, endlich das Ausstreuen von Brandbriefen (die übrigens vielleicht Erdichtung oder das Werk des Uebermuthes war) gab die Ueberzeugung, daß Brandstiftung zum Grunde liege, und die Behörden verschärften die Aufmerksamkeit. Während man nun einen Strich im Auge behielt, zeigte sich in entgegengesetzter Richtung das frevelhafte Werk, ohne daß die Thäter entdeckt oder nur auf solche als verdächtig gemuthmaßt werden konnte.

In den ersten Tagen des Octobers 1810 brannten nächtlicher Weile drei Bauerhöfe in Schöneberg ab. Die Bewohner hatten am Abend vorher fremde Leute umher wanken sehen, die verdächtig schienen, aber nicht Veranlassung gaben, sie zu verhaften, weil das Dorf an der frequenten Chaussee nach Potsdam liegt, wo unausgesetzt unbekannte Menschen wandeln.

Beim Ausbruche des Feuers selbst ließen diese verdächtigen Leute sich wieder sehen, jedoch nur kurze Zeit, dem Anscheine nach mit Retten beschäftigt, worauf sie nicht mehr zum Vorschein gekommen waren.

Am andern Vormittage gewahrt ein Garde-Jäger in Berlin, und zwar in der Leipziger Straße einen Mann, der die ihm wohlbekannte Pfeife des abgebrannten Bauers N. in Schöneberg mit silberbeschlagenem Maserkopfe trägt; daß des Bauern Gebäude verwichene Nacht verbrannt sind, ist dem Jäger bekannt, er schöpft daher gegen den Pfeifenträger Verdacht, und fragt ihn, ob er die Pfeife verkaufen will, worauf jener begierig Ja sagt, und eine geringe Summe fordert. Der Jäger stellt sich als gänge er auf den Handel ein, und will sich nur von einem Freunde Geld borgen, geht daher bei Seite, und ruft einige bekannte Männer herbei, die er schnell und leise von seinem Verdachte unterrichtet. — Sie ergreifen unvermuthet den Mann mit der Pfeife, binden ihn, und übergeben ihn der Polizeibehörde, welche ihn sogleich auf einen Wagen setzen, und nach Schöneberg fahren läßt, um ihn dort zur Anerkennung vorzuzeigen. — Mit einem verschmitzten Lächeln läßt der Unbekannte sich betrachten, läugnet erst, daß er da gewesen, giebt es dann wieder zu, und verwickelt sich in Widersprüche, aus denen er sich nicht eher herausfinden kann, als bis er eingesteht, daß er Mitglied einer Bande sei, die Gewerbe von Brandstiftung mache, um bei der Verwirrung, die eine Feuersbrunst erzeugt, stehlen zu können.

Der Verhaftete gab sich erst verschiedene Namen, zuletzt mittelte es sich aus, daß er Heinrich Horst hieß, aus Jerichow gebürtig, und ein Bösewicht ersten Ranges war. Zugleich erfuhr man, daß die ganze Bande Augenzeuge gewesen war, als Horst verhaftet ward, indeß am offnen Tage in Berlin sich gescheut hatte, ihn mit Gewalt zu befreien, welche Erinnerung ihn aber so erbitterte, daß er genau angab, wer

Alles zu der Brandstifterbande gehörte, worauf die saubern Mitglieder durch Steckbriefe verfolgt wurden. Wirklich gelang es, einiger derselben habhaft zu werden, unter ihnen war ein Mädchen, Louise Delitz, einige 20 Jahre alt, und Horsts Geliebte, welche schwerer Verbrechen sich schuldig gemacht hatten.

Nach gepflogener Untersuchung ward gegen Horst und die Delitz erkannt, daß sie wegen wiederholten Brandstiftungen, wodurch beträchtlicher Schade verübt und mehre Menschen um das Leben gekommen waren, Beide durch das Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seien. Die anderen Verhafteten kamen wegen minderer Vergehungen, mit Gefängnißstrafe davon.

Der Horst und die Delitz wurden ihrer Verurtheilung gemäß, im Monat Mai 1813 auf der Gerichtsstätte verbrannt, und lockten durch dies nie gesehene Schauspiel viele Tausende von Zuschauern herbei. Beide wurden des Morgens früh mit einem Wagen von dem Gefängnisse nach der Stelle gefahren, wo ein Scheiterhaufen für sie bereit stand. Sie starben mit großer Ruhe und Fassung; auf dem Scheiterhaufen umarmte Horst noch einmal die Delitz und sagte zu ihr überlaut: „Es bleibt dabei!“ worauf sie ihn dies versichernd sich von ihm trennte. Hierauf wurden sie an einen Pfahl in der Mitte des Scheiterhaufens gebunden, und die Flammen umspielten das Paar, welches sich bald in der dampfenden Masse verlor.

Die Berliner sind ein harmloses Volk; ohne sich etwas dabei zu denken, gehen sie nach der Richtstätte, wenn es verlautet, daß ein Delinquent seine Frevelthat mit dem Leben büßen soll; der Verbrecher wird so aufmerksam betrachtet, bis er seine Strafe erlitten hat, dann entfernt sich die Versammlung, und ein großer Theil derselben besucht die öffentlichen Wirthshäuser vor dem Oranienburger und Rosenthaler Thore, welche an solchen Tagen eine gute Ernte haben und mit Musik zur Unterhaltung und zum Tanze aufwarten.

Der Feuertod, welchen die eben erwähnten Verbrecher erleiden mußten, erschütterte den größten Theil des Publicums sichtlich, und wenn die Absicht, vor ähnlichen Freveln zu warnen, der Todesstrafe untergelegt wird, so wurde sie dem Anschein nach hier erreicht. Das Gespräch auf dem Rückgange berührte die Qual des Feuertodes, welcher übrigens allgemein für diesen Fall gebilligt wurde.

Daß Berlin in großer Gefahr stand, eine Beute der Franzosen zu werden, ist schon erwähnt; dem größten Theile der Einwohner leuchtete diese Gefahr nicht ein, und sie glaubten sich hinlänglich geschützt, wie denn auch der Verlauf der Zeit ihre guten Hoffnungen als begründet vorstellte. Einen herrlichen Genuß gewährte die Nachricht, daß Czernitscheff bei Halberstadt einen Transport Geschütz und Pulverwagen genommen und die Bedeckung vernichtet hatte, eben so freudig wurde das Gefecht bei Hainau, wo Blücher die Division Maison zersprengt hatte, in Erfahrung gebracht, und diese beiden an sich nicht bedeutenden Glücksfälle erhielten den guten Muth aufrecht.

Indeß — die Franzosen schon bei Hainau! -- dieser Umstand forderte doch zum Nachdenken auf, und überzeugte, daß in Schlesien viel Terrain verloren ging, und Berlin sehr bloß gestellt wurde, wenn man noch dazu nahm, daß das zur Deckung bestimmte Corps unter Bülow nicht zahlreich und unvollständig ausgerüstet war. So raisonnirten die Besonnenen, durften aber nicht laut werden.

Diesen ging auch Hamburgs Schicksal zu Herzen, dessen unglücklicher Ausgang nicht mehr zu bezweifeln stand, seit es von einem zahlreichen Heere unter Davoust und Vandamme angegriffen ward, wogegen die Vertheidigung nur der Stadt selbst überlassen, und das kleine Korps Kosaken unter Tettenborn die einzige Hilfe blieb, die man ihr widmete. Und diese konnte nicht zureichen.

Der hohe Aufschwung der Hamburger hätte wohl eine thätigere Unterstützung verdient, und eine solche möchte ihm auch gleich zu Theil geworden sein können, hätte man nicht vermuthet, daß Dänemark dessen Schutz gegen Frankreich übernehmen würde, und später wollten die eignen Mittel der Verbündeten nirgend zureichen.

Damals wurden die Zeitungen nur dreimal in der Woche ausgegeben; um nun das Publicum von wichtigen Ereignissen rasch unterrichten zu können, gab man sogleich nach Eingang der Nachrichten in den Zeitungs-Expeditionen kleine gedruckte Notizen, als sogenannte Extrablätter, aus; mehre Colporteurs standen schon bereit, um einige Dutzend dieser Blättter auszutragen, welche sie mit entsetzlichem Geschrei unter kurzer Angabe des Inhalts ausriefen. Die Zeitungs-Expeditionen machten durch diese Operation guten Gewinn, weil die Extrablätter stark gekauft wurden.

So erschien denn wieder ein Extrablatt, in dem angegeben ward, daß General Bülow den Marschall Oudinot, der mit seinem Corps Berlin zu nehmen beauftragt war, bei Luckau mit vielem Verluste geschlagen hatte, und das Publicum freute sich darüber mit größter Theilnahme. Von Schlesien aus erfuhr man nach dem Gefechte bei Hainau nichts; die Einnahme von Breslau durch die Franzosen war jedoch im Stillen durch Privatbriefe bekannt.

Als so auf größere Ereignisse gewartet wurde, erzählte man sich, daß den 5. Juni ein französischer Officier in Begleitung eines preußischen als Courier auf der Post angekommen, und fort nach Hamburg geeilt sei. Der Pöbel hatte nur mit Mühe zurückgehalten werden können, den Franzosen zu insultiren; eben so war es dem bei Halberstadt gefangenen westphälischen General Ochs ergangen, welcher umsonst durch die Worte: Kinder, ich bin ja auch ein Deutscher, den zusammen-

gelaufenen Haufen beruhigen wollte, und in größter Gefahr gewesen war, mißhandelt zu werden.

## Der Waffenstillstand 1813.

Das Publicum wollte es kaum glauben, als die Nachricht verlautete, daß zwischen den kriegführenden Mächten ein Waffenstillstand am 4. Juni abgeschlossen, dessen Dauer bis zum 20. Juli bestimmt sei.

Bisher waren die Waffenstillstände, welche Napoleon geschlossen, immer sichre Bürgen eines nachtheiligen Friedens für seine Feinde gewesen, weil die Bedingungen derselben schon jeden möglichen ferneren Widerstand gelähmt hatten. Einen solchen Waffenstillstand vermuthete man nun auch, und war höchst unzufrieden, daß darauf eingegangen worden.

Ein großer Theil dieser Besorgniß schwand jedoch, als die Bedingungen des Waffenstillstandes näher bekannt wurden, und man fand, daß sie nichts vorzüglich Nachtheiliges enthielten. Hamburgs Verlust war noch nicht bekannt, und die Clausel, daß dort Alles in dem Zustande bleiben sollte, wie es zur Zeit des Abschlusses des Waffenstillstandes war, betrachtete man als einen Gewinn. Dagegen erfuhr man zwar gleich darauf, daß Hamburg erst von Dänen, dann von Franzosen besetzt worden, und bedauerte herzlich das Loos der deutsch gesinnten Stadt; indeß war als Entschädigung das schon genommene Breslau von den Franzosen wieder geräumt worden, was einigen Trost gab. — Dem großen Haufen wollte es nicht wohl einleuchten, warum die französischen Besatzungen in den eingeschlossenen Festungen mit Lebensmitteln versorgt werden sollten, und die Vermuthungen, die über diesen Umstand gesagt wurden, waren keineswegs schmeichelhaft für die Verbündeten. —

Noch mehr aber ward der Waffenstillstand getadelt, als man erfuhr, wie Woranzoff und Czernitscheff vor Leipzig, im Begriff, diese Stadt zu nehmen, auf die Ueberzeugung des Abschlusses, unverrichteter Sache zurückgehen mußten. Durch die Wegnahme von Leipzig hatte man geglaubt, allen Angelegenheiten wieder bessere Wendung zu geben, und überhaupt wurden schon Czernitscheffs kühne Thaten für wichtiger, als die Operationen der Haupt-Armee gehalten.

Vom Könige Friedrich Wilhelm erfolgte ein Aufruf an sein Volk, in dem er verkündete, daß der Feind einen Waffenstillstand angeboten, und er ihn angenommen habe, um unter dessen Schutz die allgemeine Rüstung zu beendigen, und das Ziel zu erreichen, während bis jetzt erst der verlorne Waffenruhm wieder gewonnen sei.

Diese Erklärung war kurz und zweckmäßig; ihre Erscheinung an sich, noch mehr der Inhalt, gab die Ueberzeugung, daß der Gedanke an Frieden dem Könige, wie dem Volke, fremd sei, mithin des letztern Wünsche auf Ueberwindung des Feindes noch erfüllt werden sollten, und wirklich hätte Preußen, ohne den Waffenstillstand, seine Macht nicht zu dem Grade entwickeln können, wie es jetzt in Ruhe und Ordnung geschahe.

Einen solchen Erfolg des Waffenstillstandes hatte Napoleon sich gewiß nicht gedacht, weil sonst er dazu nie geschritten sein würde. Seine Bewegungs-Gründe sind unbekannt geblieben, sie mußten aber doch triftig sein, weil der Nachtheil anscheinend immer auf seiner Seite lag.

Seine disponible Macht reichte hin, um die verbündete Armee fortwährend zurückzudrängen, die ihrer Seits eine Schlacht nur unter den ungünstigsten Aussichten wagen durfte, und die sogenannte Flankenstellung bei Strehlen war eine große Blöße, die sie für die ganze Monarchie gab. Napoleon durfte sie dort nur durch angemessene Macht festhalten, dann konnte er mit einem andern Theile Niederschlesien, die

Marken, selbst Pommern, einnehmen, und vor allen Dingen durch ein Corps von 20000 Mann Polen, das ihm so treu anhing, besetzen und in diesem Lande sich eine neue Macht schaffen, was ihm um so sichrer gelingen mußte, als Poniatowski mit einer zusammengebrachten entschlossenen Schaar seiner noch wartete.

Napoleons Geist wird unstreitig alle Verhältnisse gehörig erwogen haben, und mithin darf man voraussetzen, daß geheime Beweggründe ihn veranlaßten, den Waffenstillstand einzugehen. Ohne Zweifel war es Oesterreichs drohende Stellung, die den Ausschlag gab; zwar durfte so rasch ein thätiges Einschreiten dieser Macht nicht vermuthet werden, doch war solches um so nachtheiliger, wenn Napoleon erst bis zur Weichsel vorgedrungen gewesen wäre. Dann hätte der ihm wohlbekannnte erwachte Volksgeist der Deutschen, und die schon sehr zweideutige Stimmung des Rheinbundes, ihn in größeren Nachtheil versetzt, als es geschehen konnte, wenn seine Macht in Deutschland blieb, wo er die Wechselfälle des Krieges mit seinem, aufs Neue glänzend strahlenden geistigen Uebergewichte, zur Vernichtung aller Feinde, (und der feindlichen Gesinnungen seiner Verbündeten) zu benutzen gewiß war.

Erklären wir uns so die Triebfeder von Napoleons Handlungsweise, dann kann man ebenfalls errathen, warum er durch den Waffenstillstand große anscheinende Vortheile aus den Händen gab.

Das Bülow'sche Corps kam nach Berlin zurück; in Kurzem waren aus den jungen Soldaten alte Krieger geworden, die mit Lust und Liebe ihr Handwerk trieben, und herzlich bedauerten, daß der Waffenstillstand sie an weitern Fortschritten gegen das Oudinot'sche Corps gehindert hatte.

Es ist unmöglich zu erzählen, welche verschiedene Truppentheile Berlin während dem Waffenstillstande berührten, denn der Wechsel war unerschöpflich, und dies läßt sich auch

erklären, wenn man bedenkt, daß das Bülowsche Corps um mehr als die Hälfte verstärkt, ferner ein ganz neues Armee-Corps unter dem General Tauenzien gebildet wurde; beide Corps, 60 bis 70000 Mann stark, waren successive durch Berlin hin und hergerückt, außerdem noch eine Anzahl Russen, und, wenn auch im verkleinerten Maaßstabe, beinahe gleich das Treiben in den Straßen dem vom denkwürdigen October 1806.

Das Lützowsche Frei-Corps hatte Streifzüge in Sachsen gemacht, und war auf seiner Rückkehr bei Kitzen von einer überlegenen Anzahl Franzosen und Rheinbündner angegriffen worden. Dieser Angriff während der Waffenruhe reizte den Haß gegen Napoleons Gewaltthätigkeit aufs Neue, und der Major Lützow, welcher dem Ueberfalle glücklich entkommen war, ward zum Lieblingshelden erwählt.

Bald verlautete, daß der Kronprinz von Schweden mit einem schwedischen Heere sich der Sache der Verbündeten anschließen werde, und er war nach Trachenberg gegangen, um mit Alexander und Friedrich Wilhelm den Plan für den künftigen Feldzug zu besprechen. Dieser Beitritt Bernadottes erzeugte verschiedene Ansichten; einer Seits hielt man dafür, daß er, in Napoleons Kriegen gebildet, am besten dessen kühnen oder listigen Streichen zu begegnen wissen werde; andrer Seits erinnerte man sich, daß er zum öftern ein sehr räthselhaftes Verfahren beobachtet, und kein Feldherrntalent entwickelt habe (der Tadel Napoleons über Bernadottes Benehmen bei Dornburg und Wagram war damals nicht bis in das Publicum gekommen) und endlich wollten wieder Viele behaupten, er werde zunächst Schwedens Vortheil, der uns sehr fern lag, im Auge behalten, und vielleicht unter diesem Vorwande hemmend zum Besten Napoleons wirken. — Die Meinung über seine Wahl zum Oberfeldherrn war — folglich sehr getheilt.

Berlin ward in frohe Stimmung versetzt, als sein König

im Monat Juli auf einige Tage eintraf, und sich viel dem Publico zeigte, auch in blühender Gesundheit und Freundlichkeit strahlte.

Bei einer Musterung im Thiergarten drängte sich das Volk ungebührlich vor, um dem Könige nahe zu kommen; die Polizei-Officianten suchten dies zu verhindern, und darüber entspann sich ein heftiger Wortwechsel, den der König hörte und zur Stelle ritt, mit der Frage:

Was ist hier?

Der Polizei-Inspector Eckert, ein für sein Fach ganz geschaffener Mann, welcher ein eminentes Talent hatte, Diebstahl und Betrug zu entdecken, trat hervor, und erwiderte:

Ihro Majestät, ich bin der Polizei-Inspector Eckert, — —

Der König antwortete unwillig:

Frage nicht, wer Sie sind — was ist hier?

Wir wollen unsern König gern sehen — riefen jetzt mehrere Stimmen, und Er erwiderte leutselig:

Vorlassen, nicht so strenge sein.

Ein jubelndes Hoch! wiederholt von Tausenden, erkannte diese Leutseligkeit an.

Der Kronprinz von Schweden traf in Berlin ein, und lagerte im Schlosse. Gleich nach seiner Ankunft versammelte sich eine Menge Menschen unter seinen Fenstern, und er trat heran, und zeigte sich am offnen Fenster, den Begrüßungen dankend. Er machte täglich in der Umgegend Ausflüge zu Pferde, und seine Person ward dadurch kennen gelernt.

Er war von großem Wuchse, trug pechschwarzes Haar, und seine Physiognomie zeigte den ächten Südländer. Die meisten Bildnisse von ihm sind sehr ähnlich, nur sein Blick, der glühend und durchdringend ist, läßt sich nicht getreu wiedergeben. Gewöhnlich ritt er einen arabischen Grauschimmel, ward aber für einen Reiter, der mit dem Pferde verschmolzen ist, nicht erkannt, auch hatte er sich angewöhnt, wenn er langsam ritt, die Hand

hinter sich auf den Sattel zu stützen, eine nicht malerische Attitüde.

Eines Nachmittags musterte er auf dem großen Exercier-Platze im Thiergarten einen Theil der preußischen Truppen, und zwar ein Regiment nach dem andern, wobei er sie alle Evolutionen machen ließ, und sich als hoher Sachkenner zeigte. Die Cavallerie namentlich mußte in Colonnen- und Schwärm-Attaquen mehrmals angreifen, und diese Musterung war in ihrer Art eine nie gesehene, und gab von den Talenten des Kronprinzen eine gute Idee. —

Hohen Triumph erregte die Bekanntmachung von der gänzlichen Niederlage der französischen Armee in Spanien bei Vittoria, wodurch dies Land für die Franzosen verloren ging, und sie zu neuen Anstrengungen dorthin gezwungen wurden, um das Eindringen in ihr eignes Reich zu verhüten. — Die Schlacht bei Vittoria hat aber nicht nur Spanien, sondern auch Deutschland befreien helfen, denn ihr Erfolg legte ein großes Uebergewicht in die Schale der Verbündeten, erhöhte ihre Forderungen, und hatte wohl vielen Einfluß auf Oesterreichs Entschluß; wenigstens hat derselbe sich erst nach der erlangten Kenntniß ausgesprochen.

Die Demarcationslinie in der Nähe von Berlin zog sich längs der sächsischen Grenze, war mithin am nächsten Puncte kaum sechs Meilen entfernt. Auf dieser Stelle standen von feindlicher Seite Baiern als Vorposten, und dazu waren die größten und stärksten Leute ausgesucht, um zu imponiren. Man durfte nicht zweifeln, daß auf diesem Puncte sich eine bedeutende Macht zusammenziehen würde, um einerseits Berlin anzugreifen, andrerseits es zu beschützen; hiernach konnte Berlins Publicum den Krieg ganz in der Nähe und gleichsam unter seinen Augen erwarten.

Der größte Theil der Einwohner war voller Zuversicht, die sich darauf stützte, daß der Kern von Frankreichs Heeren in Rußland umgekommen sei, daß ferner die gewaltsam auf-

gebotenen Kohorten der National-Garde nicht Stand halten würden, und endlich, daß die französischen Bundestruppen nur Gelegenheit suchten, Frankreichs Verbindung zu verlassen. Dagegen war diesmal unverkennbar die Ueberzahl der Streiter auf Seiten der Verbündeten überwiegend, wenn Oesterreich ihnen beitrat, woran man nicht mehr zweifelte.

Lange gründete sich diese Hoffnung nur darauf, daß Oesterreich dem Staats-Kanzler Hardenberg gestattete, zu Gitschin in Böhmen mit dem Oesterreichischen Premier-Minister Metternich zu conferiren, während Prag zur Abhaltung eines Friedens-Congresses freigegeben war. Der Waffenstillstand war auf Oesterreichs Wunsch bis zum 16. August verlängert worden; je näher dieser Termin kam, desto mehr sahe man ein, daß ein Friedensschluß nicht denkbar war. Die Bevollmächtigten in Prag schienen ohne Ausnahme dazu nicht instruirt zu sein.

Noch schwankte man über Oesterreichs Benehmen, als die frohe Kunde einlief, daß russische und preußische Heeresmacht in Böhmen eingerückt waren. Nun war man dessen Beitritts versichert, und zugleich überzeugt, daß Napoleons Mittel nicht hinreichen würden, um dem ganzen Europa mit glücklichem Erfolge zu widerstehen. Ueber seine dermalige Lage kam man nicht überein; während einige deren Mißliches daraus herleiteten, daß die verbündete Armee in Böhmen eine furchtbare Flankenstellung inne habe, welche alle Thatkraft der französischen Armee lähme, führten Andere an: daß Napoleon seine Kräfte auf der Sehne des Bogens bewege, mithin nach dem schwächsten Punkte die stärksten Angriffe dirigiren könne, zugleich durch die Stellung bei Dresden, Pirna und Königstein die böhmische Armee im Schach halte. Darüber war jedoch nur eine Stimmung: daß die Tapferkeit der Preußen keinem Zweifel unterliege, und ihre Begeisterung beispiellos sei.

Die englische Regierung hatte sehr viel geleistet, um

Preußen bei seinen schwachen Hilfsmitteln zu unterstützen; ganze Schiffsladungen mit Montirungen, Waffen und Munition waren in Colberg eingetroffen, und die preußische Armee ward auf die bunteste Art gekleidet. Da sahe man Infanterie in blauen und grünen englischen Montirungen mit Caskets und wollenen Büscheln, wie sie noch nie zum Vorschein gekommen; die Officiere hatten die preußische Uniform, und daran bloß erkannte man die preußischen Truppen.

Die Landwehr war zahlreich, nicht glänzend, aber bequem gekleidet, und ihr Geist ward allgemein für gut erkannt. Die Berliner Landwehr stand unter den Befehlen des General Puttlitz, eines Officiers, der sich bei der Belagerung von Glogau im Jahre 1806 als sehr entschlossen gezeigt hatte, und sämmtliche preußische Truppen, unter der Anführung von Bülow und Tauenzien, waren in der Nähe von Berlin concentrirt.

Der Kronprinz von Schweden befehligte en Chef die Nordarmee, bestehend aus den preußischen Corps von Bülow und Tauenzien, den russischen von Winzingerode und Woranzoff, und der schwedischen Armee von angeblich 30000 Mann, unter dem Feldmarschall Stedingk. Ferner gehörte dazu das Corps des General Wallmoden in Mecklenburg, aus vielerlei Truppen zusammengesetzt, worunter die Lützowschen und Reichschen Frei-Corps, auch eine Abtheilung Tyroler Jäger aus lauter Eingebornen des Landes in ihrer Nationaltracht bestehend.

Die schwedische Armee war nicht durch Berlin gekommen, doch hatte ein Theil derselben eine Zeitlang auf den Bergen zwischen Spandau und Charlottenburg gelagert, und war dadurch kennen gelernt worden. Es waren schöne frische Leute, alle blond, und ein einziger Zug war es, daß sie sich mit Kohlen Schnurrbärte gemalt hatten.

Die Zeit des Ablaufes des Waffenstillstandes rückte näher,

und die dann zu erwartenden Dinge erregten Spannung; die verbündete Macht unter dem Kronprinzen von Schweden rechnete man auf mehr als 100,000 Mann bloß in der Nähe von Berlin, und fand darin Anlaß sich zu beruhigen, weil man voraussetzte, daß die verbündete Macht in Böhmen dem Feinde nicht Zeit lassen würde, andere Puncte nachdrücklich anzugreifen.

Die große Verbrüderung zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich war zu Stande gekommen, und, von dem Gesichtspuncte betrachtet, daß Erfahrung zur Einigung und Aufopferung aller Kräfte nöthigen mußte, wenn das Ziel — die Unabhängigkeit der Mächte — wirklich erreicht werden sollte, mußte man sich gestehen, daß die zeitige Verbindung die drohendste war, welche Napoleon jemals gegenüber gestanden hatte.

Es wurde bekannt, daß den 10. August der Waffenstillstand gekündigt worden, und am 17. die Feindseligkeiten ausbrechen sollten; zugleich hatte Oesterreich den Krieg gegen Frankreich erklärt.

---

## Berlin im August, September und October 1813.

Am 17. August Morgens 6 Uhr rückten die preußischen Truppen, welche in Berlin anwesend waren, zum hallischen Thore hinaus. Es waren 6 bis 7000 Mann, Infanterie, Cavallerie und Artillerie. — Sobald sie den Berg nach Tempelhof zu erstiegen hatten, formirten sie sich in Schlachtordnung ganz regelrecht, und sandten eine Avantgarde von tausend Mann voraus.

Diese letzte Bewegung erregte Unruhe im Publico (das

zu einigen Tausenden die Truppen begleitete) weil einige bedenkliche Köpfe die Vermuthung äußerten, es sei wohl gar der Feind in der Nähe, sonst würde eine solche Vorsorge nicht getroffen werden. Die Blicke folgten daher der Avantgarde, welche zwischen Tempelhof und Britz eine Stellung einnahm, während das Haupt-Corps einige Manövres vor- und rückwärts ausführte. Zu Mittage wandte sich die ganze Brigade nach der Hasenheide, und bezog dort ein Lager unter freiem Himmel.

Am andern Morgen erfuhr man, daß auf der Vorpostenlinie am 17. eine allgemeine Recognoscirung angeordnet gewesen sei, von welcher mehre Gefangene, und unter diesen ein bairischer Oberst, eingebracht worden. Es war doch wieder ein kleiner Vortheil, mit dem der neue Krieg begann, man konnte sich aber nicht verhehlen, daß mehr zu thun sei, und in Kurzem gethan werden müsse; denn bis jetzt war man über die Pläne des Feindes nicht im Klaren, der wohlweislich während dem Waffenstillstande seine Macht von der Grenze abgezogen hatte, um nicht ahnen zu lassen, wohin er sie richte. — So viel aber ersahen die Berliner, daß ihre Stadt noch nicht in höchster Gefahr war, und zuvor ernstliche Begegnungen statt finden würden. —

Der Bivouac in der Hasenheide zeigte ein ganz militairisches Leben; die Soldaten kochten und brieten lustig, was sie hatten, umgeben von den stets schaulustigen Berlinern, die jetzt ein vaterländisches Feldlager vor sich sahen, und herrliche Freundschaft mit den Lagernden pflogen. Von der Grenze her erfuhr man nichts, und innerhalb der Stadt war es ruhig, beinahe still, wie die Ruhe vor einem Orcane.

Am 19. war es schon dunkel und ein finstres Wetter, als die Trommeln und Feldmusik lustig in der Stadt sich hören ließen, und Jeder zu Thür und Fenster eilte, um zu erfahren, was sich ereigne. Die Truppen, welche in der Hasenheide gelagert hatten, kamen wieder in die Stadt zurück, und hatten

so eilig und unerwartet Ordre dazu erhalten, daß sie die schon gekochte Mahlzeit nicht genießen, sondern wegwerfen mußten, was viel Kopfzerbrechen veranlaßte, weil zu einer solchen Schnelligkeit, blos um Berlin wieder zu erreichen, kein Grund zu erkennen war.

Am 21. Vormittags zog diese Besatzung wieder aus und dem Feinde entgegen, der jetzt, wie man erfuhr, mit ansehnlicher Macht vorrückte. Die Soldaten waren vom besten Geiste beseelt; sie sangen, hatten in Reihe und Glied manche Geige und Flöte, die ihre Lust erhöhte, und Jeder, der sie in dieser Stimmung ziehen sahe, durfte sich gestehen, daß sie ihre Schuldigkeit gewiß thun würden. An diesem Tage erfuhr man nichts Neues.

Den 22. früh Morgens sahe man in den Straßen Berlins mehre Soldaten umher gehen, welche, wie man erfuhr, von der Vorpostenlinie gekommen und zersprengt waren, daher Berlin als ihren Sammelplatz gesucht hatten. — Jetzt hatte man die Gewißheit, daß die Franzosen heranzogen, in der Richtung auf Trebbin zu, und zwar sollten sie sehr zahlreich, und der Kaiser Napoleon bei ihnen sein.

Zugleich kamen auch eine Menge Dorfbewohner hereingegangen, die ihre Betten und besten Sachen auf den Wagen geworfen, und sich vor den Franzosen geflüchtet hatten. Diese erzählten mancherlei, namentlich, daß die Franzosen versicherten, Berlin würde geplündert werden; eine unzählbare Menge Wagen zur Fortschaffung der kostbarsten Sachen wäre in ihrem Gefolge, und der General, welcher zuerst einzöge, solle König von Preußen werden.

Nun hatten die Dorfbewohner zwar keinen Franzosen gesehen und gesprochen; ihre Erzählungen aber fanden dennoch Eingang, und deren Eindruck wurde gewaltig verstärkt, als gegen Mittag der Donner des Geschützes sich hören ließ, und in allen Straßen gegen die Gebäude widerhallte. — Das also sollte der Erfolg unsrer Anstrengungen sein, daß Berlin,

dessen Thun von den Franzosen ohne allen Zweifel hart gelohnt worden sein würde, dem Anschein nach in ihre Hände fallen sollte, um sich in dieser Stadt allen Zügellosigkeiten zu überlassen!

So sprach man gegeneinander, und das Vertrauen auf die Handlungsweise des Kronprinzen von Schweden ward sehr schwach; wie war es zu erklären, daß, anderthalb Meilen vor der Stadt, der größte Theil der Armee ruhig lagerte, während ein einzelnes Corps den Angriffen der Uebermacht blos gestellt, und wahrscheinlich vernichtet wurde? — Der Muth der Einwohner sank allgemein, und immer mehr, als die Zahl flüchtiger Dörfler zunahm, wie denn ein Beispiel hundert Nachahmer findet, und nun sogar von den Flüchtlingen erzählt wurde: die preußischen Truppen hätten erklärt, bis Berlin würde langsam retirirt, dann aber mit aller Macht widerstanden werden.

Es war Sonntag, alle Einwohner auf den Füßen, und große Massen zogen aus nach dem Tempelhofer Berge zu, um mehr nahe zu sein, wenn die Schlacht, die man auf heute dort, und zwar auf dem alten Revüeplatze, erwartete, vorfallen sollte. Auf dem Weinberge, jetzigen Kreuzberge, standen Tausende, die Augen südwestlich gerichtet, die Kanonade ward stärker, ihr Näherkommen hörbar, und schon erkannte man abwechselnd Salven aus kleinem Gewehr. Wer ein Fernglas hatte, richtete es nach dem Schalle zu, konnte aber nichts sehen, was der ungemein trüben Luft zugeschrieben wurde, indem die Vermuthungen weit ängstlicher waren, als die Wirklichkeit erfordert hätte. Umsonst bemühten sich Leute, welche Erfahrung vorgaben, zu erklären, daß das Feuern zu entfernt sei, um heute schon bis in unsre Nähe zu kommen; der große Haufen schenkte keinen Glauben, und hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Schlacht hier, und zwar bald, statt finden müsse. *Diese* Meinung stützte sich darauf, daß die Verschanzungen

auf dem Berge, welche man für sehr haltbare Werke ansahe, der diesseitigen Armee als Vertheidigungsmittel dienen sollten.

Und dieser Glaube fand Eingang selbst bei mehr gebildeten und überlegenden Personen, weil seit einigen Stunden der Schall des Gefechts sich viel genähert hatte. Ohne Zweifel trug der Luftzug, welcher sich gerade nach der Richtung des Feuerns begeben, hiezu bei, denn, wie man nachher erfuhr, so rasch war das feindliche Vordringen gar nicht gewesen.

Mit der einbrechenden Dunkelheit verlor sich das gehörte Schießen. — Diese Nacht war mithin noch frei; wie aber wird es morgen aussehen? So fragte Einer den Andern, ohne genügende Antwort zu erhalten, und die Nacht vom 22. zum 23. August 1813 war vielleicht die ängstlichste, die Berlin je erlebt hat.

Von den Vorfällen in der Nähe erfuhr man nichts weiter, als daß, der Sage nach, der Kronprinz bestimmt sollte versprochen haben, Berlin werde nicht in feindliche Hände fallen. Darauf gab man übrigens sehr wenig.

Das Stillschweigen der Behörden diente andrerseits dazu, den Muth ferner sinken zu lassen. Als die Franzosen Ende Mai 12 bis 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt waren, zeigten sich die beruhigenden Anschläge der Obrigkeit; jetzt fand dieselbe keinen Grund zur Beruhigung des Publicums. Der gemeine Mann grübelt über solche Dinge mehr, als man ihm gewöhnlich zutraut, und daher wollte sich jetzt auch kein Vertrauen einfinden.

Am Morgen des 23. sahe man, sobald der Tag graute, wieder die flüchtigen Dorfbewohner einziehen, unter ihnen gemischt verwundete Soldaten — die ersten unserer Seits, welche man sahe — und nun konnte man erfahren, daß die Franzosen gestern Trebbin genommen hatten und von dieser Stadt aus vorgedrungen waren. Ihre Massen waren zahlreich, und ihre Angriffe in großen geschlossenen Haufen geschehen, welche trotz vieler Verluste, die sie erlitten, vorwärts ge-

trieben worden waren. — Die Aussichten waren hienach trübe und ließen nichts Gutes vermuthen.

Das bunteste Gemisch konnte man unter den Linden sehen. Da waren unzählige Bauerwagen, bepackt mit Weib, Kind, Betten, Gänsen und Hühnern, die dazu Gehörigen trostlos über ihr Unglück, und für den Augenblick ohne Rath. — Die verwundeten Soldaten, meistens Blessirte, zeigten dagegen herrlichen Muth; sie hatten sich mit den Feinden gemessen und behaupteten, daß diese nicht widerstehen würden, wenn irgend hinreichende Macht ihnen entgegen träte, weil gestern ein Corps von 6 bis 8000 Preußen durch mehr als vierfache Uebermacht angegriffen, dennoch nur Schritt vor Schritt zurückgegangen war.

Die Berliner hatten das Bedürfniß gefühlt, ihren Vertheidigern Lebensmittel zu übersenden, und so wurden Brode, Fleisch, hauptsächlich aber Bier und Branntwein zusammengebracht, und durch Eigenthümer von Fuhrwerk nach der Armee hinausgefahren, welche freudig diese Gaben in Empfang nahm. Zu Mittag erzählten rückkehrende Wagenführer bereits, daß die Franzosen mehre lebhafte Angriffe auf das Tauenzien'sche Corps, welches den linken Flügel bei Blankenfelde bildete, ausgeführt hatten, jedoch stets zurückgeschlagen worden waren. Allein weiter ließ sich nichts in Erfahrung bringen, auch war die Neugier nicht sehr groß, weil man den ganzen Tag hindurch wegen des entgegenstehenden Ostwindes, vom Schießen nichts hörte.

Am Nachmittage ließen die dunkeln Wolken, welche am Horizonte hingen, erst sanfte Tropfen fallen, die nach und nach dichter und größer wurden und zu einem derben Landregen übergingen. Dieser Regen hielt Manchen ab, der sich vorgenommen hatte, nach dem Kampfplatze zu gehen, und die Schlacht, welche Berlin rettete, wurde von dessen Einwohnern weder bemerkt noch vermuthet. Die Straßen waren öde, und

nur die dringendsten Geschäfte konnten bewegen, aus den Häusern zu gehen.

Als es finster ward, strahlte der südliche Himmel von einer furchtbaren rothen Gluth, die sich an dem dunkeln Gewölk schreckend malte. Schaudernd blickte man dorthin, und glaubte böse Vorzeichen zu erkennen, die sich näher und größer wiederholen würden. Allein kein Schuß ließ sich hören, so wenig, wie irgend eine Auskunft über das, was draußen vorging. Die Wagen, welche mit Zusendungen von der Stadt zur Armee gefahren waren, blieben sämmtlich aus, so sehr sie zum Theil auch die Rückkehr versprochen hatten, und, weil größtentheils auf ihre Berichte gewartet wurde, bemühte man sich nicht um andere Auskunft zu suchen.

Die Nacht war vergangen, der Morgen zeigte sich im schönsten Sonnenschein, und derjenige Berliner, welchen Muße und Neugier dazu trieb, nahm sich vor, nun beim guten Wetter einen Ausflug zu machen, und nachzusehen, was vorgefallen sei. Da begegnete ihnen nahe am Thore ein Transport von 4 bis 500 Gefangenen, von denen ein großer Theil verwundet war, und die die erste Zusendung vom Kampfplatze bildeten. Bald folgten ihnen Berliner Wagen, die man bei der Armee behalten hatte, um sie zum Transport der Verwundeten zu benutzen, welche jetzt solche zur Stadt gefahren brachten, mit der Nachricht, daß ein großer Sieg gestern gegen Abend erfochten worden, und alle Gefahr beseitigt sei. Wie eine Explosion durchflog diese Botschaft die ganze Stadt und gab Veranlassung zu einem Freuden- und Feiertage.

Es war der 24. August, als Stralauer Fischzug beliebter Volkstag; diesmal aber wurde er zum patriotischen Freudentage erhoben, und sicherlich ist Stralau nie so wenig besucht worden als an diesem Tage. Der allgemeine Strom ging hinaus nach Großbeeren, und große Wagen nebst Fußgängern mit Tragen zum Transport der Verwundeten füllten

hinter sich auf den Sattel zu stützen, eine nicht malerische Attitüde.

Eines Nachmittags musterte er auf dem großen Exercier-Platze im Thiergarten einen Theil der preußischen Truppen, und zwar ein Regiment nach dem andern, wobei er sie alle Evolutionen machen ließ, und sich als hoher Sachkenner zeigte. Die Cavallerie namentlich mußte in Colonnen- und Schwärm-Attaquen mehrmals angreifen, und diese Musterung war in ihrer Art eine nie gesehene, und gab von den Talenten des Kronprinzen eine gute Idee. —

Hohen Triumph erregte die Bekanntmachung von der gänzlichen Niederlage der französischen Armee in Spanien bei Vittoria, wodurch dies Land für die Franzosen verloren ging, und sie zu neuen Anstrengungen dorthin gezwungen wurden, um das Eindringen in ihr eignes Reich zu verhüten. — Die Schlacht bei Vittoria hat aber nicht nur Spanien, sondern auch Deutschland befreien helfen, denn ihr Erfolg legte ein großes Uebergewicht in die Schale der Verbündeten, erhöhte ihre Forderungen, und hatte wohl vielen Einfluß auf Oesterreichs Entschluß; wenigstens hat derselbe sich erst nach der erlangten Kenntniß ausgesprochen.

Die Demarcationslinie in der Nähe von Berlin zog sich längs der sächsischen Grenze, war mithin am nächsten Puncte kaum sechs Meilen entfernt. Auf dieser Stelle standen von feindlicher Seite Baiern als Vorposten, und dazu waren die größten und stärksten Leute ausgesucht, um zu imponiren. Man durfte nicht zweifeln, daß auf diesem Puncte sich eine bedeutende Macht zusammenziehen würde, um einerseits Berlin anzugreifen, andrerseits es zu beschützen; hiernach konnte Berlins Publicum den Krieg ganz in der Nähe und gleichsam unter seinen Augen erwarten.

Der größte Theil der Einwohner war voller Zuversicht, die sich darauf stützte, daß der Kern von Frankreichs Heeren in Rußland umgekommen sei, daß ferner die gewaltsam auf-

gebotenen Kohorten der National = Garde nicht Stand halten würden, und endlich, daß die französischen Bundestruppen nur Gelegenheit suchten, Frankreichs Verbindung zu verlassen. Dagegen war diesmal unverkennbar die Ueberzahl der Streiter auf Seiten der Verbündeten überwiegend, wenn Oesterreich ihnen beitrat, woran man nicht mehr zweifelte.

Lange gründete sich diese Hoffnung nur darauf, daß Oesterreich dem Staats = Kanzler Hardenberg gestattete, zu Gitschin in Böhmen mit dem Oesterreichischen Premier = Minister Metternich zu conferiren, während Prag zur Abhaltung eines Friedens = Congresses freigegeben war. Der Waffenstillstand war auf Oesterreichs Wunsch bis zum 16. August verlängert worden; je näher dieser Termin kam, desto mehr sahe man ein, daß ein Friedensschluß nicht denkbar war. Die Bevollmächtigten in Prag schienen ohne Ausnahme dazu nicht instruirt zu sein.

Noch schwankte man über Oesterreichs Benehmen, als die frohe Kunde einlief, daß russische und preußische Heeresmacht in Böhmen eingerückt waren. Nun war man dessen Beitritts versichert, und zugleich überzeugt, daß Napoleons Mittel nicht hinreichen würden, um dem ganzen Europa mit glücklichem Erfolge zu widerstehen. Ueber seine dermalige Lage kam man nicht überein; während einige deren Mißliches daraus herleiteten, daß die verbündete Armee in Böhmen eine furchtbare Flankenstellung inne habe, welche alle Thatkraft der französischen Armee lähme, führten Andere an: daß Napoleon seine Kräfte auf der Sehne des Bogens bewege, mithin nach dem schwächsten Punkte die stärksten Angriffe dirigiren könne, zugleich durch die Stellung bei Dresden, Pirna und Königstein die böhmische Armee im Schach halte. Darüber war jedoch nur eine Stimmung: daß die Tapferkeit der Preußen keinem Zweifel unterliege, und ihre Begeisterung beispiellos sei.

Die englische Regierung hatte sehr viel geleistet, um

zurück. Der Marschall Oudinot wollte nach so böser Einleitung nichts mehr wagen, und ließ seine ganze Armee heimgehen, die durch fliegende Corps Reiterei verfolgt wurde. Damit die Schweden auch Antheil genommen haben sollten, sandte der Kronprinz 6 Stücke Geschütz ab, deren er in seinem Berichte ausdrücklich Erwähnung machte. Uebrigens ließ er die Armee noch einige Tage stehen, und dann langsam gegen Wittenberg vorrücken.

Will man seine Position, wie sein Verfahren beleuchten, so findet man, daß er zu weit rückwärts sich concentrirt hielt, um eine Schlacht zu vermeiden, welche er durch stärkere Entgegenstellung am 22. ohne große Mühe verhindern konnte.

Sonst aber stand seine Hauptmacht zur Deckung Berlins ungünstig, und man darf daher annehmen, daß er den Plan des Feindes genau gekannt und zugleich Potsdam vor einem Angriffe habe schützen wollen. — Uebrigens konnte eine kräftige Verfolgung in der Nacht vom 23. zum 24. August jedenfalls bedeutenden Schaden zufügen; der alte Grundsatz: dem fliehenden Feinde eine goldne Brücke zu bauen, muß aber vorgewaltet haben. —

Indeß war ein Sieg und unstreitig ein sehr wichtiger erfochten, und den Franzosen mehr Geschütz abgenommen worden, als sie im offenen Gefechte bis dahin unter Napoleons Scepter verloren hatten. Der Sieg hatte zugleich neben dem Bewußtsein des physischen Uebergewichtes auch das moralische erhoben, und in dieser Hinsicht war Großes errungen.

Auffallend ist es, daß in den Tagen vom 23. bis 27. August diejenigen Streitkräfte, welche gegen den Regen und Ostwind andrangen, geschlagen wurden. So ging es den Franzosen bei Großbeeren und der Katzbach und den Verbündeten bei Dresden.

Der Anblick des Feldlagers bei Großbeeren war grandios. Am Abende leuchteten Tausende von Wachtfeuern bis in die

weiteste Ferne, und der erheiternde Gesang der durch den Sieg gekrönten Krieger hallte durch die Luft. Nur konnte man sich nicht erklären, warum sie noch hier thatenlos verweilten.

Nachdem vergingen mehre Tage, in denen man nur erfuhr, daß die Armee des Kronprinzen sich endlich auf den Weg gemacht habe, um die Elbe zu erreichen, ja daß sogar in Wittenberg hinein schon Bomben geworfen wurden. Hierzu kam eine Botschaft aus Schlesien von der Schlacht an der Katzbach, die alle Herzen erhob, und ferner erfuhr man durch den Kosakenführer Fürsten Kudascheff, daß er die verbündete Armee vor Dresden verlassen habe, das in Flammen gestanden und bestimmt schon genommen sei.

Hienach war der Untergang Napoleons als entschieden anzunehmen, und man beglückwünschte sich wegen des raschen günstigen Erfolges.

Aber Dresdens Eroberung ward nicht verkündet; statt dessen geschahe die Mittheilung, daß Vandamme mit seinem Corps bei Culm in Böhmen vernichtet und gefangen sei. So schön dies an sich war, ergab sich doch daraus, wie die Verbündeten von Dresden nothwendig zurückgegangen sein mußten, worüber noch Stillschweigen beobachtet wurde, indem erst später deshalb Eröffnungen erfolgten.

Während man unsere Nordarmee an der Elbe glaubte, wurde man überrascht dadurch, daß bei Jüterbock in einer entscheidenden Schlacht die französische Armee unter Ney, der Berlin hatte nehmen sollen, geschlagen war und viel Geschütz und Gefangene verloren hatte. Der Sieg bei Großbeeren hatte demnach allein nicht hinreichend gewirkt, um fernere Versuche auf unsere Stadt abzuhalten, und bei näherer Kenntniß von den Vorgängen bei Jüterbock, später die Schlacht bei Dennewitz genannt, erschrak das Berliner Publikum über die Nähe und Größe der Gefahr, die es bedroht hatte. Die höchste Aufopferung der Preußen unter Bülow nnd Tauenzien war nöthig gewesen, um den Feind abzuwehren, der diesmal unter

dem hitzigen Ney gewaltig angedrängt hatte, bis die schwedischen und russischen Corps zur Hilfe erschienen, deren Gegenwart die letzten verzweifelten Versuche des Feindes vielleicht zurückhielt, welcher übrigens schon geschlagen war.

Dafür war der Sieg vollständig und glorreich geworden, und die französischen Schaaren wurden bis Torgau hin verfolgt, auf welcher Flucht sie bedeutenden Verlust erlitten.

Gefangene und eine unzählbare Menge eroberter Geschütze wurden in Folge dieses Sieges nach und nach eingebracht, und die Stadt gewann das Zutrauen, daß sie von fernern feindlichen Versuchen verschont bleiben würde. —

Vor dieser Schlacht war noch ein kleinerer, aber glänzender Vortheil erfochten worden, der besonders für Berlin interessant ward, weil die Berliner Landwehren ihr Probestück dabei heldenmüthig abgelegt hatten. Ein Corps von 10 bis 12000 Mann unter dem General Girard war von Magdeburg ausgezogen, um zu der Armee zu stoßen, welche Berlin nehmen sollte. Ihm wurden den 28. August bei Belzig ein Corps Preußen unter Hirschfeld entgegengestellt, das an Zahl geringer wie das feindliche war, dennoch, unterstützt von den Kosaken unter Czernitscheff, kühn zum Angriff überging und die Feinde zersprengte. 1300 Gefangene und 7 Kanonen wurden aus diesem Gefechte eingeführt, und es gab den Berlinern hohe Freude, von ihren Angehörigen durch Privatbriefe nähere Auskunft über deren Theilnahme an diesem Gefecht zu erfahren. —

Im Allgemeinen waren die Aussichten gut. Bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz hatten die Verbündeten Siege erfochten, in deren Folge Blüchers Armee bis nahe an die Elbe, die Nordarmee bis zur Elbe vorgedrungen waren und mindestens 15 — 16000 Gefangene und 200 Kanonen genommen hatten. Ferner waren die Unfälle der [illegible]deten Haupt-Armee vor Dresden durch den Sieg bei

Culm ausgeglichen worden und der französische Verlust im Allgemeinen bedeutend größer, als der der Verbündeten.

Zugleich streiften Kosáken und andere leichte Corps jenseit der Elbe auf allen Verbindungswegen des Feindes, und thaten ihm manchen Abbruch. Daher hoffte man, Napoleon werde bald Sachsen verlassen müssen, nachdem am 16. September sein letzter Angriffsversuch auf Böhmen gescheitert war und er nun entschieden zur bloßen Vertheidigung überging.

Die rasche Offensive der Verbündeten blieb jedoch noch aus, weil Napoleon einigemale mit überlegener Macht gegen Blücher angesetzt und diesen zurückgedrängt hatte.

Ein kleines Gefecht an der Göhrde, worin die Verbündeten unter Dörenberg, bekannt vom Jahre 1809, eine französische Division jenseit der Elbe geschlagen und beinahe vernichtet hatten, erregte Berlins Aufmerksamkeit um so mehr, als hier die Lützower, unter ihnen Jahn und viele seiner Turner, mitgestritten; auch waren einige allgemein bekannte verdienstvolle Berliner Jünglinge geblieben. —

Das Innere Berlins war für die damaligen Verhältnisse beruhigend genug. Fehlte wohl mancher Familie der Versorger, so gab es dennoch für solche von den patriotischen Vereinen Unterstützung, der Verdienst war vollauf, es fehlte sogar an Arbeitern, weil der Verlust der rüstigsten Männer empfindlich fühlbar wurde, und Geld cursirte hinreichend in der Stadt, eine natürliche Folge des Zusammenflusses in derselben für alle Kriegsbedürfnisse, die sie lieferte.

Was vor der Befreiung der Stadt so fühlbar gemangelt, rohe Producte, war jetzt im Ueberflusse angekommen, und gab vielen Händen Beschäftigung; indeß blieb auch der Gegensatz nicht aus, und englische Waaren fanden sich gleichfalls ein zum Nachtheile der inländischen Fabriken, doch verhallte die Stimme des einzelnen Klagenden im allgemeinen Tone der Zufriedenheit, und das Publicum fand eben lobenswerth, daß

fremde Fabricate die bisher unerhört hohen Preise der Waaren herunterdrückten. —

Die Stadt war mit unzähligen Lazarethen gefüllt, in denen vaterländische und fremde, auch feindliche Krieger verpflegt wurden, und diese Lazarethe waren wiederum überfüllt, weil der thatenreiche Feldzug in einigen Wochen viel Opfer geliefert hatte.

Ein nervöses Fieber, der Typhus, begann sich zu zeigen, und nahm bald in vielen Lazarethen überhand, wie er denn später sich nicht blos in Berlin, sondern allenthalben, wo der Krieg nahe war, gezeigt und Tausende hingerafft hat, die das Schwert verschonte.

Noch immer zogen neugebildete preußische Truppen zur Armee, oft in englischer Montirung, häufig noch nicht uniformirt, welche dann vorläufig vor den Festungen verwendet wurden.

Der Monat September verging ohne weitere denkwürdige Thaten. Dagegen trat der October wieder mit wichtigen Ereignissen auf.

Die Nordarmee hatte bei Roßlau eine Schiffbrücke geschlagen, dort die Elbe passirt und sich nach Halle zu gerichtet. Blücher mit dem schlesischen Heere gewann durch einen unvermutheten Flankenmarsch die Elbe, setzte über, und schlug ein französisches Corps unter Bertrand bei Wartenburg. Dadurch ward Napoleons bisherige Kriegsführung verändert, und die Zeit war verschwunden, in welcher er die Bewegungen vorgeschrieben hatte.

Blüchers Zug nach Elster war unstreitig kühn und gefahrvoll, wenn der Feind ihn zur rechten Zeit benutzt hätte; aber die französische Armee durfte ihrer Seits nicht mehr ausgedehnte Operationen wagen, ohne Gefahr, vernichtet zu werden, vielmehr mußte sie sich möglichst enge zusammenhalten, um den umgebenden verbündeten Heeren, wenn sich Gelegenheit dazu bot, mit vereinter Kraft Vortheile abzugewinnen.

Napoleon ergriff noch einmal solche Gelegenheit, warf zu Anfange des October einige Corps über die Elbe, überrumpelte die Schiffsbrücke der Nordarmee bei Roßlau, und setzte diese in Verlegenheit, und dann trieb er die vor Wittenberg stehenden Beobachtungstruppen bis Berlin zurück. Hier verbreitete sich zum letztenmale großer Schrecken, zurückgetriebene Truppen erschienen, und erzählten, daß sie unvermuthet von großer Uebermacht angegriffen und verfolgt wörden waren, und namentlich sollten unzählige polnische Uhlanen im Anzuge sein.

Die Lage schien bedenklich. Die Armeen jenseit der Elbe, die Verbindung gehemmt, und Napoleons Armee diesseit im Anzuge gegen Berlin, und ihm gegenüber nur das Tauenzien'sche Corps. — Das Gouvernement suchte durch eine Bekanntmachung zu beruhigen, worin gesagt war, daß keine Gefahr zu befürchten sei, indem auch noch ein russisches Corps unter dem Fürsten Czerbateff zur Deckung beauftragt wäre. — Die Zeit gab dagegen die beste Beruhigung, denn die französischen Corps waren schnell über die Elbe zurückgegangen, und zogen sich bei Leipzig zusammen, um dort die Schlacht einzuleiten, welche Deutschland befreien sollte.

Zur Unterhaltung diente Czernitscheffs Zug nach Cassel, der dem Königreiche Westphalen de facto ein Ende machte; denn wenn gleich die Stadt wieder verlassen werden mußte, so hatte wohl alle Ordnung der Regierungszweige damit aufgehört.

Im nahen Mecklenburg hatte Davoust, den man erst am Meisten als den unternehmendsten Feldherrn fürchtete, sich mit einigen Demonstrationen begnügt, und dann allmälig das Land verlassen.

Es that überhaupt sich kund, daß nur da, wo Napoleon persönlich auftrat, der Erfolg auf seiner Seite war; die Marschälle waren unstreitig gute Befehlshaber, aber gewöhnt, speciell geleitet zu werden, und die Züge Macdonalds gegen Breslau,

so wie Oudinots und Neys gegen Berlin, geben den Beleg dazu. Davoust aber that nach Verhältniß noch weniger, weil er Wallmodens Schaar, die ihm gegenüber stand, durch energische Angriffe hätte vernichten müssen, die auch nur schwach und aus allerlei ungeübten Truppen zusammengesetzt war.

Auch hätte Davoust dreist die Deckung Hamburgs den Dänen überlassen, und sich ohne Widerstand zum 23. August in der Nähe von Berlin einfinden können, wodurch der bedächtige Bernadotte ohne Zweifel zum Rückzuge veranlaßt worden wäre, und die Lage der Dinge eine ganze andre Gestalt gewonnen hätte; allein der vermeintlich kühne Davoust war eben so bedächtig wie Bernadotte, und nur zur Vertheidigung geschaffen, sobald er sich selbst leitete.

Am 16. October, dem Tage der ersten Schlacht bei Leipzig, rückten die bisher in Berlin verweilt habenden Truppen wieder aus, und zwar mit der Vorsicht, als wenn der Feind zwei Meilen entfernt stände, ein sicherer Beweis, daß auch hier Kenntniß und Zusammenhang fehlte. Die Einwohner hingegen waren schon längst beruhigt, indem man von Annäherung der Feinde nichts wußte, und wie immer die beste Zuversicht beibehielt. —

Am 18. October, dem Entscheidungstage von Leipzig, ging die Nachricht ein — durch Estafettengelegenheit, wie seltsam genug gesagt wurde — daß Blücher am 16. bei Groß-Kugel eine ansehnliche feindliche Macht bekämpft, besiegt und viel Gefangene und Geschütz genommen habe. — Die Angabe war so seltsam gefaßt und bei ihrer Wichtigkeit der Umstand: durch Gelegenheit, so verdächtig, daß selbst die besten Patrioten ihr nicht trauten, und den ganzen Vorfall entweder für unbedeutend, oder für nachtheilig hielten. Dazu kam noch, daß der Eindruck, den die französische Demonstration diesseits der Elbe verursacht, nicht verschwunden

war, und der Sieg Blüchers vom 16. bei Möckern, ein sehr glorreicher, fand anfänglich wenig Anerkennung.

Allein am 20. früh ertönte Jubel durch die ganze Hauptstadt; Abends vorher schon war durch Couriere Nachricht gekommen, daß am 18. eine allgemeine Schlacht bei Leipzig statt gefunden, und der Sieg vollständig geworden sei. Die Straßen wiederhallten von dem Rufe der Austräger über die große gewonnene Schlacht bei Leipzig, und das Extrablatt gab Vortheile an, die der kühnste Sinn nicht gehofft hätte. Auch ließ das Gouvernement durch Anschlagezettel die Nachricht allgemein verbreiten, und solche waren durch große Gruppen belagert, welche triumphirend ablasen, was verkündet ward.

Das war seit langer Zeit der schönste Tag, welcher dem Sinn der Berliner genügend Befriedigung gab, und in den nächsten Tagen erfuhren sie als Zugabe, daß Leipzig erobert worden sei und Napoleon mit seiner Armee in unaufhaltsamer Flucht der Gegend von Erfurt zueile, wo er vielleicht sich noch einmal entgegen stellen werde. Selbst die kühnen Hoffnungen, daß er in den Engpässen an der Saale und Unstrut würde festgehalten werden, wurden erregt, doch nicht befriedigt, wiewohl bei Freiburg General York den Franzosen noch große Verluste zufügte.

Jetzt war Napoleons Macht in offener Schlacht geschlagen und er zum wilden Rückzuge gezwungen worden, bei dem er durch übereilte Sprengung der Brücke nach Lindenau eine namhafte Masse seiner Streitkräfte geopfert hatte. — Dadurch ging ihm in Berlin nicht blos seine Furchtbarkeit, sondern auch sein Ruf verloren, den ihm übrigens das allgemeine Publicum nie zugestanden hatte, jetzt aber volle Bestätigung seines Urtheils zu finden glaubte.

Ist das der große Feldherr, vor dem Europa zitterte? So schloß der Kronprinz von Schweden seinen Bericht über die Schlacht bei Leipzig, ohne zu ahnen, wie sehr er dem Vorurtheile der Berliner damit huldigte, als er seine eigne

Leidenschaft, Haß gegen den Machthaber Frankreichs, dadurch leuchten ließ. Freilich konnte man dem Kronprinzen keine fehlerhafte Schlachtanordnung zur Last legen, da eine solche von ihm nie ertheilt war, und die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz sich ohne sein Zuthun ereigneten, während er als Zuschauer den Ruhm derselben theilte; als man aber erst vollständige Berichte über die Schlachten bei Leipzig empfing, mit Plänen begleitet, da sank Carl Johann mit seinen hochtönenden Phrasen in der öffentlichen Meinung auf immer, denn — er hatte doch gar zu wenig gethan.

Eine Kritik der Schlachten bei Leipzig steht uns nicht zu; sie ist geschlagen und gewonnen worden, wie man bei der Masse und Stimmung der Völker vorhersehen konnte; allein, wenn sie, wie kaum denkbar, verloren worden wäre, dann würde sich gezeigt haben, wie Napoleon den Sieg benutzt haben möchte, um den er mit der letzten Anstrengung kämpfte.

Die Tage von Leipzig werden längst nicht mehr gefeiert, höchstens noch in einigen Privatcirkeln; aber Deutschland sollte ihrer nicht vergessen, es hat sein jetziges Loos — gleichviel wie man es nenne — jenen Tagen zu verdanken, und das Blut der Väter ward willig vergossen, um den Kindern und Enkeln Tage des Glücks zu bereiten.

Es gibt Gegenden, die zum Schlachtfelde auserkoren scheinen, und wo, wie man dreist behaupten kann, jedes Sandkorn mit Blute reichlich gedüngt ist. Sei es Zufall oder wirklich in der geographischen Lage begründet; genug, wenn man sich die Landstriche von Leipzig, von Baiern, von den Niederlanden und von Italien denkt, wo seit Jahrhunderten die blutdürstenden Schaaren auf einander stießen, und sich mordeten, weil Zwietracht der Fürsten sie zum Hasse trieb, so erscheinen sie uns als zu solchem Werk bestimmt, und wenn ich je einen Theil derselben bereist habe, mochte es bei Tage oder im hellen Mondenschein sein, so stiegen Tausende von blassen Gestalten, die klaffenden blutigen Wunden zeigend,

vor meinen Augen aus dem Erdboden, der ihr Blut einsog und ihre Gebeine deckt. —

Das Erhabenste und das Schrecklichste bildet ein Schlachtfeld; dies wird Niemand läugnen, der ein menschliches Herz im Busen trägt, und dennoch ist dem Manne die Kampflust angeboren, und wer fühlt nicht einen Zug dahin, wo man den Pulverdampf empor steigen sieht, und der Donner des Geschützes die Männer und die Rosse nicht zurückschreckt, welche mit edler Entsagung feurig sich auf einander stürzen!

Am 24. October — demselben Tage, an dem vor sieben Jahren Frankreichs erste Krieger in Berlin einzogen, wie so mancher daran gedachte — wurde in allen Kirchen der Hauptstadt dem Himmel feierlich für den entscheidenden Sieg gedankt, und um die wirkliche Freude zum Entzücken zu steigern, kam der König Friedrich Wilhelm an, und umarmte vor dem Dome seine Kinder mit denen vereint, er darauf in der Kirche seinen Gefühlen freien Lauf ließ. Tausendfaches Lebehoch ward ihm dargebracht, und gewiß, nie ist er inniger von seinem Volke empfangen worden, als an jenem Tage, wo der Lorbeer des Sieges ihn umstrahlte und Preußen wieder durch ihn sich in die Reihe der ersten Mächte gehoben sahe. —

Eine unzählbare Menge gefangener Franzosen kam in Folge der Schlachten von Leipzig durch Berlin, und dabei einige Transporte, die aus lauter Officieren bestanden, welche düstern Blickes die Stadt durchzogen, in welche triumphirend einzuziehen sie gehofft hatten.

Napoleon hielt bei Erfurt nicht an, sondern wanderte mit reißender Schnelligkeit dem Rheine zu. Er durfte nicht säumen; Baiern hatte sich von ihm losgerissen, den Krieg ihm erklärt, und dadurch begonnen, daß es seine Armee unter Wrede, vereinigt mit einem österreichischen Corps, schleunigst auf die Rückzugslinie Napoleons dirigirte, um ihn aufzuhalten. — Die Politik kennt keinen Edelmuth,

und giebt dem Freunde, wenn er strauchelt, den letzten Stoß, um ihn zum Fallen zu bringen.

Die Schlacht bei Hanau beschloß die großen Kriegsscenen diesseits des Rheins im offnen Felde, und täuschte manche Hoffnung, die voreilig Napoleons völligen Untergang diesseits des Rheines vermuthet hatte. —

Von nun an verlor Berlin an localem Interesse zum Kriege, und die Einwohner beschränkten sich darauf, die Zeitungen zu lesen, und die weitern Fortschritte der Verbündeten zu verfolgen. Schon ward ihr Uebergang über den Rhein zu Anfange November als geschehen verkündet, bestätigte sich aber nicht. —

Zunächst erfolgte die Uebergabe von Dresden, und die Gefangennahme von 33,000 Franzosen unter Saint-Cyr, der gegen freien Abzug seine Stellung übergab, aber nachher, weil die Souverains die Capitulation nicht bestätigten, sein Corps den Verbündeten überliefern mußte. —

Der König von Sachsen war in Leipzig gefangen und nach Berlin gesandt worden. Dort ließ man ihn im Schlosse wohnen, und wenn, wie häufig geschahe, er ausfuhr, so begleiteten ihn zwei Gendarmen als Wache. — Er nahm sich eines Königs würdig, und imponirte durch ein unbefangenes Wesen, das seinen Seelenschmerz nicht durchblicken ließ, selbst den Berlinern, von denen ein ziemlicher Haufen sich versammelte, wenn seine Equipage im Schloßportale hielt, und er mit der Königin und der Prinzessin Auguste einstieg, um eine kleine Excursion in der Umgegend zu machen.

Ein graues Kleid, halb civil, halb militairisch, nach altem Schnitt, dazu eine lange Weste, kurze Beinkleider, Schuhe mit Schnallen, ohne weitere Auszeichnung, bildete Friedrich Augusts Bekleidung; den Hut trug er in der Hand, und der Kopf war mit gepuderten Locken und einem Zopfe versehen, seine Miene war immer freundlich ernst, und ein unverkennbares Wohlwollen darin vorherrschend. — Wenn er ab-

fuhr vom Schlosse, trat die Wache ins Gewehr und präsentirte, wobei die Trommel gerührt wurde.

Gewöhnlich hatte er zwei Läufer vor seinem Wagen hergehen; die Livree sowohl dieser als der Kutscher und Bedienten, war sehr altmodisch, von schwefelgelber Farbe, und erregte nur kurze Zeit die Aufmerksamkeit der Berliner, indem sie sich bald an die Spatzierfahrten des Königs als alltäglich gewöhnten.

Er wurde später nach Friedrichsfelde gebracht, wo er sich aufhielt, bis er im Februar 1815 nach Wien berufen ward, wo man ihm die Hälfte seiner Länder wiedergab.

Indeß schmeichelte es Berlins Publicum, daß ein gefangener König, als seltene Erscheinung, in seiner Stadt gehalten wurde. —

Nachdem die Ueberreste der französischen Armee den Rhein passirt hatten, fiel eine geraume Zeit hindurch an den Ufern dieses Flusses nichts vor. Das preußische Corps unter Bülow nahm dagegen rasch Holland ein, wo der alte Erbstatthalter wieder die Regierung antrat, von dem Volke mit Enthusiasmus empfangen wurde und diesen benutzte, um rasch gegen die Franzosen eine Militairmacht zu bilden.

Die verbündeten Mächte sahen sich jetzt von allen den Fürsten um Aufnahme in ihren Bund angefleht, welche bisher unter der Firma des Rheinbundes gegen sie gefochten hatten.

In dem bisherigen Königreiche Westphalen wurde sehr rasch das alte Kurfürstenthum Hessen hergestellt, dessen früherer Regent sich wieder einfand, und vor allen Dingen eine Kriegsmacht herstellte, um seine thätige Theilnahme gegen Frankreich zu bezeigen.

Auch Braunschweig ward wieder selbstständig, und der bisherige Herzog von Braunschweig-Oels, ein glühender Feind der Franzosen, übernahm die Regierung, die er ganz in seinem Sinne dazu benutzte, recht rasch so viel Mannschaft als er herstellen konnte — zu organisiren, um das Seinige zum Umsturze seines Feindes beizutragen. —

Bald nach Dresdens Einnahme hatte sich auch Torgau, und nicht minder Stettin und Danzig ergeben, und in dem Monat November fielen vier Hauptplätze somit in die Hände der Verbündeten, außerdem die polnischen Festungen Modlin und Zamosk. Dieser Monat war mithin, wenn gleich nicht von hohem Aufsehen, dennoch der Festungs-Einnahmen wegen, wichtig genug, und die Berliner wurden jede Woche durch eine solche gewünschte Nachricht überrascht und fanden sich höchst glücklich. —

Dagegen konnte das Publicum es sich nicht erklären, aus welcher Ursach die verbündeten Heere am Rhein still standen und nicht hinüber gingen, um die französische Macht in einem Zuge zu vernichten. Jede Zeitung wurde mit der Zumuthung in die Hand genommen, daß sie den Rheinübergang melden sollte, und unwillig weggelegt, wenn man nichts darin fand. Die Fortschritte Bülows in Holland waren das Einzige, das noch Theilnahme erregte; der Monat December verging aber ebenfalls, ohne daß Berlin etwas Wichtiges sahe oder erfuhr.

Daß Unterhandlungen mit Napoleon eingeleitet waren, erfuhr man aus Privatbriefen; eben aber diese Einleitung behagte dem aufgeregten Vaterlandssinn nicht; das Schwert sollte entscheiden, um das, was dann festgesetzt wurde, auch festzuhalten.

---

## Das Jahr 1814.

---

Am 1. Januar des neu begonnenen Jahres liefen eilig die ersten Zeitungsleser zu den andern, das Blatt in der Hand. Freudig theilten sie die darin enthaltene Nachricht mit: daß das verbündete Hauptheer in Basel eingerückt und dort über den Rhein gegangen war.

Fast war man schon verzweifelt darüber, ob dieser letzte große Streich erfolgen würde oder nicht; die Hindernisse, welche die Vorbereitungen zur neuen Zusammensetzung des Bundesheeres erforderten, kannte man nicht und wollte nur alle disponible Truppen in Frankreich einrücken und das Land überschwemmen lassen, wie Bülow in Holland es gethan, auf dessen Beispiel verwiesen wurde.

Jetzt war es geschehen, der Wunsch erfüllt, und an dem guten Ausgange des letzten Kampfes zweifelte das Publicum im Allgemeinen nicht. Zwar trat, als der Kampf in der Nähe nun beendet und die wilde Wuth dadurch befriedigt war, mancher wieder mit andern Meinungen auf, und setzte auseinander, daß es nicht gerathen sei, Napoleon in Frankreich, den Löwen in seiner Höhle, anzugreifen, und die Wuth des Volkes durch solchen Angriff zu reizen, indem das Jahr 1792 ergeben habe, was dabei zu wagen sei. Zwar seien die Verbündeten jetzt mächtiger und einiger als damals, das Gegentheil finde aber auch bei dem Feinde statt, den jetzt Ein kräftiger Wille leite; zudem habe die Abneigung der Franzosen gegen ihren Machthaber sich auch nur in so fern ausgesprochen, als er den Eroberungs-Kriegen kein Ende mache, woraus folge, daß sie den Feind innerhalb ihrer Grenzen mit dem größten Hasse bekämpfen und zurückweisen würden.

Der größere Theil wollte diese Einwendungen nicht gelten lassen, hielt dafür, daß die Franzosen nach den erlittnen Niederlagen zu fernerem ernsthaften Kampfe unfähig, und das Volk der kriegerischen Herrschaft seines Kaisers müde sei, und daß demnach die Aufopferung und die Möglichkeit der damit verbundenen Gefahren nicht in Betracht kommen könne gegen die Erfolge, welche der fortgesetzte Krieg gewähren müsse.

So kam denn auch zur Freude dieser Letzteren die Kunde, daß Blüchers Heer in der Neujahrsnacht über den Rhein gegangen war. Der neue Krieg entbrannte, und bald, so hoffte

man, würde durch entscheidende Schläge Paris und der Friede gewonnen werden.

Als ein gutes Vorspiel betrachtete man es, daß Wittenberg, welches sich lange hartnäckig vertheidigt, in der Nacht vom 12. zum 13. Januar durch stürmende Hand genommen worden war. Allenthalben stand das Glück mit den Verbündeten im Bunde.

Der Kronprinz von Schweden hatte mit seinen eignen Truppen sich nach Holstein gewandt, und dort die Dänen durch mehre glückliche Streiche zum Frieden gezwungen.

In Hamburg sahe Davoust sich eingeschlossen und ein russisches Heer unter dem General Bennigsen bewachte ihn scharf. —

In Frankreich selbst drang das verbündete Heer mit schnellen Schritten vor und befand sich an der Aube, ohne andere als unbedeutende Gefechte bestanden zu haben. Andrer Seits war Genf genommen worden und Lyon schien eine offnen Beute zu sein. Es entstand daher bei Vielen die Meinung, man werde Frankreich ohne großen Kampf zum Frieden zwingen. Die Zeitungen erzählten wiederholt, daß alle Streitkräfte Frankreichs erschöpft, und ein fernerer Widerstand nicht möglich sei. —

Dies war, was man über die kriegerischen Angelegenheiten wußte und dachte; etwas, das augenblicklich Berlin näher interessirte, war die Ankunft der russischen Kaiserin, Gemahlin Alexanders, welche im Januar eintraf, und nach Verweilen von 2 Tagen ihre Reise nach Baden fortsetzte.

Es war ein kalter Wintertag, als Berlins Publicum, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, in großen Massen geduldig auf die verheißene Ankunft der Kaiserin wartete. Hohe Festlichkeiten waren nicht angeordnet, Militair wenig vorhanden, und die National-Garde und Gendarmen mußten sich bemühen, den Weg offen zu halten. Endlich, und es dämmerte schon, sahe man den Blitz der Kanonen, welche die

Ankunft verkündeten, worauf nach mehren andern Wagen mit dem begleitenden Hofstaate der Wagen mit der Kaiserin erschien, aber des kalten Tages wegen verschlossen war, so daß Wenige die hohe Besuchende betrachten konnten. Man fand sich demnach geschmeichelt, daß eine Kaiserin Berlin mit ihrer Gegenwart beehrte, und ahnte damals nicht, daß in unsern Zeiten die Kaiserin von Rußland sehr oft in unserer Stadt sein würde. —

Im Anfange des Februar wollte man schon Nachrichten haben, daß die Kosaken bis 6 Meilen vor Paris umherstreiften. Viele glaubten, es werde dieser Stadt ergehen, wie unserer am 20. Februar des verflossenen Jahres, und schon malte man sich in Gedanken die großen Augen der Pariser, wenn unvermuthet die Barbaren mit ihren Spießen in den Straßen der Hauptstadt umhersprengen, und die französischen Soldaten niederstechen würden. Daß es so kommen müßte, wurde vielseitig nicht bezweifelt, und zu diesem Behuf angeführt, daß Paris nicht einmal Thore habe, folglich jedem Handstreich offen stehe.

Alle Aufmerksamkeit verwandte sich jetzt nach Paris, schon hoffte man jeden Posttag Auftritte in dieser Stadt zu erfahren, welche man sehnlich wünschte, und die wirklich unglaublich raschen Fortschritte der Armee waren der beflügelten Ungeduld noch viel zu langsam, so wie die Zeitungen solcher erwähnten; es wurden daher viele Privatnachrichten vorgegeben, die die Sache weit günstiger schilderten, und häufigen Glauben fanden, so daß gemäßigte Leute, welche die Zeitungsnachrichten verfechten wollten, mitunter als unpatriotisch sich behandelt sahen.

In der Mitte des Februar überraschten daher officielle Nachrichten, welche von der Schlacht bei Brienne Mittheilung machten, und, wenn auch einen vollständigen Sieg, dennoch meldeten, daß Napoleon wieder mit einer namhaften Armee persönlich sich entgegen gestellt habe, wonach fortgesetzte Käm-

pfe zu erwarten standen. Indessen stellte man viele Hoffnung auf die Angabe: daß die französische Armee viele Deserteurs verlöre, die der ungerechten Sache ihres Oberhaupts abtrünnig wurden.

Darauf folgte aber eine Ankündigung: „in Chatillon für Seine — welches für neutral erklärt — sei ein Friedens-Congreß eröffnet, zu dem von allen kriegführenden Mächten, selbst England, Bevollmächtigte abgesandt worden, und es schien mithin sehr nahe zu liegen, daß dieser Congreß seinen Zweck erfüllen dürfte. — Das lag nicht im Willen der Berliner, welche den Gegner noch nicht gedemüthiget genug hielten, und nur neue List seiner Seits, um Zeit zu gewinnen, und den Samen der Zwietracht zu seinen Gunsten auszustreuen — vermutheten.

Der große Haufen blieb, wie jener Römer einst, bei dem Grundsatze stehen: Also muß Napoleons Macht zerstört werden. — Unterstützung fand er darin, daß Mürat, König von Neapel, die Sache Napoleons nicht nur verlassen, sondern sich zu den Verbündeten gesellt hatte, daß ferner überall mehr als Sieg, das Glück unsere Fahnen begünstige, indem namentlich um diese Zeit häufig behauptet ward: Antwerpen, der Platz von der höchsten Wichtigkeit für Napoleon, weil er seine Flotte barg, sei genommen worden, und dies ward von gebildeten Personen bestätigt, welche Briefe des Generals Thümen mit dieser Nachricht gelesen haben wollten. Mit großem Befremden wurde daher die officielle Bestätigung vermißt.

Die verbündete Armee drang indeß nach der Schlacht von Brienne weiter vor, hatte Troyes und Arcis erreicht, und von Blücher wurde ein Schreiben aus Etoges mitgetheilt, in dem er die Vermuthung aussprach; sein nächstes Schreiben werde von Paris datirt sein, auch wurde angegeben: die österreichische Avantgarde habe am 10. Februar bereits in Melun,

10 Stunden von Paris gestanden, hienach wurde der Einzug in Paris mit jedem Tage erwartet.

Der Kronprinz von Schweden mit seiner Armee war an dem Rhein angelangt, schien also Theil an der Eroberung Frankreichs nehmen zu wollen, hatte auch schon eine Proclamation an die Franzosen erlassen; hiermit aber hat sich seine Thätigkeit in jenem Kriege begnügt.

Von England aus war der Graf von Artois, Bruder Ludwigs XVIII. — welcher letztere fortwährend sich König von Frankreich nannte — nach dem Heere der Verbündeten, und dessen Sohn, der Herzog von Angouleme, nach dem Hauptquartier der englischen Armee abgegangen. Officiell war von deren Endzweck jetzt nicht gesprochen worden, man mußte aber vermuthen, daß sie zur völligen Entthronung Napoleons und Wiedererhebung des Hauses Bourbon Versuche machen sollten, und schloß daraus auf verstärkten Widerstand des französischen Volks. Denn eine Zuneigung für die Bourbons setzte man gar nicht mehr voraus, und hielt ihre Pläne für Chimären.

Ein großer Beweis, wie sehr er seine bedrängte Lage fühle, gab sich bei Napoleon dadurch kund, daß er mit dem von ihm selbst verjagten Könige Ferdinand VII. Frieden schloß und ihn wieder auf den spanischen Thron einsetzte. Eine Handlung, deren Zweckmäßigkeit in Folge der überhäuften dringenden Umstände verloren ging.

Allein es vergingen Tage, Wochen, und der Einzug in Paris ward nicht verkündet. Die Nachrichten von der Armee meldeten Unrichtiges, ergaben, daß die Richtung rückwärts genommen worden, und ein großer Theil des schon besetzt gewesenen Frankreichs wieder verlassen war. Blücher und seine Armee hatten die Nähe von Paris erreicht, wieder verlassen, abermals erreicht und dann sich über Soissons zurückgezogen, ohne daß man weitere vortheilhafte Operationen erfuhr. —

Daß aber wichtige Ereignisse sich begeben hatten, unterlag hie-nach keinem Zweifel.

Endlich, nach langem Hinhalten, ertönte wieder eine Siegesbotschaft vom Gefechte bei Bar für Aube, und hiebei wurde erzählt, daß Napoleon mit einer neu gesammelten Armee durch schnelle Märsche viele einzelne Corps der Verbündeten angegriffen und in Nachtheile versetzt habe, die erst nun wieder durch vereinte Anstrengungen gut gemacht werden sollten, wie denn bei Bar für Aube mit der Offensive aufs Neue angefangen worden sei.

So weit reichten die Nachrichten bis zu Ende des Februar, und erregten allerdings im Berliner Publico neue Besorgnisse, die man längst bei Seite geworfen hatte. Man erfuhr, daß der Rückzug der Haupt-Armee sich schon bis Vesoul erstreckt hatte, und mithin viel Grund vorhanden war, noch verzweifelte Anstrengungen beider Theile zu vermuthen. Auch gaben Privatbriefe Schilderungen, welche erbitterte Kämpfe schwache Corps mit den französischen aufgewiegelten Bauern erduldet hatten, und ein Volkskrieg schien demnach in voller Wuth ausbrechen zu wollen.

Wieder verging mehr als eine Woche, und Entscheidendes ward nicht kund. Es gereichte daher zur Beruhigung und Freude, als der Sieg Blüchers bei Laon gemeldet wurde, wenn gleich der Erfolg nicht von Bedeutung schien, und offenbar Napoleon allenthalben auch nach dieser Schlacht mit der Offensive hervortrat. —

Jetzt kam sogar eine Zeit, wo die directen neuesten Nachrichten aus den Hauptquartieren in Frankreich ganz ausblieben, und unter der Hand theilte man sich mit, daß böse Gerüchte die französische Armee als in den Rücken der unsrigen eingedrungen, und deren Operationsbasis für gefährdet, angaben. Daher stieg manche Besorgniß auf, und mit ängstlicher Theilnahme klagte man es sich, daß von den Angehöri-

gen, die bei der Armee in Frankreich standen, keine Briefe anlangten. —

Zugleich war eine verstärkte Heeresmacht der Franzosen gegen Genf gezogen, und diese Stadt befand sich eine Zeitlang in Gefahr, genommen zu werden; ferner wollte man aus den Niederlanden sehr ungünstige Kunde erhalten haben.

So fand sich kurz vor dem Wendepuncte, der Napoleons Thron und Reich zertrümmern sollte, ein Heer von Zweifeln an dem guten Ausgange ein, der sich von der Armee aus bis zurück nach Berlin verbreitet hatte. Die unvermuthet rasche Umwandlung bewirkte daher auch um so mehr Freude.

In mancherlei Vermuthungen war der März verstrichen und der April eingetreten. Die Dauer des Krieges schien in die weiteste Ferne ausgedehnt, und, wenn man sich gleichwohl nicht die Ueberzeugung versagen konnte, daß die unermeßlichen Mittel, welche dem verbündeten Europa gegen Frankreich zu Gebote standen, auf die Dauer die Besiegung des letztern erzwingen mußten, so war es doch zu wahrscheinlich, welche blutige Anstrengungen dazu noch erforderlich werden würden, als daß die Angehörigen der streitenden Krieger gleichgiltig hätten bleiben können, nachdem die Beendigung so nahe gelegen hatte. —

Inzwischen hatte Cüstrin nach 14monatlicher Blokade capitulirt, und von Glogau hoffte man täglich ein Gleiches; die in letzterer Festung eingeschlossenen Bundestruppen und Croaten hatten solche bereits verlassen, und die französische übriggebliebene Besatzung war zu einer Vertheidigung gegen ernstlichen Angriff zu schwach.

In den letzten Tagen des März war ein russisches Verstärkungscorps, wobei sehr schön geputzte Kosaken in halb türkischer Tracht, wie man sie noch nicht gesehen, durch Berlin gekommen; eben so gingen die preußischen Belagerungstruppen von Cüstrin weiter vorwärts, auch wurde aufs Neue

strenge rekrutirt; kurz alle Anstalten zeigten, daß der Krieg dem Vermuthen nach noch lange dauern möchte. — Der Friedenscongreß zu Chatillon wår ohne Resultat auseinander gegangen, weil die Forderungen Napoleons von den Verbündeten nicht bewilligt werden konnten.

Dies war der bekannte Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, als den 9. April die freudig überraschende Kunde einging: die Haupt-Armee habe sich mit der Blüchers vereint, und die französischen Corps von Marmont und Mortier geschlagen, worauf es nach Paris zu gehe, dem Napoleon nicht mehr zu Hilfe kommen könne.

Am andern Morgen — es war der erste Ostertag — riefen beinahe Hunderte von Stimmen die neuen Extrablätter aus, in denen neue Siege über gedachte Marschälle erzählt wurden, mit dem Anführen, daß die Verbündeten bereits Melún, fünf Meilen von Paris besetzt hätten. Während man noch voller Freude über die in vier und zwanzig Stunden so herrlich aufgeblühten Aussichten, gern die neuesten Extrablätter kaufte, kamen schon andere Herumträger eiligst angezogen, aus Leibeskräften rufend:

Neu Extrablatt! Die Alliirten in Paris!

Und richtig, einige kurze Zeilen enthielten die amtliche Nachricht, daß am 31. März nach Tages vorher abgehaltenem siegreichen Gefechte, die verbündeten Truppen mit dem Kaiser Alexander und Könige Friedrich Wilhelm, ihren Einzug in Paris gehalten hatten, und mit dem größten Enthusiasmus vom Volke empfangen waren.

Dieser herrliche Erfolg übertraf Alles, was man sich als möglich gedacht hatte. — Die letzten Extrablätter waren schneller als je vergriffen, und weil die Träger der frühern einsahen, daß sie mit ihrer Botschaft in den Hintergrund traten, benutzten sie schlau genug die große Aufregung, und riefen ebenfalls: die Alliirten in Paris, worauf aus allen Häusern die Käufer herbeiströmten, um für ihren Groschen die

Bestätigung des höchsten Wunsches schwarz auf weiß zu sehen. Es gab nun manche Verwirrung, wenn ein Nachbar dem andern entgegenkam, und sie das gekaufte Extrablatt von Anfang bis Ende durchlasen, wie Marmonts und Mortiers Heeresmacht zernichtet worden, und die Alliirten auf Paris zueilten; aber vom Einzuge war noch keine Rede. Gleichwohl behauptete wieder ein Andrer, daß er es selbst gelesen, wie am 31. März der Einzug statt gefunden habe, worauf er keinen Glauben fand, denn die letzten Extrablätter waren alle im Mittelpuncte der Stadt geblieben, während die früheren in die entlegenen Viertel getragen, und dort unter fremder Firma abgesetzt worden waren.

Der Irrthum klärte sich aber bald auf, weil Anschlagezettel die entscheidende Nachricht bestätigten, und der Courier durch 24 blasende Postillone feierlich eingeholt wurde zur größten Erbauung der Einwohner, die bisher immer einen solchem Aufzug, der im siebenjährigen Kriege so häufig statt gefunden, gewünscht hatten.

Berlin feierte ein Osterfest, wie es dessen nie gab, oder vielleicht wieder geben wird. Vor einem Jahre erschütterte der Donner der Kanonen bei Spandau die Fenster Berlins, vor zwei Jahren paradirten die neuerdings eingerückten Franzosen Oudinots in den Straßen, ein Jahr später war zum Osterfeste die Nachricht eingetroffen, daß Napoleon von Elba aus in Paris eingerückt sei; — diesmal aber, 1814, erfüllte die befriedigendste Stimmung über die wiedergewonnene Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes die Herzen. Es war ein schöner Frühlingstag, nur die Kranken und Greise blieben in den Häusern, wogegen die Straßen und Promenaden mit vielen Tausenden sich belebten, und, wie immer bei solchem Anlasse, wildfremde Menschen sich durch ihre Mittheilungen befreundeten. Selbst die französischen kriegsgefangenen Officiere, deren ein ganzer Haufen im Thiergarten umher promenirte, zeigten oder stellten sich zufrieden, weil, wie sie sich aus-

drückten, das Unvermeindliche durch die Einnahme von Paris näher gerückt, und ihre baldige Heimkehr in das Vaterland vorbereitet sei.

Noch aber ahnte man nicht den ganzen Umfang des Erfolges von dem Einzuge in Paris. Zwei Tage später las man an den Ecken auf amtlichen Anschlägen, daß der Kaiser von Rußland feierlich erklärt, mit Napoleon Bonaparte keinerlei Verträge eingehen zu wollen, und daß der französische Senat die Absetzung seines bisherigen Machthabers ausgesprochen habe. — So viel einer Seits solche Schritte für die künftige Ruhe der Welt versprachen, eben so viel Besorgnisse entstanden dieserhalb wieder in den überlegenden Gemüthern; man fürchtete nämlich, daß Napoleon, zur Verzweiflung getrieben, forthin den Krieg bis in undenkliche Zeiten hinziehen würde, indem man voraussetzte, er werde immer einen treuen Haufen um sich behalten, und die Gegenden, in denen das französische Volk ihm vorzugsweise ergeben, in wohlgewählten Stellungen vertheidigen. — Ein großer Theil dieser Gedanken verlor sich, als gleich darauf Marmonts Abfall bekannt wurde, und man immer mehr von der Abneigung der Franzosen gegen Napoleon erfuhr.

Auch ließen, den Zeitungen nach, die Truppen, welche Napoleon bei sich führte, ihn schon im Stich, und Paris sollte von einzelnen Soldaten und Officieren bis zum Generale hinauf, wimmeln, welche für gut befunden, ihrem Kaiser den Gehorsam zu versagen.

Und zu dem Allem kam noch, daß die beiden verbündeten Herrscher vom Pariser Volke beinahe vergöttert wurden. Der Triumph war demnach so vollständig, als man ihn nie erwartet.

Nach mehren Tagen ward denn auch Napoleons Abdankungs-Acte bekannt, und vom Berliner Publico genügt, daß er, nachdem er die Welt mit Blute überströmt, jetzt nicht in besseren Gewahrsam genommen war und man ihm

noch eine Souveranetät, wenn auch in Miniatür, und eine große Rente bewilligt hatte. Doch glaubte man im Allgemeinen, daß ihm keine Seele in Frankreich mehr ergeben sein würde.

Die Bourbons übernahmen wieder die Regierung von Frankreich, und der Graf Artois, welcher sich zum General-Statthalter aufgeworfen, schloß eine Convention mit den Verbündeten ab, die den ersten Grundstein zur Abneigung des Volkes legte, wenn sonst je eine Zuneigung statt gefunden hat. Denn, daß Artois sich aus Dank gegen die Alliirten verpflichtete, die Festungen räumen zu lassen, welche in Deutschland noch durch Franzosen besetzt waren, war in der Ordnung; daß er dagegen solche einräumte, welche innerhalb der bisher anerkannten Grenze Frankreichs lagen, war unpolitisch; endlich aber, daß er einen großen Theil der neugebildeten Seemacht, die in den Häfen Frankreichs gesichert lag, gutwillig (leichtsinnig darf man sagen) dem unversöhnlichen Feinde, England auslieferte, war unklug, und tödtete im voraus jeden Keim der Annäherung in den Herzen der ehrgeizigen Franzosen. Selbst den beharrlichsten Gegnern alles französischen Systems leuchtete nicht ein, aus welchem Grunde Artois in solche erniedrigende Verträge eingegangen war, die er ohne weiteres, als außer seiner Macht liegend, abweisen mußte.

Aber der Frieden Europa's ward durch diese Handlung verbürgt. — Zugleich wurde den verbündeten Heeren eine Anzahl Departements eingeräumt, in denen sie bequeme Cantonnirungen bezogen, und die Briefe der jungen Krieger nach ihrer Heimath schilderten lauter freudige Gefühle, wie die Ehre des Sieges auch durch ein sorgenfreies Leben belohnt werde. —

Napoleon, dessen jetzt immer mit dem Zunamen Bonaparte erwähnt ward, hatte Fontainebleau verlassen, und sich nach Elba begeben.

Eine geraume Zeit verstrich, ohne daß die Welt oder Berlins Publicum Merkwürdiges erlebte. —

Im Anfange des Monats Juni sahe man ganz unerwartet einen feierlichen Aufzug unter den Linden. Vier und zwanzig Postillone bliesen lustige Fanfaren — welche damals auf Harmonie keinen hohen Anspruch machten —, und hinter ihnen folgte ein Stabs-Officier, umgeben von gedrängten Haufen, die die eigentliche Veranlassung dieser Feier noch nicht kannten. Es war der Abgesandte, welcher den Pariser Friedensschluß vom 30. Mai überbrachte, worüber der ungebildete Theil des Publicums sich nicht wenig wunderte, weil ein solcher Tractat für überflüssig von demselben geachtet wurde, und vielmehr die Meinung obwaltete, ein Jeder werde ohne Umstände und Verhandlung das wiedernehmen, was Napoleons Gewalt geraubt, und Frankreich habe geduldig zu ertragen, was die jetzigen Weltbeherrscher zu thun für gut fänden.

Als der Friedensschluß näher bekannt wurde, fanden sich viele Einwendungen dagegen. Wo blieben die Schätze, welche Napoleons Intendanten aus fremden Ländern an baarem Gelde, Kunstsachen und anderen Gegenständen nach Frankreich gezogen hatten? Alles war großmüthig erlassen, und wir hatten zum Ersatze — die Ehre.

Es läßt sich schwer beschreiben, wie man die Täuschung der Hoffnungen aufnahm, die sich auf die Besiegung Frankreichs gegründet hatten. Da hatte bisher Jeder geglaubt, auf Heller und Pfennig zu empfangen, was er als Schaden-Ersatz für die französischen Invasionen sich berechnen wollte, und nun — sahe man durch einen Federzug alle diese Träume vernichtet.

Der große Haufen gab sich indeß bald zufrieden, und urtheilte jetzt, daß, nachdem sich das Friedens-Geschäft erst in die Länge gezogen, die französische Feinheit in den Tractaten obgesiegt, und das wiedererfochten habe, was das Waffenglück verloren.

Berlins Publicum insonderheit fand einen hohen Grad von Selbstgefühl darin, daß von Allem, was die Franzosen zusammengeschafft, einzig und allein Berlins Victoria vom Brandenburger Thore ohne Umstände genommen und heimgesandt worden sei, und nie ist ein Monarch so sehnlich erwartet worden, als diese Gruppe von Kupfer, der man jetzt einen unermeßlichen Werth beilegte.

Wirklich traf sie bald darauf in der Nähe Berlins ein, und stand einige Zeit lang im Jagdschlosse zu Grunewald, bis erst Vorbereitungen zu ihrer Aufstellung getroffen waren.

Als wäre die Welt dadurch zu gewinnen, zogen jetzt Berlins Bewohner zu Wagen, zu Rosse, zu Fuß, nach dem Grunewald, um wenigstens den Wagen mit der großen Kiste zu sehen, die den ersehnten Schatz enthielt, und sicherlich, nie hat der Grunewald so viel Menschen gleichzeitig gesehen, als damals, welche die große Hitze und den zu leidenden Durst — alle Getränke waren dort bald consumirt — nicht scheuten, bloß um sagen zu können: ich habe sie gesehen.

Die Siegesgöttin erhielt darauf als Zugabe in ihren Emblemen das eiserne Kreuz, und wurde, wie sie jetzt noch steht, wieder auf ihren alten Platz eingesetzt.

Als der Friedens-Courier in Berlin eingetroffen war, wurde am Abende im Schauspielhause Schillers Jungfrau von Orleans aufgeführt. Der Courier trat in die Königliche Loge; die Aufführung ward unterbrochen, das Orchester begann unser Volkslied: Heil dir im Siegeskranz! und das Parterre stimmte ein. Bald gab das überfüllte Haus das Bild einer glücklichen Gesellschaft; nachdem das Lied mit wahrhaftiger Bewegung abgesungen war, brachten Stimmen dem Könige und seinem Hause ein Vivat, in welches ergreifend der volle Tusch der Instrumente und der einstimmige Jubel aller Versammelten einfiel. — Der tönende Jubel verhallte; eine Stimme rief kräftig:

„Der Courier soll leben! Vivat hoch!“

Mit einem glänzenden Blick trat der mit Orden geschmückte Krieger an die Brüstung der Loge, und verbeugte sich nach allen Seiten, als einstimmig alle Anwesende, begleitet von der schmetternden Musik, das Hoch wiederholten, und die Augen nach ihm richteten. —

Eine Reihe schöner Tage begann. Zuerst kehrten aus dem Felde heim die freiwilligen Jäger, welche entlassen worden, und wieder in ihre alten Verhältnisse eintreten wollten. Dem ersten Detachement waren unzählige Menschen entgegen geströmt, bei Schöneberg hatte sich eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen aufgestellt, deren Eine dem Anführer ein Gedicht überreichte, und worauf Alle die Officiere und Jäger mit grünen Lorbeerkränzen schmückten. Welche Freude gab es da; die Eltern, die Geschwister, die Freunde, die Gattinnen, drückten an die Brust die, welche sie Jahr und Tag in den Gefahren des Krieges gewußt, und die jetzt mit gebräuntem, wonnestrahlendem Gesichte sich wieder unter den Ihrigen sahen. Es war ein Triumphzug ohne Gleichen; die kriegerische Ordnung wich der allgemeinen Bewegung; im bunten Gemisch, Arm in Arm, ging das Volk mit den bekränzten Kriegern, und wie viele Freudenthränen sahe man in den Augen glänzen!

Aber auch Gesichter, die sich abwandten, und die überströmenden Augen schmerzensvoll im Taschentuch verbargen, waren sichtbar; solche, deren Lieben dem Siege zum Opfer geworden waren, und die dennoch sehen wollten, wie schön der Sieges-Einzug gewesen wäre, wenn die Vermißten hätten dabei sein können.

So folgten sich viele Tage; Jeder wußte vorher, welche Detachements täglich kommen sollten, und konnte sich den Verwandten und Freunden zu rechter Zeit entgegen machen. —

Die Regenten Alexander und Friedrich Wilhelm, nebst dem Feldherrn Blücher, waren nach England gegan-

gen, wo sie von dem gesammten Volke mit Enthusiasmus empfangen wurden. Es war bekannt gemacht, daß die weitere Regulirung des Friedenswerks durch einen Congreß aller Mächte zu Wien erfolgen sollte, worauf man sehnlichst hoffe, denn in Berlin befanden sich eine Menge junger Leute, die den Feldzug mitgemacht hatten, und Anstellung im Staatsdienste hofften, wozu keine Aussicht war, so lange Preußens neuer Besitzstand nicht festgestellt war.

Man hoffte, daß nach der Rückkehr des Königs der Congreß zu Wien beginnen, und sein Werk bald vollenden sollte, und den König erwartete man spätstens zu seinem Geburtstage.

Im Monat Juli kamen die russischen Garden und Grenadier-Corps aus Frankreich durch Berlin. Es waren ausgezeichnete Truppen, wiewohl an Zahl schwach, als natürliche Folge des langen Krieges. Täglich, in der Mitte Juli, kam eine Abtheilung derselben; der Gouverneur und die anwesenden russischen Generale ritten derselben entgegen, und führten sie in die Stadt ein. Von andern rückmarschirenden russischen Truppen, und eben so wenig von Kosaken, ward Berlin nicht berührt.

Zu Ende des Juli erwartete man täglich den Helden des Volks, Blücher; die gewöhnlichen Beobachter der Stadt-Ereignisse waren unermüdlich, seiner zu harren, er sollte ohne besondere Verabredung, aber dennoch herzlich empfangen werden, und selbst des Abends bis 11 — 12 Uhr sahe man große Massen unter den Linden und im Thiergarten versammelt, um Blüchers Ankunft zu sehen; nachdem aber einige Tage fruchtlos vergangen waren, verlor sich der Andrang nach ihm, und er traf ohne Empfang unvermuthet ein.

Dagegen nahmen jetzt die Zubereitungen zur Feier des Sieges- und Friedensfestes alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und es zeigte sich, daß der allgemeine Wille diesmal sich auf

eine Art kund thun wollte, wie sie Berlin noch nicht gesehen hat.

Zunächst war es die schöne Straße, unter den Linden genannt, welche zu einer Siegesbahn für die preußische Armee eingerichtet ward. Vor dem Brandenburger Thore waren im Halbzirkel zwölf Säulen errichtet, welche allegorisch die vorzüglichsten Siege in den letzten Feldzügen darstellten; innerhalb der Stadt waren weiß getünchte Säulen von acht Fuß Höhe in Form von Kandelabern aufgestellt, deren eine abwechselnd eine Siegesfahne mit den preußischen Farben trug, während die andere zur Aufnahme einer Opferflamme bestimmt war. Diese Säulen, in Entferung von 12 zu 12 Fuß, waren durch Festons von Moosbehängen verbunden, und führten bis zur Opernbrücke, auf deren beiden Seiten zwei Siegesthüren von einigen funfzig Fuß Höhe, erbauet waren. Diese Siegesthüren bestanden aus lauter zusammengefügten Waffen, erobert im Kriege, etagenförmig zusammengesetzt; jede Etage hatte eine Anzahl französischer Adler und Fahnen, die hervorragten, und das Ganze gewährte einen imposanten Anblick. Außerdem hingen aus jeder Etage eine Anzahl Feuerbecken, bestimmt, am Abend durch Pechflammen die Trophäen zu erleuchten.

Neben der damals noch schmalen Opernbrücke wurden zwei Nothbrücken errichtet, um dem Andrange des Publicums zu genügen. Aus den Fenstern des Zeughauses, dem königlichen Palais gegenüber, sollten eine Menge ächter französischer Fahnen, Trophäen des letzten Krieges, wehen, und im Lustgarten vor der Schloßapotheke war ein ungeheurer Altar, pyramidenförmig erbaut, dessen Stufen mit bunten Lampen, in den Nüancen des Regenbogens, erleuchtet wurden. Außerdem wurden alle öffentliche Gebäude zur großen Illumination mit Gerüsten versehen; die breite Straße war ähnlich der unter den Linden eingerichtet, das Brandenburger Thor erhielt,

in seinen Friesen Reihen von Lanzen, und um die bereits wieder aufgestellte Quadriga brannten große Opferfeuer.

Auf der Kuppe der katholischen Kirche war ein hölzernes Kreuz errichtet, und dieses, mit fünfhundert Lampen erleuchtet, strahlte an dem bestimmten Abende herrlich gegen den Himmel.

Den Dächosschen Platz hatte man mit einem großen Blumenbecken, 24 Fuß hoch, verziert, welches, mit den schönsten Blumen besetzt, am Abende blendend erleuchtet, einen reizenden Anblick gewährte.

Es ist unmöglich, alle die Einrichtungen zu beschreiben, die zum erwähnten Zweck getroffen wurden, doch wollen wir noch der Academie und der Porzellanmanufactur gedenken.

Erstere hatte vor jedem Fenster ein Transparent, bezüglich auf die hohe Liebe des Volkes zu seinem Könige und umgekehrt, den Inhalt jedes einzelnen vermögen wir nicht mehr anzugeben.

Die Porzellanmanufactur hatte ihre ganze Front mit Bekleidungen von Tannenzweigen verziert; in diesen waren Nischen; und jede derselben enthielt einen Krieger des verbündeten Heeres in Lebensgröße, von Porzellan gebildet; dabei war die ganze Einrichtung mit Pechpfannen und Lampen geschmackvoll erleuchtet. —

Ueberhaupt wurde an dem zur Feier bestimmten Abende die ganze Stadt brillant erleuchtet, und unzählige Transparents enthielten patriotische Ergießungen jeglicher Art.

Bei der Erzählung dieser Anstalten werde erwähnt, daß am 7. August, als dem dazu bestimmten Tage, die allgemeine Erleuchtung statt fand.

Schon am 3. August, dem Geburtstage des Königs aber erleuchteten sämmtliche Privatbesitzer ihre Wohnungen, wiewohl der allgemeine Glaube, der König werde zu diesem Tage in Berlin sein, nicht bestätigt wurde.

Dagegen traf derselbe am 5. August früh Morgens, ganz unerwartet ein, stieg in seinem Palais ab, und ließ sofort die städtischen Behörden zu sich kommen. Hier eröffnete er ihnen, daß er für seine Person den ihm zugedachten Triumphzug nicht annehmen könne, es aber genehmige, wenn der Armee, durch die Garden vertreten, bei deren Einzuge am 7. August eine öffentliche Anerkennung ihrer ruhmwürdigen Anstrengungen zu Theil würde.

Die trophäenartig ausgehängten französischen Adler und Fahnen befahl der König fortzulassen, weil er ein besiegtes Volk nicht durch Kränkungen reizen lassen wollte.

Es war der 7. August herangekommen, und wer irgend sein Haus verlassen konnte, befand sich vom Morgen an auf den Beinen, um den Festlichkeiten des heutigen Tages beizuwohnen. Zu Tausenden zogen die Ungeduldigen das Brandenburger Thor hinaus, um eher zu sehen, was da kommen sollte, wenn gleich zu erwarten stand, daß der Eingang zurück Schwierigkeiten haben würde.

Der Magistrat erwartete am Thore die Einrückung der siegvollen Armee.

Daß die Victoria auf dem Brandenburger Thore wieder aufgestellt, und sinnreich verziert war, wußte man, noch aber war sie mit einer zeltähnlichen Verhüllung umhangen, die in dem Augenblick fallen sollte, wenn die Truppen nahe genug waren, um die Gruppe sehen zu können. Dies wußte man, und Jeder, der in der Stadt war, behielt daher fortwährend das Auge auf diesen Punct gerichtet.

Ein feiner Regen, der in der Morgenstunde fiel und die ganze Freude zu vereiteln drohte, wich bald der Sonne, welche durchbrach und bis zum Untergange in ungetrübtem Glanze schien, nachdem der Regen den übermäßigen Staub getilgt hatte.

Endlich erschien das erwartete Zeichen. Im Nu fiel die Verhüllung der Siegesgöttin, und sie zeigte sich, strahlend

im Sonnenlichte, und im vermehrten Schmuck durch das ihr beigegebene eiserne Kreuz, Bezug auf den letzten glorreichen Krieg.

Ein allgemeiner Beifallsruf ertönte; zugleich hörte man die Trommeln der anrückenden Garden, und wandte die Augen begierig nach dem Eingange des Thors. Da zeigten sich die rothen Büsche der Spielleute, und der König zu Pferde, umgeben von seinen Prinzen und einer glänzenden Generalität, ritt durch das mit der Siegesgöttin verzierte Thor, empfangen vom unaufhörlichen Jubelruf des Volks, dem er freundlich dankte. Er führte seine Truppen bis zum Lustgarten, wo ein feierliches militairisches Dankfest gehalten ward.

Am Abend war die ganze Stadt in schon erwähnter Art erleuchtet, und bis zum andern Morgen wogte die Menge durch die Straßen und Plätze, weil des Sehenswerthen zu viel war, und kein Einziger sagen konnte: er habe Alles gesehen.

Der König und seine Prinzen waren im Opernhause, wo ein Festspiel: Aſträas Wiederkehr, und ein großes militairisches Ballet: die glückliche Rückkehr, gegeben wurde. Mit donnerndem Vivat ward der geliebte Monarch empfangen, und die aufgeführten Stücke, besonders das Ballet, in dem alte Krieger der verbündeten Heere erschienen, oft durch den wiederholten Beifallsruf unterbrochen. Nachher nahm der Hof einige ausgezeichnete Straßen in Augenschein.

Es hatte sich gleichsam ein neues Bild der Liebe zwischen König und Volk gebildet, und enthusiastisch war die Freude, mit deren Ausbrüchen jetzt der Erstere, wo er sich sehen ließ, empfangen wurde.

Er zog täglich die höchsten Militair- und Civil-Beamten zur Tafel, und besonders lobenswerth fand man die herrliche Uebereinstimmung, mit der beide Stände einander die wohlverdiente Anerkennung für ihre Anstrengungen zum großen

jetzt glücklich vollendeten Werke der Wiedererhebung Preußens zollten.

Am 17. August gab der König ein öffentliches Mahl im Lustgarten, an welchem die in Berlin anwesenden russischen Truppen, gemeinschaftlich mit den preußischen, Theil nahmen. Es waren Tische für sechstausend Personen aufgerichtet, welche reichlich mit Essen und Trinken besetzt waren, und nach der Tafel vergnügten die Krieger sich brüderlich durch Tanz, wobei gewöhnlich ein Russe und ein Preuße zusammentraten; ferner waren Schaukeln errichtet, auf welchen die muthwilligen Soldaten sich bis zur Beängstigung der Zuschauer hoch in die Lüfte warfen. Die Fröhlichkeit war allgemein und wurde durch keinen Unfall gestört.

Natürlich war eine sehr große Anzahl Zuschauer dabei gegenwärtig, welche sich bunt unter die Soldaten mischten, die ihnen zum Theil bekannt waren, und wo sich aufs Neue der jetzt ganz verschmolzene Sinn zwischen dem Krieger= und Bürgerstande zeigte.

Es kamen allmälig noch mehr zurückkehrende preußische Regimenter, vorzüglich Landwehr, durch Berlin, welche alle mit lobenswerther Bereitwilligkeit empfangen wurden. Allein an der Grenze Frankreichs blieb noch eine namhafte Armee stehen, und besetzte die Rheinprovinzen, auf deren Zuerkennung an Preußen man hiernach schließen konnte.

Auch glaubte man, daß das ganze Königreich Sachsen, Preußen zufallen würde, und folgerte dies daraus, weil das Gouvernement aus russischen Händen in preußische übergegangen war.

Der Monat September verging ohne weitere erwähnenswerthe Umstände. Der König begab sich nach Wien, und dahin richtete jetzt sich alle Aufmerksamkeit, begierig, was Preußen als Lohn für seine große Aufopferung erlangen würde.

Bald zeigte es sich, daß allem Anscheine nach der Congreß zu Wien bis zu seiner Beendigung so viel Zeit brauchen würde,

als der ganze Krieg gekostet hatte. Die erste Zeit verging mit den Festlichkeiten, welche zu Ehren der eintreffenden Souveraine veranstaltet wurden, und während diese im besten Einvernehmen lebten, konnten ihre Minister sich noch nicht über die gewöhnlichen Formen zur Verhandlung einigen, weshalb die Eröffnung des eigentlichen Congresses von einer Zeit zur andern verschoben wurde.

Es kamen allerdings bei den vorläufigen Fragen so viele Ansprüche zu berücksichtigen vor, daß der festeste Wille nicht zureichen konnte, Alles zu beseitigen, was hemmend wirkte. Das ungeheure Heer derjenigen, die aus der Verfassung des seit zehn Jahren aufgelösten römischen Reichs Grundlagen zu Forderungen suchten, konnte nicht strenge zurückgewiesen werden, nachdem man als Grundsatz ausgesprochen, daß Jedem Recht zu Theil werden sollte, und überdies fanden sich die meisten Reclamanten mehr oder minder gewichtig unterstützt, wozu ohne Zweifel der gewandte Staatskünstler Talleyrand nicht wenig beitrug, der es dem Interesse Frankreichs dienlich erachtete, die verbündeten Mächte immer mehr und mehr von einander zu entfernen. Daß ihm zum Theil wenigstens diese Absicht gelang, geht aus der langen Dauer hervor, die zur Annäherung gehörte, und welche ohne ein späteres unvermuthetes Weltereigniß (Napoleons Wiedererscheinen in Frankreich) sich wahrscheinlich unendlich mehr ausgedehnt haben würde.

Das Interesse an den Verhandlungen des Congresses ging verloren, sobald sich dessen Unentschlossenheit zeigte, und das Publicum erfand zur Unterhaltung mancherlei Gerüchte, die man aus Zeitungsartikeln zusammenstellte. Das bedeutendste davon war eine Zeitlang die Muthmaaßung, daß die Bourbons in Frankreich offnen Krieg mit Joachim Murat in Neapel beginnen wollten, unterstützt durch die Berichte vom Zusammenziehen französischer Streitmassen an der Grenze von Savoyen, für die sogar um den Durchzug nach Italien ange-

halten sein sollte. Zuletzt verschmolz das Behagen an dieser Zusammenstellung, und machte den Gedanken über Sachsens und Polens Zukunft Raum, denn instinctmäßig errieth das Publicum, daß darin die große Frage lag, welche zu lösen war. —

Den 18. October Abends, als es dunkel ward, erblickte man auf den Höhen vor Berlins Thoren Freudenfeuer, und ward dadurch erinnert, daß der Jahrestag der Entscheidung bei Leipzig auf alte deutsche Art gefeiert wurde. Der größte Theil hatte dies nicht erwartet, weil die Feier dieser Schlacht auf den folgenden Tag verschoben war, wo die Besatzung und das Theater solche begehen sollte. Indeß fand die großartige Erleuchtung der Höhenpuncte durch Holzstöße vielen Beifall, und um so mehr, als man von der Kuppe des jetzigen Kreuzberges alle umliegende Berge in Flammen strahlen sahe, welche ohne besondere Verabredung, bloß in Folge des Beispiels entzündet worden waren.

Seitdem hat die Abbrennung von Freudenfeuern mehrere Jahre statt gefunden, ist aber, als die demagogischen Verfolgungen auftraten, ins Stocken gerathen.

Die Zufriedenheit in den Einwohnern Berlins war ziemlich allgemein; die Zeiten hatten sich geändert und gebessert; die Nahrungslosigkeit, welche acht Jahre hindurch mehr oder weniger fühlbar gewesen, hatte sich gänzlich vermindert, die Bedürfnisse aller Art waren für billiges Geld zu haben, und wenn der Geldmangel noch Vieles hinderte, so war solcher Folge der Erfordernisse des beendeten Krieges, und Jeder hoffte von der Zeit Abstellung der Mängel, welche man noch erkannte.

Zum December fand sich eine Gesellschaft Kunstreiter unter der Direction eines gewissen Guillaume ein, die auf dem Dächoffschen Platz eine große Bude von Brettern erbauten, und sehenswürdige Sachen zeigten. Als ich an einem Weihnachtstage mich in diesem Schauspielhause befand, und meinem

Nachbar, dem Anscheine nach einem wohlhabenden bejahrten Bürger, meine Zufriedenheit über die Leistungen ausdrückte, welche wir sahen, schüttelte er bedenklich den Kopf, und sagte mir leise: „Es mag recht gut sein, dies zu sehen, aber was hat es zu bedeuten?“ Erstaunt blickte ich ihn fragend an, da flüsterte er mir ins Ohr: „Sie sind wohl nicht so alt, daß Sie sich noch erinnern können, wie hier eben so eine Bude stand?“ Dessen war ich aber mir wohl bewußt; es war im verhängnißvollen Herbste 1806 gewesen, und ich erwähnte dieses Umstandes. „Sehen Sie wohl,“ fuhr mein Nachbar fort, „warum war damals so ein Kerl hier? Er machte den Spion, und, geben Sie Acht, hierauf folgt wieder so etwas!“ Dies schien mir zu ungegründet, als daß ich mich nicht hätte bemühen sollen, dem Manne seinen Glauben auszureden, was mir aber nicht gelang. Er trennte sich von mir mit den Worten: „wenn wir uns einmal wiedersehen, denken Sie daran, was ich hier gesagt habe.“ Längst hatte ich dieses Umstandes vergessen, als ich meinen Propheten bei einer Parade im März 1815 wiedersahe, und mir seine Worte wieder einfielen. Auch er erkannte mich, und erinnerte an seine Erklärung mit hoher Selbstzufriedenheit, wollte auch nichts davon hören, als ich ihm bemerklich machte, daß dieselben Kunstreiter jetzt da und da wären, und gewiß eine solche Verbindung weder dem wiedererstandenen Napoleon noch seiner Sache dienlich sein könnte; vielmehr behauptete der Bürger, daß jetzt da, wo die Gesellschaft sein möchte, sie ihre Dienstleistung für den Feind fortsetzte. —

Solche Zusammenstellungen wird man in Berlin öfter hören, wenn man sich auf Unterhaltungen in Volksversammlungen einläßt.

# Das Jahr 1815.

Preußens König und alle Prinzen waren abwesend, der Sächsische König residirte in Friedrichsfelde, und der Vorwurf des Congresses zu Wien war in Vergessenheit gerathen, als das Jahr 1815 begann. —

Die Segnungen des Friedens hoffte man kommen zu sehen, und ertrug was nicht angenehm war, in dieser Voraussetzung mit Geduld.

Diejenigen Beamten, welche in den Reihen des Heeres mit gefochten, hatten ihre alten Plätze eingenommen, dadurch war mancher Verweser zurückgesetzt worden, der jetzt Ansprüche auf gleiche Anstellung machte; außerdem aber gab es eine große Zahl entlassener Krieger, welche der Zusage vor dem Feldzuge nach, Versorgungen verlangten, wozu jedoch keine Vacanzen vorhanden waren. Derjenigen, die solche Ansprüche formirten, waren um so mehre, als ein großer Theil Leute, die vorher sich einem Handwerke oder einer Kunst gewidmet, jetzt darauf rechneten, im Staatsdienste ein sicheres und leichteres Brot zu gewinnen, wozu ihnen gleichwohl die Fähigkeiten fehlten.

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß von solchen Menschen Unzufriedenheit geäußert wurde, wenn sie ihre vermeintlich gegründete Hoffnungen getäuscht sahen. Unter der großen Masse, die durchschnittlich zufrieden war, verhallten aber die Stimmen der Wenigen, welche einen besseren Zustand verlangten.

Von der Armee am Rhein waren wiederum einige Abtheilungen zurückgesandt, die man auf dem Marsche wußte, und welche in der Mitte März in Berlin eintrafen.

Am Sonntag den 12. März hielt der Kronprinz in Begleitung des Feldmarschalls Kalkreuth Musterung über die *in Berlin* anwesenden Truppen auf dem Exerzierplatze im

Thiergarten. Der Prinz schien unwohl zu sein, und zeigte ein mißgestimmtes Gesicht, welches am folgenden Tage als eine Folge der eingegangenen unangenehmen Nachricht betrachtet wurde.

Am Montage den 13. März früh Morgens durchlief ein Gerücht die Stadt: daß Bonaparte von der Insel Elba entwichen sei, und dies drang bald in alle Classen der Einwohner. Erst fand es wenig Glauben, denn die Quelle ließ sich nicht angeben; indeß ward es von Personen als wahr bestätigt, welche Umgang mit den höchsten Staatsbeamten hatten. Am folgenden Morgen las man in den Zeitungen dieselbe Nachricht, aber nur als Gerücht angegeben, und noch zweifelten Freunde des Friedens daran. Die Kaufleute aber, die immer die wichtigen Nachrichten am schnellsten und sichersten haben, verkündeten, daß die Wahrheit dieses Ereignisses außer allem Zweifel liege.

Die Wahrheit wurde hiernach einleuchtend; über die Folgen hingegen konnten die verschiedenen Ansichten nicht einig werden.

Napoleon hatte angeblich nur 1200 Mann mit 10 Kanonen bei sich; was konnte er mit einer solchen geringen Macht durchführen? So fragten die meisten, und wenn Andere die Besorgniß aussprachen, daß er Anhang in Frankreich finden möchte, so fand dies keinen Glauben. Vielmehr hielt sich der größte Theil überzeugt, daß der Abenteurer endlich seinem verdienten Schicksale muthwillig entgegen eile.

Die nächsten Zeitungen vom 16. wiederholten die Nachricht mit dem Hinzufügen, daß Napoleon in Frejus gelandet, aber vom Könige von Frankreich für vogelfrei erklärt worden, und der Herzog von Berry nach Lyon geeilt sei, um dort ein Armee-Corps zu organisiren.

Fernere Zeitungen gaben die Nachricht, daß Napoleon nirgends das französische Volk für sich gestimmt finde, und von allen Seiten sich Truppenmassen in Bewegung setzten, um ihn

abzuschneiden und aufzuheben. Die Bevollmächtigten zum Wiener Congresse erließen eine feierliche Erklärung, durch welche Napoleon Bonaparte als Feind und Störer der Ruhe der Welt dem öffentlichen Strafgerichte Preis gegeben wurde, und alle diese Berichte ließen vermuthen, daß die Expedition von Elba nicht über Frankreichs Grenzen hinaus Einfluß haben dürfte.

Allein einige Zeilen, unverbürgt, unterrichteten von Napoleons Vordringen bis Grenoble. Das erregte Bedenken; eben so fiel der Cours der Papiere, und die durch Berlin gegangenen Truppen kamen wieder zurück, und richteten sich auf die Elbe zu. Einige Tage später, in der Zeitung vom 23., ward endlich eine getreue Schilderung der Fortschritte Napoleons abgedruckt, wonach er am 11. in Lyon eingerückt, aber durchaus weder von Truppen nach vom Volke Anhänger gewonnen hätte. Auch wurde der gute Geist der Franzosen zur Erhaltung der Bourbons gerühmt.

Im Widerspruch mit diesen Meldungen erfuhr man fernerhin nichts Günstiges. Napoleon rückte vor, darin stimmte Alles überein, nur wollte man ihn vernichten, sobald die Streitkräfte der Bourbons erst gegen ihn versammelt sein würden, deren Bereitwilligkeit, gegen Napoleon zu fechten, wiederholendlich gelobt ward. —

Verfolgte man aber die Pariser Nachrichten, so fand man darin ein Heer von Widersprüchen. Sie nannten alle Prinzen und alle Marschälle als Oberbefehlshaber der gegen Napoleon zu führenden Armee-Corps, meldeten die Absetzung des Marschalls Soult vom Dienste als Kriegsminister, weil er falsche Nachrichten veranlaßt haben sollte; zugleich aber kam zum Vorschein, daß die französischen Soldaten in Grenoble und Lyon zu Napoleon übergegangen waren, und jetzt, wo er schon zu weit in das Land gerückt, nahe bei Paris eine Armee aufgestellt werden solle, um ihn zurückzuschlagen, nachdem er absichtlich so weit hinein gelockt worden war. —

Es war, wie sich leicht denken läßt, nur von Napoleons Zuge die Rede, und von den Folgen, die er nach sich ziehen könnte. Jeder, welcher nachdachte, begriff, daß Frankreich allem Anscheine nach wieder seinem Kaiser zur Beute dienen werde, und daß dann nur ein blutiger Krieg die Ruhe der Welt herstellen könne. Der Wille aber zu solchem Kriege war einstimmig, und ehe noch die Verstärkung des Heers befohlen war, erfolgten schon die Anerbietungen zum freiwilligen Eintritt in dasselbe in solch überhäuftem Maaße, daß die Behörden sich nicht dem Andrang ganz Preis geben konnten, weil sie ohne Instructionen waren. —

Am Charfreitage Abends erschallten die Straßen von dem Rufe:

Neu Extrablatt! Bonaparte ist gefangen!

Man wurde aber getäuscht; im Blatte selbst waren sehr unwesentliche Nachrichten, und die Verkäufer gaben mündlich als Zugabe die Gefangennahme des Weltenstürmers. Sonst lauteten die Mittheilungen höchst günstig für die Sache des Königs, und es war nur unbegreiflich, wie bei der vorgespiegelten Festigkeit des Volks und des Militairs Napoleon immer weiter auf Paris vordringen konnte.

Hierauf folgte einige Tage Stille; dann aber waren Privatnachrichten eingelaufen, daß Napoleon den 20. in Paris eingerückt, und der König geflüchtet sei. Die Zeitungen gaben die Nachricht erst am 30. und zwar in so undeutlichen Ausdrücken, daß diejenigen, welche Alles bezweifeln, auch jetzt noch ihren Unglauben begründen konnten.

Die in Berlin stehenden Truppen, außer den Garden, erhielten sofort Marschordre, und rückten, ohne die sonst üblichen Vorbereitungen, in den letzten Tagen des März und den ersten des April fort zur Armee jenseit des Rheins.

Alle Officiere, welche beurlaubt waren, wurden sofort einberufen und mußten sich zu ihren Truppentheilen begeben.

Noch aber wurde dem guten Willen der Jugend durch Wiedererrichtung der Jägerabtheilungen nicht nachgegeben. —

Der Congreß zu Wien hatte kurz zuvor, ehe Napoleon seinen neuen Versuch begann, sich über die Eintheilung der wiedergewonnenen Länder geeinigt. Preußen erhielt einen Theil von Polen, die Hälfte des Königreichs Sachsen, seine alten Provinzen Magdeburg und Westphalen, Cleve-Berg und die früheren Erzbisthümer Cölln und Trier. Der Zuwachs an Ländern wurde ansehnlich genug befunden, hingegen konnte Niemand sich verhehlen, daß die geographische Lage nicht günstig gewählt war. Eine Monarchie von 12 Millionen Seelen war durch fremde Länder in zwei, beinahe gleiche Hälften getheilt; die Verbindung zwischen beiden konnte nur über fremdem Gebiete erfolgen und wenn gleich die jetzigen Umstände ein inniges Einverständniß erzwangen, so war es dennoch ein politisches Hinderniß für die Zukunft, daß das neugebildete Preußen in zwei abgesonderte Theile zerfiel.

Die Provinzen jenseits des Rheins waren und sind ewig den ersten Anfällen Frankreichs ausgesetzt, wenn dies seine seit Jahrhunderten wiederholten Pläne zur Bekriegung Deutschlands ausführt, und insofern konnte man Preußens Anstrengungen zur Besiegung Napoleons — denen ohne Eitelkeit allein die Erreichung des Zwecks zuzurechnen war, — nicht hinlänglich belohnt finden. — In Berlin hegte man auch Zweifel über den guten Geist der neuerworbenen Unterthanen jenseits des Rheines. —

Seitdem die öffentlichen Blätter vierzehn Tage hindurch wiederholend die große Abneigung Frankreichs gegen dessen Kaiser erklärt hatten, und er demohngeachtet ohne Widerstand bis Paris gediehen war, verloren die Zeitungsartikel ihren Credit, und es gewährte, trotz dem großen Hasse gegen Napoleon, Belustigung, als die Kammern, statt dem Könige Ludwig zu folgen, beschlossen hatten, die dreifarbige Kokarde anzulegen. — Dieser Beweis war hinreichend, um zu über-

zeugen, wie sehr getäuscht die Welt worden war durch die wiederholten amtlichen Berichte, daß Napoleons Unternehmen durch ungeheure Desertion seiner mitgebrachten Truppen dem Scheitern unterliegen müsse, daß ganze Regimenter, welche untreu geworden, sich wieder umgewandt haben und dergleichen mehr.

Nachdem er erst in Paris angelangt war, und seine, freilich im alten prahlerischen Tone, abgefaßten Berichte über die ausgeführte Expedition bekannt wurden, ergab der Erfolg, daß Frankreich sich wieder dem alten Zauber überlassen, und seinem vielversprechenden Kaiser willig huldige. Die schwachen Versuche, welche die Herzöge von Bourbon und Angouleme, so wie die Gemahlin des letztern, in der Vendee, in der Provence und zu Bordeaux machten, sich zu behaupten, wurden mit leichter Mühe zurückgewiesen, und in der ersten Hälfte des April waren die Bourbons aus dem ganzen Frankreich verdrängt.

Nun wurde aber auch von den Verbündeten ernsthaft gezeigt, daß sie alle Anstrengungen aufbieten wollten, um den Eindringling wieder seines Herrscherthums zu entsetzen. Preußen ging mit dem kräftigsten Beispiele voran. Zunächst wurde der freiwillige Eintritt wieder gefordert, und dann durch Aushebungen das Heer und die Landwehr vollständig hergestellt.

Die Liebe des Volks zu seinem Könige und die vorherrschende Idee, Napoleon nicht wieder zum Weltherrscher gedeihen zu lassen, konnte man deutlich erkennen. Wie vor zwei Jahren, erhob sich jetzt willig Alles, was waffenfähig war. Mit Erstaunen sahe man die langen Reihen junger Freiwilligen in den Straßen aufgestellt, die sich kampfbegierig zum Dienste drängten, und welche durch die neu herangewachsene Jugend ansehnlichen Zuwachs erhielten. Diesmal ging aber die Einstellung rascher und regelmäßiger, weil das Land sich selbst überlassen war; und nach einigen Tagen sahe man zu

Tausenden die fertig equipirten Jäger umhergehen. Wie durch einen Zauberschlag war eine neue Armee entstanden. — Dies ließ sich um so leichter bewirken, als ein großer Theil der früher gedienten Leute noch im Besitz seiner Armatur und Montirung, und für die übrigen bei der vorausgesehenen Bewaffnung nothwendig gesorgt worden war.

Ein großer Mangel wurde fühlbar; es war der an Chirurgen, welche die jetzt vermehrte Armee erforderte. Um ihm abzuhelfen, nahm man Alles, was irgend Vorkenntnisse in Medizin und Chirurgie besaß, und wer Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, hat die preußischen Lazareth-Anstalten lobenswerth befunden.

Wem fallen hiebei nicht die Gräuel des Spitalwesens ein, wie es zum Theil die französischen Militair-Krankenhäuser zeigten. Die lange Gewohnheit, mit den Leidenden umzugehen, hatte Aerzte und Krankenwärter abgestumpft, und es erregte kein Mitleiden bei ihnen, wenn sie den Kranken wehe thaten. Die Franzosen selbst priesen sich glücklich, wenn sie in die Hände deutscher Aerzte und Wärter fielen, welche vorsichtig und gefühlvoll handelten.

Ein neuer Krieg war also unvermeidlich, und in 4 Wochen hatte sich aus dem tiefsten Friedensschlummer Preußen, namentlich soviel man in Berlin sehen konnte, kampfrüstig erhoben.

Unterdessen hatte ein neuer Ausbruch die ganze Welt überrascht. Mürat, Napoleons Schwager, gab Zeichen der Anhänglichkeit den Verbündeten zu erkennen, als ihm die erste Kunde von der Entweichung aus Elba geworden war. Hingegen fiel er mit Schnelligkeit und einem starken Heere in Italien ein, das er durch Aufrufe für sich zu gewinnen suchte, und drang rasch bis zum Po vor.

Diese kriegerische Bewegung glaubte man im Einverständnisse mit Napoleon combinirt, um dadurch eine bedeutende Streitmacht von Frankreich abzuziehen. Napoleon

hingegen war noch nicht kampffertig, und suchte durch Unterhandlungen erst seinen Thron zu befestigen, die aber nicht glückten, weil die Verbündeten einmüthig sich weigerten, ihn als Herrscher Frankreichs anzuerkennen, die Bedingungen mögen sein wie sie wollen. — Er mußte daher alle Mittel aufbieten, um den verhängnißvollen Kampf wagen zu dürfen.

Mürats Unternehmen erreichte ein schnelles und für ihn betrübtes Ende. Seine zahlreiche Armee war nicht von dem Muthe beseelt, der zum Siege nöthig war; sie wurde überall, wo sie mit den Oesterreichern zusammentraf, geschlagen, und in der Mitte des Mai hatten letztere das ganze Königreich Neapel erobert, und Mürat mußte sich nach Frankreich flüchten. — Das gewonnene Beispiel aber ließ eine glückliche Wiederholung in Frankreich hoffen.

Berlins Publicum hatte mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge in Italien verfolgt, und mit vieler Freude den Ausgang gesehen, welcher mit dem drohenden Anfange in gewaltigem Widerspruch stand. So — meinten Viele — wird es in Frankreich ebenfalls kommen, und wenn gleich die Franzosen bessere Krieger sind, auch ihre alten Soldaten aus Rußlands Gefangenschaft wiedererhalten haben, so kann man dennoch ein gleiches baldiges Ende erwarten, weil die Kräfte der Verbündeten denen Frankreichs überlegen sind. —

Glaubte nun selbst der Unbefangene daran, daß durch das Waffenglück Napoleons Sache nicht mehr zu gewinnen war, so hatte man hingegen Bedenklichkeiten, ob die verbündeten Heerführer auch einig genug sein würden, und ob nicht Napoleons Einflüsterungen ihm unter den Fürsten manche gewinnen dürften, die durch die Entscheidungen des Wiener Congresses sich zurückgesetzt fühlen möchten. Diese Besorgniß allein konnte veranlassen, daß man Napoleons Macht wieder fürchten durfte.

Indessen war von allen Seiten mit ungemeiner Schnelligkeit dazu gethan worden, Frankreichs Grenzen durch Heereskräfte zu umgeben, deren Stärke die Ruhe der Welt verbürgen konnte. — Das ganze christliche Europa stellte sich wider Napoleon, und man schätzte die Anzahl der verbundenen Heere auf eine Million.

Der König Friedrich Wilhelm traf zu Ende Mai in Berlin ein. Die zahlreiche Besatzung stand unter den Linden in Parade aufmarschirt, und er ritt ihr vorüber, freundlich das versammelte Volk grüßend, das ihn mit unzähligen Hurrah! empfing, eben so wie die Truppen.

Die Garden marschirten bald darauf aus, nachdem ein feierlicher Gottesdienst mit ihnen abgehalten war, und der König selbst reis'te in der Mitte des Juni ab. —

Täglich erwartete man Nachricht vom Ausbruch der Feindseligkeiten und konnte sich nicht erklären, warum solche so lange ausblieb. Denn schon zu derselben Zeit, wo Mürat seinen unglücklichen Feldzug begonnen, hatte man erwartet, daß Napoleon aus irgend einer Gegend hervorbrechen, und vor allen Dingen überraschend Land, und mit diesem Mittel zu gewinnen suchen würde, und als dies nicht geschahe, erklärte man sich die Unterlassung auf verschiedene Weise, hauptsächlich dadurch, daß man ihn im Einverständnisse mit einigen Mächten glaubte, worunter selbst England — sein unversöhnlichster Feind — begriffen sein sollte. Letzteres sollte ihn absichtlich von Elba fortgelassen haben; denn man hielt dafür, daß die englischen Schiffe jeden Ausgang dieser Insel Tag und Nacht sorgfältig beobachtet haben müßten.

Diejenigen, welche solchen Argwohn nicht theilten, waren dennoch unzufrieden, weil ihrer Meinung nach der Krieg angriffsweise zu führen, und demnach längst die Heere in Frankreich eingedrungen sein sollten. —

Eine tiefe Stille herrschte in Berlin; man erwartete den Ausbruch des Krieges zwar immer, die lange Spannung aber

hatte die Gemüther erschlafft, und es gab daher neuen Reiz, als in der Zeitung vom 24. Juni erzählt ward, Bonaparte habe ohne Kriegs-Erklärung am 15. und 16. die preußischen Vortruppen angegriffen, aber auf den Angriff gefaßt gefunden, und deshalb seine Versuche eingestellt, und sich wieder über die Grenze zurückgezogen.

Es war von keinem großen Gefechte oder Siege die Rede; daß die oberflächlichen Versuche Napoleons, so wie ihrer erwähnt ward, mit seinem bisherigen Character nicht vereinbar schienen, leuchtete Jedem ein, und daher waren die Vermuthungen entstanden, daß unter dieser versuchten Bewegung irgend einen Hauptschlag verborgen sein mußte. Denn die wirkliche Wahrheit der Vorfälle vom 15. und 16. durfte man nach den Zeitungs-Angaben nicht vermuthen. —

Allein — woher? ist nicht bekannt — schon nach einigen Stunden erzählte man sich, daß die Gefechte vom 15. und 16. nicht unbedeutend gewesen, und für die preußische Armee nachtheilig ausgefallen seien; der König, den der Courier auf seiner Reise getroffen, sei höchst ergriffen gewesen, und habe tadelnde Worte fallen lassen; hienach erwartete man mit Bangigkeit nähere Angaben.

Als diese Gespräche im Umlauf waren, durchlief plötzlich eine Nachricht die Stadt, daß ein Courier mit Siegesbotschaft angelangt sei, und feierlich eingeholt werden sollte. Bald darauf sahe man unter den Linden seinen Einzug, in Begleitung von 24 blasenden Postillons, und neue Hoffnung lebte auf. Es erschien gleichzeitig das gewöhnliche Extrablatt mit der Bekanntmachung vom Siege bei Belle Alliance unter so günstigen Angaben, daß anfänglich die Nachricht für übertrieben gehalten wurde. Indeß war der Sieg unzweifelhaft, und somit in einigen Stunden die Besorgniß um das Vaterland mit der Freude über den Sieg vertauscht worden, wogegen jetzt die Besorgniß erwachte, wieviel Blut und welche Angehörigen derselbe als Opfer gefordert haben möchte. —

Die Freude über den Sieg ward noch erhöht, als die Folgen desselben bekannt wurden. Napoleons Macht war in einer Schlacht vernichtet worden, und die Verbündeten eilten raschen Schrittes auf Paris zu. Die Menge der Gefangenen und eroberte Geschütze überstieg alle Hoffnungen, und wenn gleich die verkündete abermalige Gefangennahme von Vandamme und seinem Corps nicht erfolgte, welche man sehnlichst wünschte, so waren an deren Stelle die Fortschritte der Armeen so reißend, daß Jeder sich höchlichst zufrieden gestellt fühlte.

Vierzehn Tage vergingen unter fortwährend günstigen Nachrichten; schon wußte man, daß Napoleon der Regierung entsagt habe, und eine Deputation der Kammern an die verbündeten Monarchen abgegangen sei, als auch das Eintreffen der Armeen von Blücher und Wellington bei Paris gemeldet ward. — Blücher ging kühnen Schrittes über die Seine, griff Paris von der unbefestigten Seite an, schlug die vertheidigenden Corps in die Stadt zurück, und bewirkte so, daß Davoust, dem das Obercommando zugefallen war, am 3. Juli die Uebergabe der Stadt unterschrieb.

Den 7. Juli zogen die verbündeten Heere in Paris ein, und der Krieg hatte ein rasches Ende gewonnen.

Berlins Bewohner schwammen in Freuden, als täglich mehr und mehr die Siegesnachrichten einliefen. Noch glaubte man, daß das französische Heer, welches vertragsmäßig das Land bis zur Loire hatte räumen müssen, seine feindliche Stellung beibehalten, und den Krieg verlängern würde; statt dessen aber beschlossen dessen überlegende Anführer, sich dem Könige Ludwig XVIII. zu unterwerfen, und dadurch war die Hauptsache zu Ende geführt. —

Zur Feier der errungenen Siege ward ein öffentliches Dankfest angeordnet, und besonders im Theater zeigte sich der Enthusiasmus des Publicums im höchsten Grade. Dort

mischten die Schauspieler die jüngst empfangenen Nachrichten in ihr Gespräch ein, und das entzückte Publicum klatschte Beifall und verlangte das: Heil dir im Siegeskranz! welches unter bewegender Theilnahme abgesungen wurde.

Eine zugleich große Beruhigung bei den Siegesfreuden gewährte die Ueberzeugung, daß von denjenigen Streitern, welche Berlin in den Kampf gesandt, keiner verloren gegangen war; es ist wenigstens dem Verfasser keine Familie bekannt geworden, welche solche Klagen geführt hätte, und ein günstiges Schicksal muß über die Berliner bei Belle Alliance gewaltet haben.

Bei Versailles hatte das Brandenburgische Husarenregiment ein nachtheiliges Gefecht gegen Uebermacht zu bestehen gehabt, und die erste Nachricht ließ vermuthen, daß davon kein Mann entkommen sein möchte. Dies erregte eine Zeitlang Besorgnisse, weil das Regiment einen großen Theil Berliner enthielt; aber auch hiebei ist außer dem schwer verwundeten Oberst Sohr kein namhafter Verlust bekannt geworden.

Nach der Einnahme von Paris verloren die Kriegsbegebenheiten den größten Theil ihres Interesses. Was außer den Thaten der preußischen und brittischen Heere sich ereignet hatte, war nicht von Bedeutung, weil die französischen Streitkräfte auf andern Puncten zum kräftigen Widerstande zu schwach waren, und jetzt konnte man mit Sicherheit einsehen, daß selbst der entscheidendste Sieg in den Niederlanden für Napoleon kein nachhaltiges Resultat gewähren konnte. Den österreichischen, russischen und deutschen Bundesheereen stand beinahe nichts entgegen, und so wüthend auch der Haß der Landesbewohner, selbst der deutschen Elsasser, sich durch erbitterten Kampf gegen die verbündeten einzelnen Detachements zeigte, konnte er nur zur Verschlimmerung des Schicksals Frankreichs beitragen. —

Napoleon hatte Paris verlassen, ehe die verbündeten Heere es umschlossen, mit dem verlornen Siege war auch seine

Zauberkraft entschwunden, und er fand in den Volksvertretern so viel Widersacher, daß er, um Zeit zu gewinnen, vorläufig für seine Person dem Thron wieder entsagte, und sich nur den Befehl über das Heer bedang, um für seinen Sohn, Napoleon II. zu kämpfen. Allein der Oberbefehl ward ihm nicht überlassen; er hätte auch statt Anträge zu machen, ihn übernehmen sollen, denn die Truppen hingen noch an ihm; statt dessen ließ er sich durch die Intriguanten, Fouché und dessen Genossen, verleiten, Paris und das Heer zu verlassen, und begab sich nach Rochefort, wo er, des Undankes müde, sich der englischen Flotte als Gefangener ergab. —

Wohl kann man ihn in dieser letzten Zeit seines Herrscherthums der Schwachheit beschuldigen. Das, was ihm eine Ergebung auf Discretion verhieß, blieb ihm immer sicher genug, und, wie sich nachher genügend kund gethan, die Bewohner von Rochefort, der Umgegend, die Seeleute und die Militairmacht hingen noch mit Liebe an ihm, und er mußte auch zur Armee gehen, wenn er mit Ehren seiner Sache ein Ende machen wollte. — Es hat aber viele tausend Menschenleben erhalten, daß er dies nicht gethan, und so wollen wir den Entschluß zu seiner Ergebung — er sei gegründet worauf er wolle — loben. Siegen konnte er noch, aber sein Herrscherthum durchführen, war unmöglich.

Der dritte glänzende Sommer für das neuerstandene Preußenland überstrahlte an Ruhm beinahe die beiden vorvergangenen. Preußens Tapferkeit hatte in der kürzesten Zeit dem drohenden Uebel ein Ende gemacht, das die Länder zu verheeren drohte, und nun sahe Frankreich sich zum erstenmale gänzlich gedemüthigt.

In Berlin erhob man die ruhmwürdigen Anstrengungen des Heeres aufs Aeußerste. Zur Feier der Siege und der Einnahme von Paris wurden sinnreiche Festspiele im Opernhause aufgeführt, Blüchers und Wellingtons Personen, allegorisch vorgestellt, erschienen zu Pferde auf der Bühne, die

Göttin des Sieges mit Lorbeerzweigen trat vor ihnen her; der Enthusiasmus im überfüllten Hause machte sich durch unaufhörlichen Beifall und Vivatrufen Luft, und mit stolzem Selbstgefühl pries sich Jeder glücklich, daß solche Zeiten eingetreten waren.

Diesmal fand sich die Stimme des Volks besser berücksichtigt; alle Gemälde, Bildhauer-Arbeiten nnd andre Kunstschätze, die die Franzosen aus dem Continent nach Paris geholt, wurden ohne weiteres Verhandeln ihrem Museum wieder entnommen, und zurück nach ihren früheren Besitzörtern befördert. Auch ward deutlich genug veröffentlicht, daß diesmal Frankreich ohne schwere Contributionen und andre lästige Bedingungen nicht davon kommen würde.

Unter solchen günstigen Umständen ward denn der Geburtstag des Königs abermals mit einer Liebe gefeiert, die aller Orten sichtlich hervortrat, und gewiß ist seiner nie mit mehr dankbarer Verehrung gedacht worden, als an diesem Tage. Der Festlichkeiten waren so viele, daß sie nicht mehr aufzuführen sind.

In Frankreich gab sich Prinz August von Preußen Mühe, die französischen Festungen, deren Besitz man für nöthig hielt, eine nach der andern zu nehmen. Sie vertheidigten sich alle mehr und minder hartnäckig, mußten aber fallen, weil die Angriffsmittel zu kräftig waren, und so sahe man durch deren Eroberung das schon verkündigte Vorhaben, einen Theil von Frankreich so lange besetzt zu halten, bis die Contributionen berichtigt sein würden, gesichert.

Die Garden des Königs von Preußen blieben in Paris stehen, übrigens war veranstaltet, daß sämmtliche preußische Armee-Corps durch Paris marschiren mußten, um dadurch ihren Theil an dem siegreich beendigten Kampfe zu belohnen. Die Truppen fanden diese Anordnung ihres Königs eben so anerkennungswerth, als die Bewohner unsers König reichs, und gewiß war die Absicht, jedem Einzelnen durch den

Anblick des besiegten neuen Babylons, ein beglückendes Angedenken zu erschaffen, ihrer Zeit höchst angemessen.

Die übrigen preußischen Armee-Corps wurden nach ihrem Marsche durch Paris in das ganze nördliche Frankreich und an der Küste des Oceans vertheilt, und für ihre beste Verpflegung gesorgt; auch ist noch heute Jedem, der in jener Zeit dort dabei war, die Erinnerung eine der angenehmsten seines Lebens.

In Berlin selbst hoffte das Publicum von allen den glücklichen Erfolgen, welche das Vaterland nach außen hin gewann, auch seinen Antheil zu erhalten, und diese Hoffnung ist großentheils wahr geworden. Der Staat, größer und mächtiger, als er je gewesen, bedang für die Hauptstadt eine vermehrte Concurrenz in jeder Hinsicht. Alle Verwaltungszweige sind in Berlin concentrirt; eine vermehrte Anzahl der zu den obersten Behörden gehörenden Personen mußte das Wohl der Stadt heben, und ferner glaubte man, und nicht mit Unrecht, daß die von Frankreich einzufordernde Kriegs-Contribution durch ihren ordnungsmäßigen Weg zur Vertheilung zunächst die Hauptstadt wohlthätig berühren müsse. —

Die verbündeten Heere blieben mehre Monate in Frankreich und dessen Hauptstadt, und ein Theil derselben nur wurde zum Abmarsche in seine Heimath angewiesen. —

Ehe die verbündeten Monarchen Paris verließen, schlossen sie die bekannte heilige Allianz, ein Werk ohne Gleichen in der Geschichte, dessen Tendenz nichts zu errathen läßt. Indessen waren bei ihrem Erscheinen die Meinungen darüber nicht einig; und werden es vielleicht nie werden. —

Eine wichtige Erinnerung trat im Monat October ein. Es waren am 22. desselben Monats 400 Jahre, als das Haus Hohenzollern unter Friedrich dem Ersten mit der Mark Brandenburg beliehen worden war, und aus diesem Grunde ward beschlossen, ein Dankfest in allen Kirchen zu begehen.

Der König, welcher zur Freude seines Volks wieder in seiner Hauptstadt eingetroffen war, ordnete zur Verherrlichung der Feier an, daß, während im Dome das: „Herr Gott dich loben wir!" gesungen ward, die im und am Lustgarten aufgestellte Besatzung der Stadt neben Kanonenschüssen mehrere allgemeine Gewehr-Salven gab, und in der kaum beendeten kriegerischen Zeit machte es einen tiefen, erhabenen Eindruck, als mehrere tausend Gewehre, in Geschwindschüssen abgefeuert, eine Viertelstunde hindurch den schmetternden Donner hören ließen, der sich an den benachbarten Gebäuden im schallenden Echo wiederholte.

Mit diesem großartigen Schauspiele kann man das Ende der zehn verhängnißvollen Jahre Berlins in diesem Jahrhunderte annehmen. Als Zugabe hatte eine Gesellschaft Bürger ein Volksfest veranstaltet, das in den öffentlichen Blättern angekündigt war, und auf dem Exercier-Platz im Thiergarten abgehalten wurde.

Es waren einige Musikcorps aufgestellt, die patriotische Stücke hören ließen, ferner sollte nach dieser Musik getanzt werden; da wurden an einigen Stellen Getränke ausgegeben, wozu jedoch solcher Andrang war, daß man nicht in der Nähe sehen konnte, worin sie bestanden. Außerdem war für allgemeine Belustigung durch Errichtung von Schaukeln und Kletterbäumen gesorgt, von welchen gewandte Klimmende sich seidne Tücher, silberne Theelöffel und silberne Uhren holen konnten, und Wettläufe in und außer dem Sacke wurden abgehalten.

Wenn gleich für eine Stadt wie Berlin sich die erwähnten Belustigungen als zu geringe zeigten, in so fern nur der kleinste und gewöhnlichste Theil des Publicums daran Theil nehmen konnte, so war dennoch der blose Name hinreichend, eine unzählige Menge Menschen anf dem Platze zusammenzubringen, und es wird nicht übertrieben sein, wenn man ihre Zahl auf mindestens funfzigtausend annimmt. Der große Platz war mit Ab- und Zuströmenden überfüllt, und selbst aus den höhern Ständen

fanden sich Personen ein, die an dem Gewoge der Tausende die Augen weideten. Die verkündigten Belustigungen haben Wenige gesehen, und der größte Genuß war der Ueberblick auf die zahllose Menge, in der alle Stände bunt gemischt sich zeigten.

Uebrigens ging das ganze sogenannte Volksfest ohne Unfall und Störungen ab, und mit einbrechender Dunkelheit hatten sich die letzten Anwesenden entfernt. Denjenigen, die wohlmeinend Anregung dazu gegeben, ward durch die Zahl der Besucher die beste Anerkennung zu Theil. —

Wie dieser Tag eine Reihe von Begebenheiten schloß, so will auch ich damit diese flüchtigen Skizzen endigen. Der Lauf der Zeit mit ihren Schicksalen hat auch mich bald darauf ergriffen, und mich auf einem großen Theil des Continents von Europa umher geführt. Nur in kurzen Fristen habe ich von Zeit zu Zeit Berlin wieder gesehen, das sich im Schutze seiner Regierung unter dem wohlthätigen Einflusse des Friedens, immer schöner erhebt, und — ein neues Palmyra — an Pracht der Palläste und anderen Gebäude eine ganz andre Stadt geworden ist, als es vor fünf und zwanzig Jahren war. — Möge ihm fernerhin immer Glück blühen!

---

Bei einer Schilderung Berlins in den vorerwähnten Jahren glaube ich zweier Männer erwähnen zu dürfen, deren Sonderbarkeit einem großen Theile der Einwohner aus jener Zeit noch erinnerlich sein wird, und deren noch nicht öffentlich erwähnt worden ist.

## 1. Klemm.

Welcher Bewohner der Friedrichsstadt Berlins, der vor dreißig Jahren in seinem Knabenalter war, wird sich nicht bei Lesung dieses Namens eines Mannes erinnern, der für uns

einen hohen Grad von Wichtigkeit hatte, denn er und die Knaben waren in beständigen Feindseligkeiten gegen einander.

Ein alter, großer Mann, von hagerer Gestalt, einem sehr zerrütteten Gesichte, mit gepuderten Haaren und einem langen steifen Zopfe, gekleidet in einen blauen Ueberrock und Mantel, auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut, den er in seiner letzten Lebenszeit mit einer Pelzmütze vertauschte, und steifen Reiterstiefeln an den Füßen, war dieser Klemm zugleich ein Original unter den Menschen.

Im siebenjährigen Kriege hatte er unter den Kleistischen Freidragonern gedient, als Junker bei denselben die Schlacht von Torgau, seine erste, mitgemacht, und in dieser Schlacht die Standarte getragen, welche beim Eingange er einem alten Unterofficier abgeben müssen, der aber gleich beim Ergreifen derselben durch eine Kanonenkugel getödtet worden, worauf unser Klemm die Standarte behalten. Darauf hat er allen Streifzügen unter Kleist in Franken und den Reichsländern beigewohnt, ist nach dem siebenjährigen Kriege Ingenieurofficier geworden, hierauf zu den Invaliden nach Ottmachau gekommen, und hat auch die letzte Stellung aus Gründen — die er nie angab — verlassen, und sich demnächst viele Jahre in Berlin aufgehalten.

Dies waren die Angaben, welche er mir über sein früheres Leben machte, wobei er aber nie seiner Eltern erwähnte. Es war mir nämlich ohne mein Zuthun gelungen, seinen Beifall zu gewinnen, und er hat mich oft stundenlang des Abends bei sich gehabt, und mich von seinen Schicksalen und Anderem unterhalten.

Dieser Mann lebte in seinen alten Tagen vom Almosen, das er sich selbst einholte. Er ging jedoch nur zu Officieren und Edelleuten, und zwar zu solchen, die ihm als wohlhabend und reich bekannt waren. Indessen trug ihm sein Gewerbe so viel ein, daß er sich ein Reitpferd hielt, welches

er in den letzten Jahren seines Lebens abschaffen mußte, weil sein Körperzustand ihm das Reiten nicht mehr erlaubte.

Dieser Bettler zu Pferde begnügte sich aber nicht blos mit dem, was ihm in Berlin zu Theil wurde, sondern er machte alle Jahre eine Reise von 3 bis 4 Monaten, wozu er eben sein Pferd hielt, welches dann auch von der Reise im glänzendsten Zustande zurückkam. Nachher mußte es sich mit so wenigem Futter begnügen, daß es einem Schemen ähnlich wurde. Der Reiter aber brachte ebenfalls von der Reise einen ziemlich gesunden Körper und ansehnliche Summen Geldes mit, die ihm seine Freunde — wie er die Gönner nannte — gegeben hatten, und mit welchen er, unter Zuhilfnahme seiner Berliner Wohlthäter, sich ein besseres Leben zu bereiten mußte, als gewiß viele seiner Gönner es führten.

Er ging ein Jahr nach Schlesien, ein Jahr nach Sachsen, ein Jahr nach Pommern, und dann fing er mit Schlesien wieder an, welches ihm vorzugsweise lieb war, weil es ihm die reichsten Ernten gewährte. Die Secularisation der Klöster war ihm das ungerechteste, grausamste Verfahren, und er mochte guten Grund haben, es zu tadeln, weil er in den Klöstern immer Herberge auf einige Tage gefunden, und sich durch die ausgesuchten Speisen und Getränke der Pater höchlich gelabt gefunden hatte. Zwar blieben die Mönche, welche das Klosterleben beibehielten, in ihren Zellen, und Klemm besuchte sie auch dort noch, aber das frühere Wohlleben hatte aufgehört.

In Berlin begnügte er sich, des Vormittags seinen Geschäften nachzugehen, wie er es nannte; gegen 2 Uhr kam er zu Hause, aß ein ausgesuchtes Mittagbrod, welches er gewöhnlich tadelte, dann aber, wenn es seinen ganzen Beifall fand, mit geschlossenen Augen verzehrte, um im Genusse nicht gestört zu werden. Nach dem Essen trank er ein Glas Liqueur, und unmittelbar darauf Kaffee, der immer von ausgesuchter Stärke sein mußte, weshalb er sich solchen nur selbst einholte

und brannte. Auch sein Brot brachte er täglich frisch vom Hofbäcker mit, und feiner und besser kann man es nicht wünschen.

Weil seine Kost schon viele Geldausgaben erforderte, konnte er nicht mehr wie früher; täglich Wein trinken, der in den genannten Jahren sehr theuer war. Dies machte ihn auch sehr verdrießlich, sobald er sich daran erinnerte. Ueberhaupt war er der furchtbarste Menschenfeind, den ich je gekannt habe. Wer ihm begegnete und ins Gesicht sahe, den fragte er in schreckender Härte: Was sieht man mich an? kennt man mich? und eben deshalb wurde er ein Spott der Knaben, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu ärgern. Dazu gehörte nur, daß Einer seinen Namen Klemm nannte, und der Mann war gleich wüthend; wehe aber auch dem, den er gelegentlich erwischte. Ein derber Hieb mit dem Stocke oder, wenn er ihn erreichen konnte, ein tüchtiges Haarzausen wurde dem zu Theil, der ihm in die Hände gerieth, was sich gelegentlich traf, wenn er seines Weges gegangen kam und irgend ein Knabe, ihn nicht bemerkend, unbefangen stehen blieb.

Auch war Klemm grimmig genug, um in der Nähe, wo er wohnte, die Mädchen und Frauen mit harten Schimpfworten zu verjagen, ja er hat sogar einige thätlich beleidigt, die mit einander plaudernd, sich so leise, daß er es dennoch hören konnte, zuflüsterten: das ist Klemm! — Männern ging er aus dem Wege, wenigstens suchte er keinen Hader mit ihnen, war aber gegen den, welchen er nicht für voll ansahe, sackgrob, so bald er sich beleidigt glaubte, und drohte gewöhnlich damit, daß er das Genick umdrehen wolle. —

In seiner Häuslichkeit hätte Niemand in ihm den Mann gesucht, der von Almosen lebte. Er besaß Sachen von Silber wie ein Millionair, namentlich ganze Punschterrinen, Kaffeeservice, auch sogar ein silbernes Nachtgeschirr. Damit prunkte er gern, wiewohl er Niemand bei sich sahe, und ich vielleicht viele Jahre eine Ausnahme machte.

Er rauchte gern Tabak; dieser mußte aber von der feinsten Qualität sein, dazu hielt er sich immer einen schönen Meerschaumkopf, den er mit wahrer Ehrfurcht betrachtete, und sich herzlich freute, wenn er einen veränderten Fleck daran fand. Das Mundstück und Rohr war aber jederzeit schlecht.

Weil er Tabakrauchen für Hochgenuß hielt, gab er sich Mühe, mich rauchen zu lehren, als ich 14 Jahre alt war; jedoch machte ich schlechte Fortschritte, denn er bestand darauf, daß ich dampfen sollte, was mir zu schwer fiel.

Er hielt sich sehr schönes Porzellan, wobei er aber nicht auf moderne Formen, sondern nur auf Feinheit und Güte der Malerei sahe; daher kaufte er eine alte T.sse billig vom Trödler, die in seinen Augen unschätzbar war, wenn Andre sie nicht umsonst hätten haben mögen. —

Weinkenner war er im höchsten Grade, wußte auch genau, welche Sorten Wein vorzugsweise in den größten Handlungen preiswürdig zu haben waren, und überhaupt konnte man von ihm genau erfahren, wo jede Art von Lebensmitteln am besten gekauft werden konnte. Seine Geschmacks- und Geruchsnerven waren undenklich fein, und was er dadurch wahrnahm, erregte Erstaunen, auch habe ich nie gefunden, daß er in dieser Hinsicht sich geirrt hätte.

Dieser Klemm war ein wissenschaftlich höchst gebildeter Mann; er verstand Alles gründlich, was der Ingenieur-Officier wissen muß, besaß eine sehr vollständige Bibliothek, worin Vauban, Belidor, Cöhorn, Folard, Friedrich der Große und unendlich viele Autoren, sämmtlich historischen oder kriegswissenschaftlichen Inhalts, prangten, die er alle gut studirt hatte. Ferner hatte er ein reiches Lager von Landkarten, Kupferstichen, und eine Menge Modelle zur Fortification, sämmtlich sauber und unterrichtend construirt, auch alle Instrumente zu Vermessungen. — Außerdem sprach er lateinisch und französisch; letzteres so fertig, daß ihm selbst Franzosen darüber Schmeicheleien sagten, und er während der französischen Occu-

pation sich sehr vortheilhaft stand, weil er als Officier aus dem siebenjährigen Kriege viele Theilnahme fand. Doch hatte ihn der Commandant Saint Hilaire einmal, als einen gefährlichen Menschen, verhaften lassen, ohne Zweifel in ihm einen Emigrirten vermuthend, und der Commandant hatte die sarcastische Güte, ihm bei seiner Entlassung ein Kommisbrot aufzudringen — pour avoir de quoi vivre — wie er sich ausdrückte.

Dafür aber gerieth Klemm auch in grenzenlose Wuth, wenn St. Hilaire genannt ward; und er zeigte offne Freude, als dieser bei Aspern geblieben war. Ueberhaupt konnte man leicht errathen, wer ihm nicht gab, denn er wußte solchen Leuten alle denkbare Fehler anzuhängen.

Als im October 1806 der Einmarsch der Franzosen bevorstand, konnte Klemm nicht genug erniedrigende Worte finden, womit er sie beschimpfte, denn er hatte so lange von den preußischen Officieren vielen Vortheil gezogen; nachdem er aber durch seine Sprachkenntniß sich auch bei den französischen Officieren befriedigenden Eingang verschafft, wurde er der größte Apologist Napoleons und seines Systems, verwünschte die Engländer mit ihren Alliirten aufs Aeußerste, und blieb bei dieser Gesinnung bis zu seinem Ende.

So lange er, wie schon gesagt, noch reisen konnte, hatte er ein überflüssiges Auskommen, welches jedoch sehr geschmälert wurde, als er das Reisen einstellen mußte. Dennoch führte er seine sonst gewohnte Lebensweise fort, so lange es ging; im letzten Jahre seines Lebens aber konnte er auch nicht mehr ausgehen, und mußte sich einschränken lernen. Dies fiel ihm gewaltig schwer, und er hätte es vermeiden können, wenn er einen Theil seiner todten Capitalien verkauft hätte, dazu aber verstand er sich nicht; sie waren ihm zu sehr ans Herz gewachsen.

Außer, was den Gaumen betraf, war er schmutzig geizig, seine Unterkleider und Wäsche waren abschreckend unrein,

und er blieb im letzten halben Jahre seines Lebens ohne Beinkleider, weil er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Lächerlich genug war es anzusehen, wenn er mit den Reiterstiefeln über den Flur in die Küche ging, sorgfältig den Rock zusammenhielt, die nackten Schenkel aber doch sichtbar wurden.

Einen großen Zwiespalt fand er immer mit dem Wetter; es war ihm stets zu heiß, zu kalt, zu trocken, zu naß, zu windig, zu still, und die Ausdrücke, welche er dafür gebrauchte, lassen sich gar nicht niederschreiben. Dabei war er Atheist im höchsten Grade, fürchtete sich aber entsetzlich vor dem Tode, und konnte — für einen Officier eine zweideutige Eigenschaft — kein Blut sehen, ohne der Ohnmacht nahe zu sein.

Seine Unterhaltung war aber anziehend, er sprach gut und geläufig über alte und neue politische Begebenheiten, konnte alle Operationen der kriegführenden Armeen loben oder tadeln, und kannte die Kriegsschauplätze jederzeit genau. Der Tadel behauptete indeß gewöhnlich die Oberherrschaft.

Dieser seltsame Mann war verheirathet, und seine Frau mußte sich wunderlich mit ihm stellen, was sie indeß mit vieler Gewandtheit zu thun verstand. — Auch hatte sie durch das lange Zusammensein mit ihm sich einen großen Theil seiner Eigenheiten selbst zugeeignet, und wußte über viele Dinge Auskunft zu geben, die man bei einer Frau nicht vermuthet. —

Nie aber hat dieser **Klemm** mir gestanden, daß er von Almosen lebe; zuweilen gab er eine Pension als seinen Lebensunterhalt an, zuweilen behauptete er, daß seine Verwandte — reiche Leute — mit Hilfe einiger Freunde, ihn unterhielten.

Dieser sonderbare Mann starb im Jahre 1814 im hohen Alter, und sein ganzes Wesen schien mir einer Darstellung werth, die ich gewiß unterlassen hätte, wenn Nachkommen desselben vorhanden wären. Er hat aber keine hinterlassen.

---

## 2. Ollmütz.

Eine Person, die wieder in anderer Hinsicht originell genannt zu werden verdient. Während unsere vorige Schilderung den gehässigen Menschenfeind darstellt, haben wir hier Jemand vor uns, der durch übertriebene Zuvorkommenheit und Einmischung in Alles, das ihn nicht anging, sich auszeichnete.

Ollmütz war früher ein Traiteur gewesen, der durch seine Gutmüthigkeit ruinirt worden ist. Als Grund warum er seinem Gewerbe entsagt, gab er an: daß er einmal zu Zeiten Friedrich Wilhelm II. beauftragt worden sei, bei einer großen Jagd, die der König veranstaltet, die Bewirthung von einigen hundert Personen zu übernehmen, demnach sich mit Speisen und Getränken reichlich versorgt, und auf dem ihm angewiesenen Platze ein Zelt aufgeschlagen habe. Indeß sei Niemand in seiner Nähe erschienen, und seine Einrichtungen seien vergeblich gewesen, worauf er aus Aerger ein Gelübde gethan, nie wieder als Traiteur aufzutreten.

Hierauf wurde er durch Hilfe von Gönnern als Nuntius bei dem General-Auditoriat angestellt, obgleich er eigentlich nie im Militairdienste gestanden hatte. Er aber behauptete dies steif und fest, und hat es sich zuletzt selbst eingeredet; schauderhaft waren die Erzählungen der Heldenthaten, die er als schwarzer Husar im siebenjährigen Kriege verübt haben wollte, und wenn er die Gefechte mit den Kosaken und Franzosen beschrieb, wurde gewöhnlich die Stube zu enge, denn er galoppirte und focht umher, daß die Anwesenden die Winkel suchen mußten.

In den Jahren, wo ich ihn kennen lernte, war er ein Siebziger, aber von der seltenen Gattung Menschen, die im Alter lebendiger werden, als sie früher waren. Sein Aeußeres zeigte ein Original. Er trug einen dreieckigen Hut, eine scharlachrothe Weste, kurze Beinkleider mit Schnallen, und einen blauen oder schwarzen Leibrock. Dabei focht er auf der

Straße mit seinem Rohrstocke in der Luft umher, um die Zeit seines Heldenlebens nicht zu vergessen, und, sonderbar genug, bei allem diesem auffallenden Aeußern ließ ihn die Jugend ungeneckt, obgleich er seinerseits keinen Knaben unangeredet ließ, wenn er nicht dringende Verrichtungen hatte.

Ging Ollmütz auf der Straße, und sahe irgend eine Arbeit, etwa Holzhauer oder Straßenfeger, so gab er gleich eine Menge Ermahnungen und Anweisungen, wie man sich dabei zu verhalten habe. Eben so trat er in kein Haus, ohne nicht die erste Arbeit, welche er sahe, dem Arbeitenden aus der Hand zu nehmen, und ihn zu unterrichten, wie er dabei zu verfahren habe. Dies that er hauptsächlich, wenn er Wäscherinnen fand; gleich warf er den Rock ab, und legte Hand ans Werk. Waren junge Mädchen dabei, so sprach er mit diesen in Reimen aus dem Stegreif, welche an Derbheit nichts übrig ließen.

Weil er nun seine Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit als höchst lobenswerth betrachtete, nannte er selbst sich: Ollmütz den Dienstwilligen, und gab gewöhnlich, wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, sich die Benennung zu. Gegen höhere Personen aber nannte er sich: der zuckersüße Ollmütz, und es ist authentisch, daß er dem verstorbenen Könige Friedrich Wilhelm, der im Schloßgarten zu Charlottenburg eine Menge seines Unsinns anhörte, und endlich neugierig ihn fragte: wer er sei? zur Antwort gab: Ihro Majestät kennen mich nicht? ich bin ja der zuckersüße Ollmütz.

In dem verhängnißvollen October 1806 mußte er seiner Behörde nach Königsberg folgen. Dort wußte er sich immer in der Nähe des Königs zu halten, und begleitete das Königspaar auf der traurigen Flucht von Königsberg nach Memel. Seine burleske Laune soll selbst der Königin in jener Zeit öfters ein Lächeln abgenöthigt haben. Folgender einzelne Vorfall möge beweisen, wie er sich ohne irgend eine Scheu zu benehmen wußte:

Das Königspaar war in einem litthauischen Dorfe angekommen, wo die Mittagsmahlzeit gehalten wurde. Ollmütz übernahm das Amt des Thürhüters. — Es fanden sich eine Anzahl Landleute aus dem Dorfe ein, die ihr Herrscherpaar sehen und von denen einige nett gestickte Sachen als ein Geschenk der Königin überreichen wollten. Ollmütz unterrichtete sie, wie sie sich zu benehmen, wenn die höchsten Personen erschienen, und bald darauf trat der König und die Königin heraus.

Die gutmüthigen Landleute betrachteten sie ehrfurchtsvoll, Ollmütz aber trat hervor und rief:

Seht Ihr denn nicht unsern allergnädigsten Landesvater und Landesmutter? Ihr verdammtes Ochsenzeug, gleich fallt auf die Knie nieder!

Mit einem Tacte fiel die Menge nieder, und, so wenig unserm Herrscherpaar solche Huldigung zusagen mochte, war der erste Eindruck doch so komisch, daß König und Königin sich umwandten, um ihren Unterthanen nicht laut ins Gesicht zu lachen.

Ollmütz blieb bis zum Jahre 1809 in Königsberg, dann kam er mit den obersten Staatsbehörden zurück nach Berlin.

In seiner Stube hielt er sich mindestens ein Dutzend Vögel, einige Nachtigallen, Lerchen, Drosseln, Staare und Grasmücken. Wenn er ausgegangen war, und nach Hause kam, ging er zu jedem Käfig und steckte den Finger hinein, und die Thiere gaben durch Schreien und Flattern mit den Flügeln ihre Freude zu erkennen, auch bissen die ältesten ihm schalkhaft in den Finger. Eben so begrüßte er seinen Hund, einen alten Mops, der sich vor Fett kaum noch rühren konnte. — Als er in Königsberg war, bestellte er in jedem Briefe einen Gruß an Semiren (den Mopshund) und an jeden einzelnen Vogel, namentlich genannt, und seine Frau stattete auch gewissenschaft den Gruß jedem Thiere einzeln ab. Auch ging

sie wieder zu jedem, und fragte, ob sie den Herrn grüßen sollte, sobald sie an ihn schrieb.

Sonst war dieser Ollmütz ein redlicher Mann und ein übertrieben eifriger Patriot, der vor den Franzosen ausspuckte, wenn er sie sahe. Seine Bildung war zurückgeblieben, dennoch aber fehlte ihm nie Phantasie und Stoff zum Schwatzen, und ernsthaft hätte Niemand bleiben können, der ihm zuhörte, wenn er recht bei Laune war.

„Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mir zu erlauben, daß ich vor und hinter der Thür sitzen kann, und so ist es denn meine Pflicht, auch den Unterthanen ihren schuldigen Respect beizubringen." So hatte er zu dem Könige gesprochen, als er wie vorerwähnt, den litthauischen Bauern auf die Knie zu fallen befahl. —

Dies möge zeigen, daß ihn ein seltnes Zutrauen zu sich selbst beseelte, und wenn ihm von eigentlicher Bildung nichts bewußt war, so ersetzte solche eine große Beigabe von Mutterwitz, die ihn aus Verlegenheiten immer glücklich rettete. —

So — si fabula vera est — hatte er vor jetzt einem halben Jahrhundert zur gerechten Bestrafung eines Verbrechers wesentlich beigetragen. — Ein Schlächtergesell, Lenz mit Namen, hatte die fahrende Post räuberisch angefallen, den Schirrmeister und noch einige Personen ermordet, und die Postgelder geraubt. Als sehr verdächtig eingezogen, blieb er hartnäckig beim Läugnen, und der Inquirent hatte sich verzweiflungsvoll darüber an Ollmützens Mittagstisch ausgesprochen. Ollmütz bat um Erlaubniß eine Viertelstunde bei Lenz im Gefängnisse sein zu dürfen, wo er ihm das Geständniß abnöthigen wolle, und es wurde ihm gewährt. — Er trat ein zu Lenz, der im Fieberfroste mit den Zähnen klapperte, als er die Gestalt des Scharfrichters vor sich sahe, der in einen rothen Mantel gehüllt, die Haare in Knoten geschlagen, mit wildem Blicke den Verbrecher betrachtete, welcher sein Auge nicht zu ihm erheben konnte, und dann in hohlem Tone folgende Worte hörte: „Verruchter Bösewicht; willst du deine Unthat noch nicht gestehen? die Schwerter klirren und schwirren bei mir immerfort, zum Zeichen, daß du der rechte bist, und die Gebeine der Geräderten klappern die ganze Nacht durch, daß du es bis hieher hören mußt, und du willst noch läugnen? Ich und meine Leute und alle arme Sünder haben keine Ruhe, so lange du verstockt bist, und wehe dir, wenn ich noch einmal komme!"

„Ach, lieber, bester Herr Lange, Gnade! Gnade!“ schrie Lenz, in Thränen schwimmend auf den Knieen liegend, „ich will ja Alles gestehen, kommen Sie nur nicht wieder.“

Nun Herr Criminalrath — rief Ollmütz durch die Thür — so vernehmen Sie jetzt den armen Sünder, dann wird er Ruhe kriegen, und wir auch. —

Und Lenz gestand offen und ohne daran zu denken, seine Aussage zurückzunehmen. —

Zu derselben Zeit erbat sich der schalkhafte Ollmütz von einem Beamten Erlaubniß, ihm zur Redoute einen recht schönen Domino leihen zu dürfen. Der Beamte, Lenz mit Namen, ahnte nichts Arges, und nahm das Anerbieten an. Ollmütz heftete ihm hinten einen Zettel an, auf dem der Name Lenz mit großen Buchstaben geschrieben stand, zugleich waren schon einige Andre darauf vorbereitet, daß sie ihn in Empfang nehmen, und danach den Zettel abreißen sollten; denn seine eigne Sicherheit wußte Ollmütz immer zu berücksichtigen.

Der Domino Lenz war kaum eingetreten, als ihn eine Schaar umringte, und mit den Worten begrüßte: je Lenz, wo kommst du denn her? — Nun war der Name Lenz kein angenehmer, denn in der ganzen Stadt war bekannt, daß der arme Sünder Lenz nächstens hingerichtet werden sollte, und sein Namensvetter hätte sich daher gern weit hinweggewünscht, weil er, ohne von seinem Aushängeschilde zu wissen, ahnte, daß Ollmütz seinen Anzug kund gethan hatte. — Er machte jedoch gute Miene zum bösen Spiele, nahm den Scherz als solchen auf, und wollte sich bald zu entfernen suchen, da trat ihm eine andre Maske in den Weg, und sagte: „Lenz, du willst doch nicht fort? bleibe noch hier, es hat ja noch Zeit, ehe du gerädert wirst!“ Der gereizte Beamte erwiderte: „Zeit muß es wohl haben, denn ich sehe noch den großen Ochsen hier, auf dessen Haut ich geschleift werden soll.“

Froh, ihn geärgert zu haben, entließen ihn seine Bekannten, und der Rath Lenz hing Ollmützen für seine Schelmerei eine Menge Ehrentitel an, wie solche ohne Chargengebühr ertheilt werden, wogegen dieser sich ganz verzweifelt stellte. —

Ollmütz hat aber vielen seiner Vorgesetzten aus mancher Noth durch Rath und That geholfen, denn er hatte immer, selbst für verzweifelte Fälle, Mittel zur Hand. —

Als er seine alte Frau durch den Tod verlor, wollte er schier vergehen, machte, als der Sarg hinabgelassen wurde, einen Satz, um mit in das Grab zu springen, und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden. „Ich bin ein Christ" gab er zur Antwort, als man ihn unter dem Versprechen los ließ, daß er ruhig bleiben solle, auch verhielt er sich so, hat aber eine Menge Unsinn als Gebet hingesprochen, daß zuletzt jeder Leidtragende das Gesicht in das Tuch steckte, um am Grabe nicht lachen zu müssen.

Während der Krankheit seiner Frau quälte er den Arzt dringend, ihr zu helfen, und machte für diesen Fall solche Versprechungen, die nicht wieder zu erzählen sind. —

Als das Friedensfest 1814 gefeiert wurde, hielt Ollmütz sich am Abend bei dem Academiegebäude auf, wo viele Menschen versammelt waren, um die schöne Erleuchtung zu sehen. Diese ermahnte er fortwährend, nach der Brüderstraße zu gehen, deren Schönheit alles Andre überträfe. Viele folgten seinem Rathe, und sahen — eine ganz dunkle Straße.

Es hatte nämlich irgend ein Hans Nord sich von Hause zu Hause in dieser Straße begeben, und den Vorschlag gemacht, die ganze Straße nach einem Plane zu erleuchten. Von einem Hause zum andern hatte man Seile gezogen quer über die Straße, und mitten an jedem derselben hing jedesmal ein Mauerstein. Jeder war begierig, was daraus werden würde; an dem bestimmten Tage aber sahe man nichts, denn der Künstler hatte sich nicht eingefunden, und die Bewohner waren zu etwas Anderm als Ersatz nicht eingerichtet.

Man wollte behaupten, daß Ollmütz die Triebfeder zu dieser Mystification gewesen war, indeß ward jede Untersuchung unterlassen, um Aufsehen zu vermeiden. —

Ollmütz hat noch sehr lange gelebt, und fortwährend sich so gezeigt, wie er immer war und gewesen ist.

Ollmütz und Klemm kannten sich seit vielen Jahren, waren aber, wie ihr ganzes Wesen, entschieden abgeneigt von einander.

